

Selbstwert und Depression:
Der Einfluss der Selbstwertkontingenz bei der Genese
depressiver Symptome

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie des Fachbereiches 06 – Psychologie und Sportwissenschaften
der Justus-Liebig-Universität Gießen

vorgelegt
von
Sarah Tandler
aus Mannheim

2014

Dekan: Prof. Dr. Marco Ennemoser
Erstgutachter: Prof. Dr. Joachim Stiensmeier-Pelster
Zweitgutachter: Prof. Dr. Martin Kersting
Tag der Disputation: 18.03.2015

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Prof. Joachim Stiensmeier-Pelster für die konstruktiven Gespräche, die fachlichen Anregungen sowie den thematischen Freiraum bei der Konzeption und Fertigstellung dieser Dissertation.

Bei meinen Kollegen Claudia Schöne und Malte Schwinger möchte ich mich herzlich bedanken für die kontinuierliche Unterstützung, die wertvollen inhaltlichen Diskussionen und auch die aufbauenden Worte zur rechten Zeit.

Zudem möchte ich gerne Cassandra Baum, meinen lieben Kolleginnen und unseren Hilfskräften danken, die mich in den letzten Jahren begleitet und zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben.

Mein ganz persönlicher Dank geht an meinen Freund Philipp und meine Eltern für den Rückhalt und die großartige Unterstützung – nicht nur bei der Erstellung dieser Arbeit.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Theoretischer Hintergrund	4
2.1	Selbstwerthöhe und depressive Symptome	4
2.1.1	Scar-Modell	5
2.1.2	Vulnerabilitäts-Modell	6
2.2	Das Konzept der Selbstwertkontingenz	8
2.2.1	Definitive Annäherung an das Konzept der Selbstwertkontingenz	8
2.2.2	Implikationen für den <i>state</i> -Selbstwert	11
2.2.3	Motivationale Konsequenzen	13
2.2.4	Selbstwertkontingenzen und psychische Vulnerabilität	14
2.3	Die Bedeutsamkeit der Selbstwertkontingenz bei der Depressionsgenese	17
2.3.1	Theoretische Überlegungen	17
2.3.2	Empirische Befunde im Überblick	21
3	Studie 1: Der Einfluss externaler Selbstwertkontingenzen auf die Entstehung depressiver Symptome nach negativen selbstwertrelevanten Stressoren	26
3.1	Forschungsanliegen	26
3.2	Methode	28
3.2.1	Überblick und Hypothesen	28
3.2.2	Stichprobe	29
3.2.3	Material und Durchführung	30
3.3	Ergebnisse	32
3.3.1	Selektiver Drop-Out	32
3.3.2	Fallausschluss	32
3.3.3	Exploratorische Faktorenanalyse der CSWS	32
3.3.4	Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten	33
3.3.5	Interkorrelationen	37
3.3.6	Externale Selbstwertkontingenzen und depressive Symptome zu t1	39
3.3.7	Der Effekt der externalen Selbstwertkontingenzen auf den Zusammenhang zwischen <i>daily hassles</i> und depressiven Symptomen (Hypothese 1)	41
3.3.8	Der mediiierende Effekt der subjektiven Belastung (Hypothese 2)	42
3.4	Diskussion	48
3.4.1	Der Effekt der externalen Selbstwertkontingenzen auf den Zusammenhang zwischen <i>daily hassles</i> und depressiven Symptomen (Hypothese 1)	48
3.4.2	Der mediiierende Effekt der subjektiven Belastung (Hypothese 2)	49
3.4.3	Schlussfolgerungen und Ausblick	51

4	Studie 2: Der Einfluss der Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback	53
4.1	Forschungsanliegen	53
4.2	Methode	55
4.2.1	Überblick und Hypothesen	55
4.2.2	Stichprobe	56
4.2.3	Material und Durchführung	57
4.2.3.1	Vorbefragung	57
4.2.3.2	Experiment	57
4.3	Ergebnisse	62
4.3.1	Manipulationscheck: Feedbackvalenz	62
4.3.2	Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten	63
4.3.3	Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätsfeedback und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)	66
4.3.4	Der mediiierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)	72
4.3.4.1	Niedergeschlagenheit	73
4.3.4.2	Tatendrang	75
4.3.4.3	Missmut	76
4.4	Diskussion	78
4.4.1	Der Einfluss der Attraktivitätskontingenz auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätsfeedback und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)	78
4.4.2	Der mediiierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)	80
4.4.3	Schlussfolgerungen und Ausblick	81
5	Studie 3: Der moderierende Einfluss der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback	82
5.1	Forschungsanliegen	82
5.2	Methode	85
5.2.1	Überblick und Hypothesen	85
5.2.2	Stichprobe	86
5.2.3	Material und Durchführung	87
5.2.3.1	Vorbefragung	87
5.2.3.2	Experiment	87
5.3	Ergebnisse	93
5.3.1	Manipulationscheck	93
5.3.2	Deskriptive Kennwerte	96
5.3.3	Der Einfluss der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)	99
5.3.4	Der mediiierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)	105
5.3.4.1	Niedergeschlagenheit	105
5.3.4.2	Kognitive Defizite	107

5.4	Diskussion	109
5.4.1	Der Einfluss der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)	109
5.4.2	Der mediiierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)	112
5.4.3	Schlussfolgerungen und Ausblick	113
6	Gesamtdiskussion der Studien 2 und 3	115
7	Studie 4: Der moderierende Einfluss habitueller dysfunktionaler Bewältigungsstrategien auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiven Symptomen nach negativen attraktivitätsbezogenen Ereignissen	118
7.1	Forschungsanliegen	118
7.1.1	Coping (dt. Bewältigung)	118
7.1.2	Eine Betrachtung spezifischer maladaptiver Copingstrategien	120
7.2	Methode	125
7.2.1	Überblick und Hypothese	125
7.2.2	Stichprobe	126
7.2.3	Material und Durchführung	127
7.2.3.1	Vorbefragung	127
7.2.3.2	Tagebuchverfahren	128
7.2.3.3	Nachbefragung	129
7.3	Ergebnisse	129
7.3.1	Selektiver Drop-Out	129
7.3.2	Fallausschluss	130
7.3.3	Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten	130
7.3.4	Interkorrelationen	131
7.3.5	Der Einfluss dysfunktionaler Bewältigungsstrategien auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz, Stressoren und depressiven Symptomen	132
7.4	Diskussion	139
7.4.1	Der Einfluss habitueller Bewältigungsstrategien	139
7.4.2	Limitationen und Ausblick	141
8	Zusammenfassende Diskussion	145
8.1	Überblick über die zentralen Forschungsziele und -ergebnisse	145
8.2	Limitationen und Forschungsperspektiven	147
8.3	Praktische Implikationen	149
9	Literatur	154
Anhang		165

1 Einleitung

Innerhalb eines Jahres erkranken etwa 6–8 % der Bevölkerung an einer Major Depression. Nach aktueller epidemiologischer Forschung beträgt das Lebenszeitrisko der Depression nahezu 20 %. Das Erkrankungsrisiko ist dabei in den letzten Jahrzehnten stetig angestiegen. Zudem nehmen depressive Störungen häufig einen rezidivierenden oder chronischen Verlauf und gehen mit einer ausgeprägten Komorbidität mit anderen psychischen und somatischen Störungen einher (Jacobi et al., 2004; Kessler et al., 2003; Kessler, Birnbaum, Bromet et al., 2010; Kessler, Birnbaum, Shahly et al., 2010). Folglich muss die Depression zu den weltweit häufigsten psychischen Störungen und schwerwiegendsten gesundheitlichen Problemen gezählt werden. Die hohen persönlichen, sozialen und ökonomischen Kosten zeigen die Notwendigkeit einer umfassenden Prävention und Behandlung depressiver Störungen (WHO, 2012).

Zu den Kernmerkmalen einer Depression zählen gemäß der *Internationalen Klassifikation psychischer Störungen* (ICD-10; WHO, 2010) eine über mindestens zwei Wochen durchgehend andauernde depressive, niedergeschlagene oder traurige Stimmung, Freudlosigkeit und Interessenverlust sowie die Beeinträchtigung des Antriebs und eine gesteigerte Ermüdbarkeit. Zu den weiteren Auffälligkeiten gehören Schuldgefühle, Verlust des Selbstwerts, suizidale Gedanken und Handlungen sowie Veränderungen des Appetits. Beeinträchtigungen der Konzentration, Unentschlossenheit und Schlafstörungen zählen ebenfalls zu den Symptomen depressiver Störungen. Bei der Depression handelt es sich somit um eine vielschichtige Störung, bei der neben emotional-kognitiven und motivational-behavioralen Aspekten auch die physiologisch-somatische Ebene betroffen ist. Der subjektive Leidensdruck depressiver Menschen ist aufgrund der stark reduzierten Lebensqualität groß. Seit einigen Jahren herrscht Konsens darüber, dass depressive Symptome auch im Kindes- und Jugendalter ein weitverbreitetes Phänomen darstellen. Das Risiko für depressive Symptome und Störungen steigt während der Pubertät, etwa zwischen dem 12. und 14. Lebensjahr, erheblich an. Depressionen bei Kindern und Jugendlichen gehen, wie bei Erwachsenen, mit ernsthaften Beeinträchtigungen in verschiedenen Funktions- und Lebensbereichen wie Schule und Freizeit einher. Je geringer dabei das Alter bei der Ersterkrankung ist, desto höher ist auch das Risiko für gravierende Störungen der weiteren Entwicklung (zsf. Groen & Petermann, 2011).

Diese Beeinträchtigungen und schwerwiegenden Entwicklungsrisiken und nicht zuletzt die hohe Verbreitung depressiver Störungen, die bereits bei Kindern und Jugendlichen festzustellen ist, verdeutlichen die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Identifikation von Risikofaktoren im Rahmen eines fundierten Erklärungsmodells der Depression, um früh einsetzende Maßnahmen zur Prävention und psychotherapeutischen Intervention bei Depressionen entwi-

ckeln zu können. Eine umfassende und empirisch gestützte Theorie der Depressionsgenese liegt jedoch derzeit nicht vor. Mit jeweils unterschiedlichem Schwerpunkt werden in den aus verschiedenen Disziplinen stammenden Depressionstheorien die Bedeutung von biologischen, kognitiven, sozialen und psychologischen Faktoren sowie deren komplexes Zusammenspiel bei der Entstehung depressiver Störungen betont. Eine psychologische Variable, der in vielen Erklärungsmodellen der Depression ein großer Stellenwert beigemessen wird, ist der Selbstwert. In einem Großteil dieser Theorien werden Personen mit niedrigem Selbstwert als vulnerabel für die Entwicklung depressiver Symptome beschrieben (z.B. Beck, Rush, Shaw & Emery, 1986; Brown & Harris, 2001). Aus empirischer Sicht ergibt sich jedoch hinsichtlich der Kausalität der Beziehung ein relativ inkonsistentes Befundmuster, das die Bedeutsamkeit des Selbstwerts als Vulnerabilität oder als „Narbe“ der Depression unklar erscheinen lässt. Zur Klärung dieser Inkonsistenzen befürworten einige Autoren eine mehrdimensionale Betrachtung des Konstrukts, das neben der Selbstwerthöhe auch Facetten wie die Selbstwertkontingenz beinhaltet (Kernis et al., 1998; Roberts & Monroe, 1994; Sargent, Crocker & Luhtanen, 2006). Unter Selbstwertkontingenz wird die Abhängigkeit des Selbstwerts von dem Erreichen interner und externer Standards in selbstwertrelevanten Bereichen verstanden (Crocker & Wolfe, 2001; Deci & Ryan, 1995; Schöne, 2013). Für den Einfluss der Selbstwertkontingenz auf die Entstehung einer depressiven Symptomatik liegt bisher keine aussagekräftige empirische Evidenz vor. Dieses Forschungsdefizit wird in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen. Das Ziel dieser Arbeit ist die Überprüfung eines Vulnerabilitäts-Stress-Modells, in dem die Selbstwertkontingenz als Vulnerabilitätsfaktor postuliert wird, der bei Auftreten von kontingenz-kongruenten Stressoren zur Entstehung depressiver Symptome führt.

Zu Beginn dieser Arbeit wird der theoretische Hintergrund zur Herleitung der zentralen Annahmen vorgestellt. Als Ausgangspunkt der Überlegungen werden zunächst der aktuelle Forschungsstand zum Zusammenhang zwischen der Selbstwerthöhe und depressiven Symptomen sowie die sich dabei aufzeigenden theoretischen und empirischen Lücken erläutert. Abgeleitet aus dieser kritischen Reflexion wird in den folgenden Kapiteln die Relevanz der Selbstwertkontingenz herausgearbeitet. Für ein tiefergehendes und differenziertes Verständnis der Selbstwertkontingenz erfolgt zunächst eine Konstruktdefinition. Daran schließt sich eine Darstellung der vielseitigen Konsequenzen der Selbstwertkontingenz an, wobei der Schwerpunkt auf den Auswirkungen auf das unmittelbare Erleben des Selbstwertgefühls, die motivationale Ausrichtung sowie das psychische Wohlbefinden liegt. Aus den dargestellten Implikationen lassen sich bereits erste Hinweise für die zentrale Prämisse dieser Arbeit ableiten, dass bestimmte Selbstwertkontingenzen mit einer erhöhten psychischen Vulnerabilität

verbunden sind, welche auch die Pathogenese der Depression entscheidend beeinflussen kann. Weitere Argumente für diese These werden in den darauffolgenden Abschnitten mit Bezug zur bisherigen Theorie sowie Empirie zum Zusammenhang zwischen der Selbstwertkontingenz und depressiven Symptomen erläutert. Den Abschluss des theoretischen Teils bildet ein Überblick über einige wichtige Forschungsdesiderate, die Anlass für diese Arbeit waren.

In der ersten Studie dieser Arbeit wird die Annahme geprüft, dass negative kontingenzkongruente Ereignisse in Abhängigkeit der jeweiligen Selbstwertkontingenz eine unmittelbare subjektive Belastungsreaktion hervorrufen, die sich im weiteren Verlauf zu einer depressiven Symptomatik entwickelt (Kapitel 3). Anschließend werden zwei experimentelle Studien berichtet, in denen der Einfluss der Attraktivitätskontingenz sowie der Attribution auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion infolge eines attraktivitätsrelevanten Stressors einer genaueren Betrachtung unterzogen wird (Kapitel 4 und 5). Die letzte Studie fokussiert auf dysfunktionale Copingstrategien, die als Ursache dafür angesehen werden, dass sich eine kurzfristige depressive Belastungsreaktion in andauernden depressiven Symptomen manifestieren kann (Kapitel 7). Im abschließenden Kapitel werden die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit zusammenfassend dargestellt und vor dem Hintergrund einiger Limitationen sowie praktischer Implikationen für die Prävention und Intervention depressiver Störungen diskutiert.

2 Theoretischer Hintergrund

2.1 Selbstwerthöhe und depressive Symptome

In vielen Depressionsmodellen wird dem Selbstwert eine zentrale Rolle bei der Genese und Aufrechterhaltung sowie der Prävention und Therapie depressiver Störungen zugeschrieben. Während ein hoher Selbstwert als eine persönliche Ressource verstanden wird, die bei belastenden, bedrohlichen oder traumatischen Ereignissen stabilisierend wirkt und dem Individuum eine höhere Widerstandsfähigkeit gegenüber Stressoren verleiht, wird ein niedriger Selbstwert häufig als Grundlage psychischer Störungen wie Depressionen betrachtet (Beck et al., 1986; Brown & Harris, 2001). Grawe (2000) sieht die Nicht-Erfüllung von Grundbedürfnissen – wie das Bedürfnis nach einem hohen Selbstwert – als „*Nährboden für die Entwicklung psychischer Störungen*“ (S. 420) an. Im psychotherapeutischen Arbeitsfeld werden daher häufig die Stärkung des Selbstwerts und der Abbau einer negativen Selbstsicht als essenzielle Therapieziele in der Behandlung der Depression formuliert (Hautzinger, 2003; Jacob & Potreck-Rose, 2004; O'Brien, Bartoletti & Leitzel, 2006). So werden in der Therapie beispielsweise durch die Betonung von Stärken und das Widerspiegeln von Ressourcen durch den Therapeuten beim Patienten selbstwertbestätigende Erfahrungen gefördert (Grawe, 2000).

Der Selbstwert lässt sich als eine generelle affektive Bewertung der eigenen Person definieren (Brown & Marshall, 2006). Dieser Definition zufolge kann der Selbstwert als eine Persönlichkeitsvariable (*trait*) verstanden werden, die situationsübergreifend und zeitlich relativ stabil ist (Brown & Marshall, 2006). Neben Merkmalen wie Neurotizismus oder Extraversion zählt der Selbstwert zu den Persönlichkeitseigenschaften, die am häufigsten im Zusammenhang mit depressiven Störungen untersucht wurden (Richter, 2000). Die genaue Kenntnis der Prozesse und Mechanismen, die zwischen dem Selbstwert und der Depression wirken, ist von wachsendem wissenschaftlichen Interesse und wird vor allem auch in der hohen Anzahl der in Datenbanken wie *Web of Science* oder *PsycInfo* geführten Publikationen zu diesem Thema deutlich. Ein Großteil dieser empirischen Arbeiten beschäftigt sich damit, die Wechselwirkung zwischen dem Selbstwert und der Depression zu untersuchen. Zwar konnte in der klinisch- und sozialpsychologischen Forschung sowie in der Persönlichkeitsforschung gezeigt werden, dass Personen umso höhere Depressionswerte aufweisen, je niedriger ihr Selbstwert ist (vgl. Creemers, Scholte, Engels, Prinstein & Wiers, 2012; Franck & deReadt, 2007; Lewinsohn et al., 1994; Roberts & Monroe, 1992); jedoch ist die Frage der Kausalität nach wie vor Gegenstand der Diskussion (zsf. Orth & Robins, 2013). Zur Prüfung der Kausalrichtung des Zusammenhangs

zwischen dem Selbstwert und der Depression müssen die beiden Konstrukte konzeptuell und zeitlich unabhängig voneinander sein (Roberts & Monroe, 1994). Die Tatsache, dass ein niedriger Selbstwert als „Gefühl der Wertlosigkeit“ im *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM V; American Psychiatric Association, 2013) als Symptom der Major Depression aufgeführt ist, stellt jedoch eine deutliche Restriktion dieser Voraussetzung dar. Gleichwohl sich die empirische Prüfung schwierig gestaltet, wird eine kausale Beziehung zwischen dem Selbstwert und der Depression dennoch in vielen psychologischen Theorien postuliert. Zu den dominierenden Erklärungsmodellen gehören das *Scar*-Modell und das Vulnerabilitäts-Modell. Beide Modelle werden im Folgenden dargestellt und empirische Befunde zur Validität dieser Modelle berichtet.

2.1.1 *Scar*-Modell

Vertreter des *Scar*-Modells postulieren, dass Personen nach einer erstmalig aufgetretenen depressiven Episode eine postmorbide Vulnerabilität besitzen, die vor der Erstmanifestation der Depression (prämorbid) in diesem Maße nicht bestand. Dieser Modellannahme zufolge wird der Selbstwert einer Person durch die Depression langfristig unterminiert und macht eine Person postmorbid vulnerabel für die Entstehung weiterer depressiver Episoden (Barnett & Gotlib, 1988; Richter, 2000). So kann die Depression, bedingt durch die bei depressiven Personen häufig beobachtete Tendenz, besonders solchen Informationen Aufmerksamkeit zuzuwenden, die negative Implikationen für die eigene Person haben, zu einem niedrigen Selbstwert führen. Zudem zeigen Menschen mit Depressionen häufig ein defizitäres Verhaltensrepertoire, das negative Reaktionen bei anderen Personen hervorruft und langfristig zum Wegfall wichtiger sozialer Beziehungen, die zuvor als Selbstwertquellen dienten, führt.

Befunde zur Verifikation des *Scar*-Modells stammen vorwiegend aus Längsschnittstudien, in denen das Ausmaß depressiver Symptomatik als Prädiktor für Veränderungen in der Höhe des Selbstwerts untersucht wurde. In einer Studie von Franko und Kollegen hatten weibliche Probanden, die in der Adoleszenz eine leichte oder mittelgradige Depression aufwiesen, im jungen Erwachsenenalter einen geringeren Selbstwert als nicht depressive Probandinnen (Franko et al., 2005). Konsistent mit diesem Befund konnte in anderen Arbeiten gezeigt werden, dass das Auftreten einer Major Depression in der Adoleszenz mit negativen Veränderungen des Selbstwerts während des Übergangs zum Erwachsenenalter einhergeht (Gayman, Lloyd & Ueno, 2011; Reinherz, Giaconia, Hauf, Wasserman & Silverman, 1999). Während diese Befunde das *Scar*-Modell stützen, sprechen die Ergebnisse anderer Arbeiten gegen die Annahmen des *Scar*-Modells (Orth, Robins & Meier, 2009; Orth, Robins & Roberts, 2008). Das

Ausmaß depressiver Symptomatik während der Adoleszenz und des jungen Erwachsenenalters erwies sich hier für die Höhe des Selbstwerts weder ein Jahr (Studie 1) noch zwei Jahre (Studie 3) später als Prädiktor. Auch für ein kürzeres Intervall von sechs Wochen (Studie 2) konnte die Annahme des *Scar*-Modells nicht verifiziert werden (Orth et al., 2009). Studien, die zeigen, dass der Selbstwert nach einer remittierten Depression (postmorbide) auf das prämorbidem Niveau zurückkehrt, sprechen ebenfalls gegen die *Scar*-Hypothese (vgl. Ormel, Oldehinkel & Vollebergh, 2004). Die berichteten Forschungsergebnisse zeigen, dass das *Scar*-Modell empirisch nicht ausreichend belegt ist.

2.1.2 *Vulnerabilitäts-Modell*

Dem Vulnerabilitäts-Modell zufolge weisen Personen mit einem niedrigen Selbstwert eine erhöhte Anfälligkeit (Vulnerabilität) für die Entwicklung depressiver Störungen auf (Richter, 2000). Eine postmorbide Vulnerabilität, wie sie im *Scar*-Modell postuliert wird, spiegelt hier lediglich das Fortbestehen einer prämorbidem Vulnerabilität wider (Ormel et al., 2004). Ein niedriger Selbstwert wird in diesem Kontext sowohl in kognitiv-behavioralen Theorien als auch in der Tradition der Psychoanalyse als eine potenzielle Ursache der Depression angenommen. So sah Freud (1917) den „*andauernden Prozess der Selbstverachtung, Selbstbeschuldigung und Depression*“ als Folgeerscheinungen des durch unzureichende oder übermäßige Bedürfnisbefriedigung gekränkten bzw. verminderten Selbstwerts an (zitiert nach Davison, Neale & Hautzinger, 2007, S. 315). Bei Beck (1986) findet sich der niedrige Selbstwert im Konzept des negativen Selbstbilds – ein Bestandteil der kognitiven Triade – als ein prädisponierender Faktor für die Depression wieder. Das negative Selbstbild ist gekennzeichnet durch die Einschätzung, fehlerhaft, unzulänglich und wertlos zu sein. Das durch ungünstige Lernerfahrungen entstandene negative Selbstbild führt dazu, dass die Wahrnehmung und Interpretation neuer Situationen verzerrt werden. Unangenehme Erfahrungen, wie Misserfolge oder Zurückweisung durch andere, werden aufgrund der negativen Selbstsicht der eigenen Unzulänglichkeit zugeschrieben, sodass sich das negative Selbstbild dauerhaft manifestiert (Beck et al., 1986).

Bei kritischer Betrachtung der empirischen Validität des Vulnerabilitäts-Modells ist festzustellen, dass die ätiologische Bedeutung eines niedrigen Selbstwerts bei depressiven Störungen zwar häufig theoretisch gut begründet erscheint, die Befunde empirischer Arbeiten, in denen der Selbstwert als determinierender Faktor der Depression betrachtet wurde, jedoch inkonsistent sind (Richter, 2000; Roberts & Monroe, 1994). In Längsschnittstudien erwies sich die Selbstwerthöhe während der Adoleszenz oder des jungen Erwachsenenalters als Prädiktor für die Entstehung depressiver Symptome sowie depressiver Episoden im späteren Erwachse-

nenalter. Je niedriger der Selbstwert der Jugendlichen oder jungen Erwachsenen ausgeprägt war, desto mehr depressive Symptome traten später im Erwachsenenalter auf (Boden, Ferguson & Horwood, 2008; Hoffmann, Baldwin & Cerbone, 2003; Lewinsohn et al., 1994; Pelkonen, Marttunen, Kaprio, Huurre & Aro, 2008; Orth et al., 2008; Orth et al., 2009). Diese Studien belegen, dass ein niedriger Selbstwert ein Risikofaktor für das Ausmaß späterer depressiver Symptomatik ist. Eine Einschränkung der Aussagekraft dieser Studien stellen allerdings die zum Teil sehr schwachen Effektstärken dar. Während der Einfluss des Selbstwerts auf die Depressionsgenese in den genannten Studien gezeigt werden konnte, erwies sich der Selbstwert – als alleiniger Faktor oder in Interaktion mit Stressoren – in anderen Forschungsarbeiten nicht als Prädiktor für die Entstehung depressiver Symptome (Burwell & Shirk, 2006; Butler, Hokanson & Flynn, 1994; Kernis et al., 1998; Lewinsohn, Steinmetz, Larson & Franklin, 1981). In einer Follow-up-Studie von Franck und Kollegen (2007) an Probanden¹ mit gegenwärtiger Major Depression sowie Probanden mit vollständig remittierter Depression und einer Kontrollgruppe (ohne gegenwärtige oder vorangegangene depressive Episode) erwies sich die Höhe des Selbstwerts nicht als Prädiktor für das Ausmaß der depressiven Symptomatik zum Messzeitpunkt sechs Monate später (Franck, deRaedt & Houwer, 2007). Ergebnisse von Studien, die zeigen, dass der Selbstwert während einer depressiven Episode eine niedrigere Ausprägung aufweist, aber bei vollständiger Remission auf ein Normalniveau zurückkehrt (Butler et al., 1994; Franck & deRaedt, 2007), sind ebenfalls kaum mit der Vulnerabilitätshypothese vereinbar und stellen die ätiologische Bedeutung des Selbstwert bei der Genese depressiver Symptome infrage.

Die Befundlage zur Prüfung des *Scar-* sowie des *Vulnerabilitätsmodells* lässt sich insgesamt als inkonsistent bezeichnen. So bleibt unklar, ob der niedrige Selbstwert bereits vor der Erstmanifestation der Depression bestand oder durch diese verursacht wurde. Die Gründe für die schwachen und zum Teil widersprüchlichen Befunde in Bezug auf die kausale Beziehung zwischen dem Selbstwert und der Depression sehen einige Autoren in der eindimensionalen Betrachtung des Selbstwerts als „hoch“ oder „niedrig“, welche eine Simplifizierung des Konstrukts darstelle und einen geringen Beitrag zur Klärung psychologischer Prozesse leiste (Crockier & Wolfe, 2001; Greenier, Kernis & Waschull, 1995; Roberts & Monroe, 1994). Kernis (2005) bringt diese Position wie folgt auf den Punkt: „[...] *self-esteem level, when taken alone, provides an incomplete picture of the role of self-esteem in psychological and interpersonal functioning*“ (S. 1570).

¹ Der einfacheren Lesbarkeit geschuldet wird in dieser Arbeit hauptsächlich die männliche Form verwendet.

Ein besseres Verständnis des Selbstwerts als Konstrukt im Allgemeinen (Baumeister, Campbell, Krueger & Vohs, 2003; Greenier et al., 1999; Kernis, 2003; Kernis, 2005; Kernis & Goldman, 2006) und dessen spezifischer ätiologischer Bedeutung bei depressiven Störungen kann indes durch eine komplexe, mehrdimensionale Betrachtung des Konstrukts des Selbstwerts erreicht werden (Kernis et al., 1998; Kernis, Grannemann & Mathis, 1991; Roberts & Monroe, 1994). In den letzten beiden Dekaden sind verschiedene Facetten des Selbstwerts, darunter der implizite Selbstwert (Greenwald & Banaji, 1995) sowie die Instabilität (Kernis, Cornell, Sun, Berry & Harlow, 1993) und Kontingenz des Selbstwerts (Crocker & Wolfe, 2001; Deci & Ryan, 1995), in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses gerückt. Im Hinblick auf die Depressionsgenese wird vor allem die Bedeutung der beiden letztgenannten Facetten hervorgehoben, da sich sowohl für die Instabilität als auch für die Kontingenz des Selbstwerts Assoziationen mit depressiven Symptomen zeigten. So erwies sich ein instabiler Selbstwert in klinischen (Franck & deReadt, 2007) und nicht-klinischen (Butler et al., 1994, Kernis et al., 1998; Roberts & Monroe, 1992) Stichproben als bedeutenderer Vulnerabilitätsfaktor für depressive Symptome als die Selbstwerthöhe. Die Kontingenz des Selbstwerts zeigte sich in einem Cross-Lagged-Panel-Design als Risikofaktor depressiver Symptome, während für die Höhe des Selbstwerts unklar blieb, ob diese ein Symptom, eine Vulnerabilität oder eine Konsequenz depressiver Symptome darstellt (Burwell & Shirk, 2006). Diese und andere Forschungsergebnisse deuten auf die Nützlichkeit und prädiktive Bedeutsamkeit dieser Selbstwertfacetten bei depressiven Störungen hin. Die Selbstwertkontingenz und die Selbstwertinstabilität haben zudem den Vorteil, dass sie im Vergleich zur Selbstwerthöhe konzeptuell unabhängiger vom Symptombild der Depression sind (Roberts & Monroe, 1994). Bevor im Folgenden die Effekte der Stabilität und Kontingenz des Selbstwerts auf depressive Symptome spezifiziert und im Sinne eines integrativen Ansatzes in Beziehung zueinander gesetzt werden, werden zunächst wichtige theoretische Grundlagen, beginnend mit einer Konstruktdefinition der Selbstwertkontingenz, vorgestellt.

2.2 Das Konzept der Selbstwertkontingenz

2.2.1 Definitorische Annäherung an das Konzept der Selbstwertkontingenz

Das Konstrukt des kontingenten Selbstwerts wurde maßgeblich von Deci und Ryan (1995) geprägt. Neuere theoretisch elaborierte Konzepte stammen von Kernis (2003) sowie von Crocker und Mitarbeitern (Crocker & Park, 2004; Crocker & Wolfe, 2001). Die Forschung

zum kontingenten Selbstwert beschäftigt sich mit der Frage, wovon Menschen ihren persönlichen Wert abhängig machen und welche Konsequenzen diese Abhängigkeit auf die Wahrnehmung, das Erleben und das Verhalten hat. Nach Deci und Ryan (1995) ist ein kontingenter Selbstwert wie folgt definiert: *“Contingent self-esteem refers to feelings about oneself that result from – indeed, are dependent on – matching some standard of excellence or living up to some interpersonal or intrapsychic expectations“* (S. 32). Der Wert der eigenen Person wird demnach durch das Erreichen von fremd- und selbstgesetzten Standards und Erwartungen determiniert (Crocker & Wolfe, 2001; Deci & Ryan, 1995). Dem kontingenten Selbstwert steht in der Konzeption von Deci und Ryan (1995) der *wahre (nicht-kontingente) Selbstwert* gegenüber, der unabhängig ist von externalen Belohnungen, dem Erreichen hoher Standards oder der Erfüllung internalisierter Erwartungen.

Während Deci und Ryan (1995) sowie Kernis (2003) den kontingenten Selbstwert als ein globales Konstrukt betrachten, betonen Crocker und Kollegen die Bereichsspezifität verschiedener Kontingenzen des Selbstwerts (Crocker, Luhtanen, Cooper & Bouvrette, 2003). Die verschiedenen Selbstwertkontingenzen repräsentieren Domänen, in denen der Selbstwert eines Individuums von Erfolg und Misserfolg in dieser Domäne beeinflusst wird (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Crocker & Wolfe, 2001). Die Autoren argumentieren, dass nahezu jeder Mensch einen kontingenten Selbstwert hat (vgl. auch Arndt & Schimel, 2003; Rhodewalt & Tragakis, 2003); Personen unterscheiden sich jedoch darin, in welchen Bereichen ihr Selbstwert kontingent ist (Crocker & Knight, 2005). Die Betrachtung spezifischer Selbstwertkontingenzen ermögliche daher differenziertere Vorhersagen bezüglich der Auswirkungen von Erfolg und Misserfolg innerhalb dieser Domänen (Crocker, 2002a). Während der Selbstwert einiger Personen davon abhängt, attraktiv oder machtvoll zu sein, basiert der Selbstwert bei anderen darauf, kompetent zu sein oder anerkannt zu werden. Die Höhe des Selbstwerts wird durch das Ausmaß beeinflusst, in dem eine Person wahrnimmt, die Standards innerhalb der persönlichen Selbstwertkontingenzen generell erfüllt oder verletzt zu haben. Ein hoher Selbstwert ist das Ergebnis dauerhaften Erfolges innerhalb der Selbstwertkontingenzen, während ein niedriger Selbstwert aus permanenten Verletzungen der Kriterien in Kontingenzbereichen resultiert (Crocker & Wolfe, 2001).

Die Arbeitsgruppe um Crocker fokussiert sich auf sieben Selbstwertkontingenzen, die sich in früheren theoretischen und empirischen Arbeiten, vor allem bei jungen Menschen (z.B. Collegestudenten), als wichtige Quellen der Selbstwertschätzung erwiesen haben. Diese sind *akademische Kompetenz, Wettbewerb, Aussehen/Attraktivität, Anerkennung durch andere, Gottes Liebe, familiäre Unterstützung* und *Tugend/Moral*. Faktorenanalytische Untersuchungen stützen die Annahme sieben bereichsspezifischer Selbstwertkontingenzen (Crocker, Luh-

tanen et al., 2003), die sich zu den beiden übergeordneten Faktoren interne und externe Selbstwertkontingenzen zusammenfassen lassen (Sanchez & Crocker, 2005; Sargent et al., 2006). Zu den eher externalen Selbstwertkontingenzen, deren Validierung vom Verhalten oder den Beurteilungen anderer Personen abhängig ist, gehören Anerkennung durch andere, Aussehen/Attraktivität, Wettbewerb und akademische Kompetenz. Den internalen Selbstwertkontingenzen, deren Validierung vor allem durch Selbstbeurteilungen erfolgt, werden Tugend/Moral und Gottes Liebe zugeordnet. Die Selbstwertkontingenz familiäre Unterstützung erwies sich entgegen der theoretischen Annahmen in den Faktorenanalysen eher als eine interne Quelle des Selbstwerts (Sanchez & Crocker, 2005; Sargent et al., 2006).

Die Entwicklung der Kontingenzen des Selbstwerts geschieht im Zuge der Sozialisation durch Normen, Werte und Erfahrungen mit der sozialen Umwelt (Burwell & Shirk, 2009; Claiborn, Karpinski & Griffin, 2008; Crocker & Wolfe, 2001; Horberg & Chen, 2010; Park, Crocker & Vohs, 2006). In der Interaktion mit wichtigen Sozialisationsinstanzen wie der Familie kommt das Individuum zu Überzeugungen und Vorstellungen darüber, wie man sein sollte oder sich verhalten muss, um eine wertvolle Person zu sein (Johnson, 2011; Park et al., 2006). Hierbei ist die Erfahrung von Zurückweisung und Ablehnung für die Entwicklung der Selbstwertkontingenzen besonders prägend. Park, Montgomery und Crocker (2005; zitiert nach Park et al., 2006) stellten fest, dass Personen, die berichteten, in der Kindheit für bestimmte Verhaltensweisen kritisiert oder abgelehnt worden zu sein, gerade in den Bereichen hohe Selbstwertkontingenzen aufwiesen, in denen diese negativen Ereignisse auftraten. Beispielsweise tendierten Personen stärker dazu, ihren Selbstwert von Moral bzw. Tugend abhängig zu machen, wenn sie als negative Kindheitserfahrungen angaben, für moralisches Fehlverhalten häufig abgelehnt worden zu sein. Die Kontingenzen des Selbstwerts werden demnach durch Sozialisationserfahrungen geprägt und können im Erwachsenenalter als relativ stabil angesehen werden (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Crocker & Wolfe, 2001).

Die Gewichtung und der Ausprägungsgrad der sieben Selbstwertkontingenzen sind interindividuell verschieden und werden im angloamerikanischen Sprachraum zumeist mithilfe der *Contingencies of Self-Worth Scale* (CSWS; Crocker, Luhtanen et al., 2003) erfasst. Crocker und Kollegen erheben mit ihrer Konzeption der Selbstwertkontingenzen keinen Anspruch auf Vollständigkeit und betonen durchaus die Bedeutung weiterer (*less common*) Domänen (Crocker, 2006b). In Ergänzung zu den genannten sieben Selbstwertkontingenzen haben einige Autoren in aktuellen Forschungsbeiträgen weitere Konzepte der Selbstwertkontingenzen wie beispielsweise „activity based self-worth“, „success based self-worth“ (DiBartolo, Frost, Chang, LaSota & Grills, 2004), „friendship contingent self-esteem“ (Cambron, Acitelli & Steinberg,

2010), „body weight contingency of self-worth“ (Clabaugh et al., 2008), „relationship contingency of self-worth“ (Sanchez & Kwang, 2007), „relationship specific contingencies of self-worth“ (Horberg & Chen, 2010) oder „intrinsic contingency“ (Vonk & Smit, 2012) eingeführt. Gleichwohl der Schwerpunkt dieser Arbeiten auf unterschiedlichen Selbstwertkontingenzen liegt, betonen alle die zentrale Rolle der Selbstwertkontingenzen für das Verständnis affektiver, motivationaler und gesundheitspsychologischer Reaktionen von Individuen. Im nächsten Abschnitt werden theoretische Überlegungen sowie eine Auswahl empirischer Befunde zu den Implikationen der Selbstwertkontingenzen vorgestellt.

2.2.2 Implikationen für den state-Selbstwert

Zu Beginn dieser Arbeit wurde der Selbstwert als Persönlichkeitseigenschaft bzw. *trait*-Variable charakterisiert, die über die Zeit relativ stabil ist. Neben dieser dispositionalen Eigenschaft (*trait*) wird für den Selbstwert eine *state*-Variante postuliert (z.B. Heatherton & Polivy, 1991). Der *state*-Selbstwert ist ein unmittelbarer, selbstbezogener, affektiver Zustand und wird daher auch als Selbstwertgefühl bezeichnet. Während der *trait*-Selbstwert graduellen Veränderungen über eine größere Lebensspanne unterliegt, ist der *state*-Selbstwert durch viele Ereignisse beeinflussbar und fluktuiert als Reaktion auf diese Ereignisse um das Niveau des *trait*-Selbstwerts (Crocker & Wolfe, 2001; Greenier et al., 1995). In den weiteren Ausführungen werden die Begriffe *Selbstwertgefühl* und *state-Selbstwert* synonym verwendet, wenn es darum geht, die kurzfristigen Auswirkungen von Ereignissen auf die Selbstbewertung zu beschreiben und diese vom Selbstwert als *trait* abzugrenzen. Wie im Folgenden beschrieben wird, sind die Kontingenzen des Selbstwerts nicht nur eine Determinante für die Höhe des Selbstwerts, sondern auch für Veränderungen des *state*-Selbstwerts (Crocker, 2002a).

Als Ursache für kurzfristige Veränderungen im Selbstwertgefühl wird ein hohes Ego-Involvement in alltäglichen Situationen angenommen (vgl. Greenier et al., 1999; Kernis et al., 1993; Kernis, Paradise, Whitaker, Wheatman & Goldman, 2000). Ego-Involvement beschreibt das Ausmaß, in dem Situationen oder Alltagserfahrungen für den Selbstwert der Person von großer Bedeutung sind (Greenier et al., 1995). Ein hohes Ego-Involvement besteht, der Argumentation der vorliegenden Arbeit folgend, in Situationen, in denen eine vorherrschende Selbstwertkontingenz aktiviert wird und situative Bedingungen zu einem kurzfristigen Selbstwertverlust oder -anstieg führen können (Crocker, 2006a). Der Ausprägungsgrad der persönlichen Selbstwertkontingenzen ist entscheidend dafür, inwiefern Ereignisse als potenziell selbstwertrelevant im subjektiven Erleben wahrgenommen werden, während die Valenz der selbstwertrelevanten Ereignisse (positive oder negative) die Richtung der Schwankungen de-

terminiert. Ein kurzfristiges Ansteigen oder Absinken des *state*-Selbstwerts nach Handlungsergebnissen ist folglich vor allem dann zu erwarten, wenn diese Ereignisse mit wahrgenommenen Implikationen für den Selbstwert einhergehen (Crocker & Wolfe, 2001; Kernis, 2003). So führen negative Rückmeldungen über eigene Kompetenzen bei Personen mit hoher akademischer Kompetenzkontingenz zu einem Absinken des Selbstwertgefühls, während bei Personen, deren Selbstwert nicht vom Kompetenzerleben beeinflusst wird, in Reaktion auf diese Ereignisse keine Veränderungen im *state*-Selbstwert auftreten.

Über einen längeren Zeitraum betrachtet, fluktuiert das Selbstwertgefühl als Reaktion auf positive und negative Ereignisse in kontingenz-kongruenten Domänen (Crocker, 2002a; Crocker & Knight, 2005; Crocker & Wolfe, 2001). Die Häufigkeit und das Ausmaß temporärer Schwankungen des momentanen Selbstwertgefühls werden auch als Instabilität des Selbstwertes bezeichnet (für einen Überblick siehe Kernis, 2005).² Das Muster der Schwankungen kann für ein bestimmtes Zeitintervall bei einer Person durch vorwiegend unidirektionale (Schwankungen treten ausschließlich in positive oder negative Richtung auf) oder bidirektionale (Schwankungen des Selbstwertgefühls treten in positive und negative Richtung auf) Fluktuationen gekennzeichnet sein (Kernis, 2005).

In bisherigen Studien konnte der Einfluss von kontingenz-kongruenten Ereignissen auf das Selbstwertgefühl bereits gezeigt werden. Die Forschungsgruppe um Crocker untersuchte beispielsweise, wie sich die Ablehnung und Zulassung für ein Graduiertenprogramm bei College-Studenten in Abhängigkeit der Kompetenzkontingenz auswirkten (Crocker, Sommers & Luhtanen, 2002). Zu Beginn der Untersuchung wurden die Selbstwertkontingenzen der Bewerber per Fragebogen erhoben. Der *state*-Selbstwert der Teilnehmer wurde über einen Zeitraum von drei Wochen nach einem festen Plan zweimal wöchentlich sowie an Tagen, an denen sie eine Zulassung bzw. Ablehnung für das Programm erhielten, erfasst. Es zeigte sich, dass der Zusammenhang zwischen den Ereignissen Ablehnung und Zulassung für das Graduiertenprogramm und dem Ausmaß an Schwankungen des *state*-Selbstwerts durch die Höhe der Kompetenzkontingenz der Bewerber moderiert wurde. Der *state*-Selbstwert der Studierenden mit hoher Kompetenzkontingenz war an Tagen, an denen sie eine Zulassung erhielten, höher, und an Tagen, an denen ihre Bewerbung abgelehnt wurde, niedriger, als an Tagen, an denen sie keine Rückmeldung (Baseline-Messung) erhielten. Der Befund, dass der kurzfristige Selbstwertanstieg bei Zulassung geringer war als der Selbstwertverlust nach Ablehnung spricht für die Annahme, dass die affektiven Reaktionen auf negative Ereignisse gravierender sind als sol-

² Es ist anzumerken, dass die Instabilität des Selbstwerts in dieser Arbeit nicht ausschließlich als Ergebnis von Ereignissen in kontingenz-kongruenten Bereichen angesehen wird. Die Selbstwertkontingenzen in Interaktion mit selbstwertrelevanten Ereignissen stellen eine wichtige, aber eben nur eine von vielen Determinanten des instabilen Selbstwerts dar.

che auf positive Ereignisse. Bei Teilnehmern mit niedriger akademischer Kompetenzkontingenz hatten die Rückmeldungen Ablehnung und Zulassung keinen Einfluss auf Veränderungen des *state*-Selbstwerts (Crocker et al., 2002).

In einer Folgestudie mit Studierenden der Psychologie und der Ingenieurwissenschaften konnten die Ergebnisse weitestgehend repliziert werden (Crocker, Karpinski, Quinn & Chase, 2003). Der *state*-Selbstwert der Studierenden stieg an Tagen, an denen sie gute Noten erhielten, und fiel an Tagen ab, an denen sie schlechte Noten rückgemeldet bekamen. Der Effekt schlechter Noten wurde durch die akademische Kompetenzkontingenz moderiert. Schlechte Noten führten vor allem bei Probanden, die ihren Selbstwert sehr stark von akademischer Kompetenz abhängig machen, zu einem kurzfristigen Selbstwertverlust. Entgegen früherer Untersuchungen moderierte die akademische Kompetenzkontingenz den Effekt guter Noten auf den *state*-Selbstwert nicht. In ähnliche Richtung deuten auch die Ergebnisse anderer Forschungsgruppen (Cambron et al., 2010). So konnte gezeigt werden, dass Probanden mit hohem *friendship contingent self-esteem* mehr Fluktuationen ihres aktuellen Selbstwertgefühls erlebten als Probanden mit niedrigem *friendship contingent self-esteem*.

Auf der Basis der berichteten Forschungsbefunde lässt sich konstatieren, dass Ereignisse in Abhängigkeit der Selbstwertkontingenzen zu Schwankungen des *state*-Selbstwerts führen, wobei der Einfluss negativer Ereignisse auf Veränderungen des Selbstwertgefühls größer zu sein scheint als der Effekt positiver Ereignisse.

2.2.3 Motivationale Konsequenzen

In sogenannten Anreiztheorien der Motivationspsychologie wird der Wert bzw. Anreiz eines Handlungsergebnisses oder Zielzustands als eine wichtige Determinante von Verhaltensreaktionen angesehen (zsf. Beckmann & Heckhausen, 2010). Der Wert einer Aktivität wird dabei unter anderem durch die emotionalen Reaktionen bestimmt, die im Zusammenhang mit Aktivitäten und Handlungsergebnissen antizipiert werden (z.B. Weiner, 2000). Die gedankliche Vorwegnahme der mit Zielzuständen verbundenen Affekte motiviert wiederum das Verhalten, den Zielzustand aufzusuchen oder zu vermeiden. In vielen Modellen der Leistungsmotivation beispielsweise gelten antizipatorische Formen von Scham, Stolz oder Veränderungen des Selbstwertgefühls als zentrale Antriebskräfte für leistungsbezogenes Verhalten (zsf. Beckmann & Heckhausen, 2010).

Die Grundzüge dieser Anreiztheorien finden sich auch im *contingencies of self-worth model* von Crocker und Kollegen wieder. So streben Personen mit hoher Selbstwertkontingenz

Erfolg in eben dieser Domäne an, weil Erfolg mit einem antizipierten kurzfristigen Selbstwertanstieg einhergeht und/oder sie versuchen, Misserfolg zu vermeiden, weil dieser antizipierte negative Implikationen für das Selbstwertgefühl hat (Crocker, 2002a; Crocker & Knight, 2005; Crocker & Park, 2004; Crocker & Wolfe, 2001; Park, Crocker & Kiefer, 2007; Park, Sanchez & Brynildsen, 2011). Die mit Erfolg und Misserfolg in selbstwertkontingenten Bereichen antizipierten Fluktuationen des Selbstwertgefühls stellen folglich einen wichtigen Anreiz für das Handeln dar (Crocker, 2002a; Crocker, 2006a; Park & Crocker, 2005), sodass in diesen Bereichen auch eine intensive oder ausdauernde Beschäftigung mit einer Aufgabe oder Aktivität stattfindet. In Längsschnittstudien mit Studienanfängern zeigte sich, dass die vorherrschenden Selbstwertkontingenzen zu Studienbeginn vorhersagten, in welche Aktivitäten Studierende im Verlauf des ersten Semesters besonders viel Zeit investierten (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Maricuțoiu, Macsinga, Rusu, Vîrgă & Sava, 2012). Je höher beispielsweise die Attraktivitätskontingenz der Studierenden ausgeprägt war, desto häufiger verbrachten sie ihre Freizeit mit Aktivitäten, wie Shopping, Kontakte zu Kommilitonen knüpfen und Körperpflege. Personen, deren Selbstwert vornehmlich auf akademischer Kompetenz basierte, investierten hingegen mehr Zeit in das Lernen und weniger Zeit in Aktivitäten, die guten Leistungen im Studium abträglich sind. Personen mit hoher Moralkontingenz engagierten sich häufiger in Freiwilligenorganisationen, während sich Studierende, deren Selbstwert von Gottes Liebe abhängig ist, religiösen Gruppen anschlossen.

Im Überblick zeigten die Befunde, dass in Bereiche, in denen der Selbstwert kontingent ist, viel Zeit und Anstrengung investiert wird, sodass den Kontingenzen des Selbstwerts bzw. den damit verbundenen antizipierten Veränderungen des Selbstwertgefühls eine bedeutsame verhaltenswirksame Funktion zuteilwird.

Wie im nächsten Kapitel beschrieben wird, kann das Streben nach Validierung von selbstwertkontingenten Eigenschaften – neben positiven Auswirkungen wie das Erreichen von Zielen und der Aneignung neuer Fertigkeiten – auch mit maladaptiven Verhaltensweisen sowie Beeinträchtigungen des psychischen Wohlbefindens des Individuums einhergehen.

2.2.4 Selbstwertkontingenz und psychische Vulnerabilität

In der Forschung zum kontingenten Selbstwert herrscht Konsens bezüglich der Annahme, dass die Abhängigkeit des Selbstwerts und die dadurch ausgelösten Bemühungen, den persönlichen Wert in selbstwertrelevanten Bereichen aufrechtzuerhalten oder zu bestätigen, eine gewisse psychische Vulnerabilität für Beeinträchtigungen des Wohlbefindens konstituie-

ren (Crocker, 2006a; Crocker & Knight, 2005; Crocker & Park, 2004; Deci & Ryan, 1995; Kernis, 2003). So sind ein erhöhtes Stress- und Kortisollevel (Knight & Crocker, 2005; zitiert nach Crocker, Brook, Niiya & Villacorta, 2006), Ängste (Bos, Huijding, Muris, Vogel & Biesheuvel, 2010) oder ein niedriger Selbstwert (Sanchez & Crocker, 2005) langfristig gesehen häufig die Folge von eingetretenen oder antizipierten Bedrohungen des Selbstwerts in Bereichen der Selbstwertkontingenzen. Beeinträchtigungen des Wohlbefindens entstehen auch dann, wenn dysfunktionale Strategien oder Verhaltensweisen, wie übermäßiger Alkoholkonsum, instrumentell eingesetzt werden, um fluktuierende Selbstwertgefühle zu regulieren (Neighbors, Larimer, Markman, Geisner & Knee, 2004).

Einige Autoren gehen davon aus, dass diese negativen Effekte auf das psychische Wohlbefinden nicht bei allen Selbstwertkontingenzen gleichermaßen ausgeprägt sind und dass einige Kontingenzen mit einer größeren Vulnerabilität verbunden sind als andere (Arndt & Schimmel, 2003; Crocker, 2002b; Park & Crocker, 2005; Vonk & Smit, 2012). Hier werden vor allem die externalen Selbstwertkontingenzen – verglichen mit den internalen Selbstwertkontingenzen – im Zusammenhang mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen gesehen (Crocker & Knight, 2005; Sanchez & Crocker, 2005). Als theoretische Begründung für diese Annahme ist anzuführen, dass sich externale und internale Kontingenzen des Selbstwerts darin unterscheiden, wie leicht oder mühevoll die in den jeweiligen Bereichen gesetzten Standards zu erfüllen sind (Crocker, 2006b; Crocker & Wolfe, 2001). So haben die externalen Selbstwertkontingenzen gemein, dass das Erreichen hoher Standards in diesen Bereichen stark von Fremdeinschätzungen determiniert und/oder von persönlichen Ressourcen restringiert wird, die nur bedingt kontrolliert oder durch Anstrengung kompensiert werden können. Wenn der Selbstwert einer Person beispielsweise daran gekoppelt ist, was andere über sie denken, dann kann sie durch ihr Verhalten zwar Einfluss auf die Einschätzung anderer über die eigene Person nehmen, das Ausmaß an Kontrolle ist dennoch relativ gering. Trotz steten Bemühens um Anerkennung und Respekt, kann es immer auch zur Erfahrung von sozialer Zurückweisung oder Ablehnung kommen (Crocker & Wolfe, 2001). Desgleichen sind hohe Kompetenzen und gutes Aussehen Persönlichkeitsfaktoren bzw. Eigenschaften, die als relativ unkontrollierbar wahrgenommen werden. Die Annahme, dass die Standards in externalen Domänen sehr hoch sind und vom Individuum als nicht erfüllt wahrgenommen werden, wird für den Kompetenzbereich durch die negative Korrelation zwischen der Selbstwertkontingenz und der Selbsteinschätzung gestützt (DiBartolo et al., 2004).

Das Erreichen von Standards innerhalb der internalen Selbstwertkontingenzen wie Moral und Gottes Liebe wird hingegen durch das eigene Verhalten und weniger von Fremdeinschätzungen oder Fähigkeiten bestimmt (Crocker & Wolfe, 2001; Sanchez & Crocker, 2005).

Erfolg in den Bereichen Gottes Liebe oder Tugend bedeutet, sich kongruent zu religiösen Wertvorstellungen oder den eigenen moralischen Prinzipien wie Ehrlichkeit oder Hilfsbereitschaft zu verhalten. Die Einhaltung dieser Kriterien der Selbstwertschätzung können in hohem Maße durch die eigene Person kontrolliert werden. Die Selbstwertkontingenz Gottes Liebe geht möglicherweise auch deshalb mit einer geringeren Vulnerabilität einher, da die meisten Menschen die Liebe Gottes als bedingungslos – im Sinne von inkontingent zu bestimmten persönlichen Fähigkeiten und Verhaltensweisen – wahrnehmen (vgl. Crocker & Wolfe, 2001). Gleiches gilt vermutlich auch für die Selbstwertkontingenz familiäre Unterstützung. Im Gegensatz zu der Anerkennung durch andere, die man sich verdienen muss, wird die Unterstützung und Akzeptanz von der Familie und engen Freunden als relativ stabile und vorbehaltlose Selbstwertquelle empfunden (Harter, 2012).

Insgesamt betrachtet sollten hohe Standards in externalen Selbstwertkontingenzen schwieriger zu erreichen sein, weil die Erfüllung dieser Standards von unkontrollierbaren Faktoren abhängig ist. Eine Nicht-Erfüllung der Standards innerhalb der Selbstwertkontingenzen kann wiederum zum Erleben belastender Fluktuationen des Selbstwertgefühls, zu einem geringeren *trait*-Selbstwert, Ängsten und emotionalem Stress führen (Crocker, 2006b; Sanchez & Crocker, 2005; Sargent et al., 2006). Maladaptive Verhaltensweisen und Strategien, die der Regulation dieser negativen Affekte und Stimmungszustände dienen, tragen langfristig ebenfalls zu einem geringeren psychischen Wohlbefinden bei (Deci & Ryan, 1995; Park et al., 2006).

Auf empirischer Ebene wird die Annahme differenzieller Zusammenhänge der internalen und externalen Selbstwertkontingenzen mit verschiedenen Indikatoren und Determinanten des psychischen Wohlbefindens gestützt. Während die externalen Selbstwertkontingenzen mit einem geringeren physischen und psychischen Wohlbefinden (DiBartolo et al., 2004), mehr negativem Affekt (Vonk & Smit, 2012) sowie einem niedrigen Selbstwert (Crocker & Luhtanen, 2003) und höheren Neurotizismuswerten (Crocker & Luhtanen, 2003; Maricuțoiu et al., 2012) assoziiert sind, korrelieren die internalen Kontingenzen weder mit der Selbstwerthöhe (Crocker & Luhtanen, 2003) noch mit Neurotizismus (Collins & Stukas, 2008; Crocker & Luhtanen, 2003; Maricuțoiu et al., 2012). In anderen Arbeiten werden sogar positive Zusammenhänge der internalen Selbstwertkontingenzen mit der Selbstwerthöhe berichtet (Crocker & Wolfe, 2001).

Weitere Befunde verweisen auf unterschiedliche Zusammenhänge internaler und externaler Selbstwertkontingenzen mit Problemen bei der Bewältigung des Studiums sowie maladaptiven Verhaltensweisen, von denen wiederum Beeinträchtigungen des psychischen Wohlbefindens anzunehmen sind. Die Kompetenzkontingenz und die Attraktivitätskontingenz

erwiesen sich als Prädiktoren für das Auftreten finanzieller Probleme im Studienverlauf. Schwierigkeiten, den universitären Anforderungen oder eigenen Leistungsansprüchen gerecht zu werden, traten vor allem bei Studierenden auf, deren Selbstwert von akademischen Leistungen bestimmt wurde (Crocker & Luhtanen, 2003; vgl. auch Hope, Chavous, Jagers & Sellers, 2013). Die internalen Selbstwertkontingenzen Moral und Gottes Liebe hingegen erwiesen sich weder für akademische noch für finanzielle Probleme als statistisch signifikante Prädiktoren (Crocker & Luhtanen, 2003).

Die dargelegten theoretischen Ausführungen und empirischen Befunde verdeutlichen die differenzielle Bedeutung internaler und externaler Selbstwertkontingenzen für die psychische Gesundheit. Während die externalen Kontingenzen negativ mit dem psychischen Wohlbefinden assoziiert sind und zu verschiedenen Anpassungsschwierigkeiten bei der Lebensgestaltung führen, scheinen die eher internalen Kontingenzen nicht mit emotionalen Beeinträchtigungen einherzugehen und in Bezug auf Probleme wie erhöhten Drogen- und Alkoholkonsum als potenzielle Resilienzfaktoren zu wirken.

Aus diesen Erkenntnissen lässt sich insgesamt die Annahme ableiten, dass den internalen und externalen Selbstwertkontingenzen auch im Kontext der Psychopathologie eine unterschiedliche Rolle zukommt. Während von den internalen Selbstwertkontingenzen keine psychopathologischen Auswirkungen ausgehen sollten, ist für die externalen Selbstwertkontingenzen anzunehmen, dass diese nicht nur zu kurzfristigen, negativen emotionalen Zuständen im subklinischen Bereich führen, sondern auch längerfristige pathogene Effekte aufweisen. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche Bedeutung den externalen Selbstwertkontingenzen bei der Genese von Depressionen beizumessen ist.

2.3 Die Bedeutsamkeit der Selbstwertkontingenz bei der Depressionsgenese

2.3.1 Theoretische Überlegungen

Die Entstehung depressiver Störungen wird häufig im Rahmen sogenannter Vulnerabilitäts-Stress-Modelle, die auch als Diathese-Stress-Modelle bezeichnet werden, beschrieben. Die Grundannahme dieser Modelle ist, dass bestimmte prädisponierende Faktoren oder Vulnerabilitätskonstellationen in Wechselwirkung mit belastenden Ereignissen (Stressoren) zum Ausbruch einer depressiven Störung führen (Monroe & Simons, 1991).

Unter Vulnerabilität versteht man eine genetische oder erworbene Disposition bzw. Anfälligkeit für die Entwicklung depressiver Störungen. Die Vulnerabilität kann auf biologischer, kognitiver sowie affektiver Ebene bestehen. Aus biologischer Sicht können genetische Faktoren wie der 5-HTTLPR-Polymorphismus oder Hormone wie Oxytocin als Vulnerabilitäten für eine Depression betrachtet werden. Zu den viel diskutierten kognitiven Vulnerabilitäten gehören u.a. dysfunktionale Schemata, Rumination und das andauernde Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Aspekte wie Ängstlichkeit oder negative Emotionalität (Affekt) werden hingegen als affektive Vulnerabilitätsfaktoren angesehen (zfs. Davison et al., 2007; Hyde, Mezulis & Abramson, 2008).

Die Vulnerabilität für sich alleine genommen ist nicht hinreichend für die Entwicklung depressiver Störungen; stattdessen müssen zusätzlich Stressoren auftreten, die zusammen mit der Vulnerabilität interagieren und gemeinsam eine pathogene Dynamik entfalten. Stressoren stehen hierbei allgemein für externe und interne Anforderungssituationen (negative bzw. kritische Lebensereignisse) des Individuums.

In der Literatur werden kritische Lebensereignisse, wie Arbeitsplatzverlust oder der Tod einer nahestehenden Person, von Alltagswidrigkeiten, wie kleinere Familienstreitigkeiten oder eng gestrickte Zeitpläne, abgegrenzt (z.B. Lazarus, 1999). Aufgrund ihres häufigen Auftretens wird vermutet, dass alltägliche kleinere Ärgernisse (sogenannte *daily hassles*) mit stärkeren Stressreaktionen und geringerem psychischen Wohlbefinden assoziiert sind als seltenere einschlägigere Lebensereignisse (Lazarus, 1999). Neben kritischen Lebensereignissen und *daily hassles* wird auch das Ausbleiben von antizipierten oder erwünschten Ereignissen wie die Geburt eigener Kinder oder Beförderungen im Beruf als Stressoren diskutiert, da das Nicht-Eintreten von positiven, angestrebten Ereignissen ebenso eine Bewältigung erfordert, die von den Betroffenen geleistet werden muss.

Bereits in früheren theoretischen und empirischen Arbeiten finden sich, wenn auch zum Teil unter anderen Termini, Hinweise auf die Bedeutsamkeit der Selbstwertkontingenzen als Vulnerabilitätsfaktor bei der Entstehung depressiver Störungen (für einen Überblick siehe Roberts & Monroe, 1994). Hierbei wird vor allem die Abhängigkeit des Selbstwerts von externalen Quellen wie Leistung oder Anerkennung mit einer Vulnerabilität für depressive Symptome in Zusammenhang gebracht. Folgt man psychoanalytischen Ansätzen, so sind vor allem Personen, deren Selbstachtung in sehr hohem Maße von der Liebe anderer Menschen oder durch die Realisierung anderer narzisstischer Ziele reguliert wird, vulnerabel für Depressionen (zsf. Böker, 2006; Mentzos, 1995; Richter & Richter, 1995). Auch in kognitiven Theorien findet sich der Aspekt der Abhängigkeit des Selbstwerts als Vulnerabilitätsfaktor für depressive Symptome wieder. So zeigen sich bei Beck (1983) mit den Konzepten *Soziotropie* und *Autonomie*

deutliche Parallelen zur Selbstwertkontingenz. Beck postuliert, dass im Hinblick auf den Beginn der Depression, Soziotropie und Autonomie als Persönlichkeitsmerkmale von besonderer Bedeutung sind. Soziotropie – auch soziale Dependenz genannt – beschreibt das Ausmaß der Bedeutung von sozialer Akzeptanz, Intimität und Unterstützung für den Selbstwert und das psychische Wohlbefinden der eigenen Person. Bei Personen mit hoch ausgeprägtem Autonomie-Bedürfnis hingegen erfolgt die Selbstwerteinschätzung durch Leistung, Autonomie- und Kontrollerleben. Die Abhängigkeit des Selbstwerts von zwischenmenschlichen Beziehungen (Soziotropie) einerseits oder eigenen Leistungen und Kompetenzen (Autonomie) andererseits prädisponiert Personen zur Depression (Beck, 1983). In einem Überblicksartikel über die Bedeutsamkeit psychologischer Faktoren bei der Entstehung von Depressionen kommen Barnett & Gotlib (1988) zu dem Schluss, dass depressive Symptome durch den Verlust oder die Zerrüttung wichtiger Quellen des Selbstwerts ausgelöst werden, sofern keine alternativen Selbstwertressourcen vorhanden sind oder vom Individuum erschlossen werden können (vgl. Oatley & Bolton, 1985; Pyszczynski & Greenberg, 1987; Roberts & Monroe, 1994).

Während die genannten Theorien die Bedeutsamkeit der Kontingenzen des Selbstwerts bei der Entstehung von Depressionen eher indirekt andeuten, findet sich im *self-worth contingency model of depression* von Kuiper und Olinger (1986) ein direkter Bezug zur Selbstwertkontingenz. In diesem Modell weisen Personen mit einer Vielzahl dysfunktionaler Einstellungen und Schemata eine hohe kognitive Vulnerabilität für die Entstehung depressiver Symptome auf, da der Wert der eigenen Person aufgrund dieser dysfunktionalen Einstellungen an unrealistische Kontingenzen bzw. Bedingungen für einen hohen Selbstwert gebunden ist. Solange eine Person die Bedingungen für ihren Selbstwert erfüllt, kann eine positive Selbstwertschätzung aufrechterhalten werden, wodurch das Risiko für die Entwicklung einer Depression relativ gering ausgeprägt ist. Wenn eine vulnerable Person hingegen wiederholt bei dem Versuch, die dysfunktionalen Kontingenzen zu befriedigen, scheitert, werden zunehmend negative Aspekte der eigenen Person salient und das Depressionsrisiko steigt. Kuiper und Olinger (1989) verdeutlichen dies an einem Beispiel: *„For the dysfunctional attitude, ‘My value as a person depends upon what others think of me’, the implicit condition for self-worth is approval from others. Thus, as long as a vulnerable individual perceived that significant others were approving, her evaluations of self-worth would generally remain positive, limiting the expression of depressive symptomatology. [...] If, however, this individual perceived that she was not well thought of, then her evaluations of self-worth would likely diminish, contributing to the further development of depressive symptomatology”* (S. 368). Dysfunktionale Kontingenzen stellen in diesem Modell folglich eine Vulnerabilität dar, die zu depressiven Symptomen führt, wenn

Ereignisse und situative Bedingungen (Stressoren) mit einer Nicht-Erfüllung der Selbstwertkontingenzen verbunden sind.

In Anlehnung an diese theoretischen Überlegungen zur Depressionsgenese sowie der auf empirischer Ebene berichteten negativen Implikationen externaler Selbstwertkontingenzen wird in der vorliegenden Arbeit die Abhängigkeit des Selbstwerts von externalen Faktoren als Vulnerabilität für depressive Störungen betrachtet. Da die externalen Selbstwertkontingenzen relativ stabile Eigenschaften der Person darstellen (vgl. Crocker, Luhtanen et al., 2003), sollten diese nicht nur das Ersterkrankungsrisiko für die Depression (prämorbid) erhöhen, sondern auch während der Depression als aufrechterhaltender Faktor wirken und ohne gezielte psychotherapeutische Intervention auch nach der Depression (postmorbid) mit einem erhöhten Risiko für das Rezidiv depressiver Störungen einhergehen (vgl. Kuiper & Olinger, 1989). Im Sinne des Vulnerabilitäts-Stress-Modells wird des Weiteren angenommen, dass die externalen Selbstwertkontingenzen nicht per se zum Auftreten depressiver Symptome führen, sondern lediglich bei Exposition mit kontingenz-kongruenten Stressoren – wie kritische Lebensereignisse oder mehrere Mikrostressoren – eine pathogene Wirkung entfalten (Burwell & Shirk, 2006; Cambron, Acitelli & Pettit, 2009; Crocker & Wolfe, 2001; vgl. auch Kuiper & Olinger, 1986). Die Kongruenz bzw. inhaltliche Entsprechung zwischen den Selbstwertkontingenzen als Diathese und negativen Ereignissen als Stressoren stellt hierbei eine wichtige Annahme dar (vgl. Abramson, Alloy & Metalsky, 1989; Crocker & Wolfe, 2001; Metalsky, Joiner, Hardin & Abramson, 1993; Roberts & Monroe, 1994). In diesem Sinne werden Reize, Ereignisse und Situationen als Stressoren betrachtet, die in Bereichen der Selbstwertkontingenzen auftreten bzw. kongruent zu den Selbstwertkontingenzen sind und eine potenzielle Selbstwertbedrohung darstellen, die bei fehlgeschlagener Regulation in einem kurzfristigen Selbstwertverlust und depressiven Symptomen resultieren. So sollten Misserfolge im Studium für Personen mit hoher Kompetenzkontingenz relevante Stressoren darstellen, während Ereignisse, wie Niederlagen in wichtigen Konkurrenzsituationen, für Personen mit hoher Wettbewerbskontingenz stressreiche Situationen bedeuten. Es ist folglich nicht das Ereignis per se, das einen Stressor darstellt, sondern die Tatsache, dass das Ereignis mit Implikationen für den Selbstwert verbunden ist (vgl. Lazarus, 1999).

Die Bewertung eines Ereignisses als Stressor erfolgt dabei nicht primär anhand objektiver Situationsparameter, sondern unterliegt oftmals einer subjektiven Einschätzung (Monroe & Simons, 1991). So nehmen die Selbstwertkontingenzen Einfluss auf Aufmerksamkeits- und Informationsverarbeitungsprozesse in Situationen, in denen die Person mit potenziell selbstwertbedrohlichen Ereignissen konfrontiert wird. Je stärker der Selbstwert in einem bestimmten Bereich kontingent ist, desto schneller werden womöglich uneindeutige Situationen als

relevant für den Selbstwert wahrgenommen und interpretiert (Crocker & Wolfe, 2001; Kuiper & Olinger, 1986). Demzufolge beeinflussen die Selbstwertkontingenzen nicht nur das Ausmaß der durch ein kontingenz-kongruentes Ereignis entstandenen Belastung, sondern auch das Auftreten bzw. die Anzahl subjektiv erlebter kontingenz-kongruenter Ereignisse. Empirische Evidenz zu dieser Annahme stammt von Crocker und Luhtanen (2003), die zeigen konnten, dass Studierende gegen Ende ihres *freshmen*-Jahres umso mehr *daily hassles*, wie Unzufriedenheit mit ihren Studienleistungen, Konflikte mit Dozenten und Interessenverlust in ihren Studienkursen, berichteten, je höher ihre Kompetenzkontingenz zu Beginn des *freshmen*-Jahres ausgeprägt war (zitiert nach Crocker et al., 2006; vgl. DiBartolo et al., 2004). In dem Ausmaß, in dem die Diathese (Selbstwertkontingenzen) das Auftreten von Stressoren beeinflusst, steigt auch die Wahrscheinlichkeit, dass die prädisponierte Person eine Depression entwickelt (Monroe & Simons, 1991).

2.3.2 Empirische Befunde im Überblick

Die Selbstwertkontingenzen werden zwar in verschiedenen theoretischen Arbeiten als Vulnerabilitätsfaktor für depressive Symptome angenommen, die empirische Evidenz ist jedoch vergleichsweise gering. In den Untersuchungen finden sich zudem teilweise nur schwache oder statistisch nicht signifikante Zusammenhänge zwischen den Selbstwertkontingenzen und depressiven Symptomen. In Studien, in denen die Selbstwertkontingenz als globaler Faktor (kontingenter vs. nicht kontingenter/wahrer Selbstwert) operationalisiert wurde, erwies sich die Selbstwertkontingenz bei Erwachsenen als positiver Prädiktor für depressive Symptome (Soenens & Duriez, 2012). Für Kinder und Adoleszente hingegen zeigte sich bei der Vorhersage depressiver Symptome häufig weder ein direkter Effekt (Bos et al., 2010; Sanchez & Crocker, 2005) noch ein Interaktionseffekt mit dem allgemeinen Stresserleben (Burwell & Shirk, 2006).

Während in diesen Arbeiten die Selbstwertkontingenz als globaler Faktor operationalisiert wurde, fand an anderer Stelle die Untersuchung der Bedeutung distinkter Selbstwertkontingenzen für die Genese depressiver Symptome statt. Burwell und Shirk (2006) erforschten in einer Längsschnittstudie den Einfluss der Selbstwertkontingenz im sozialen und akademischen Bereich auf depressive Symptome bei Jugendlichen. Die Befunde verweisen auf differenzielle bzw. domänenspezifische Effekte der einzelnen Selbstwertkontingenzen dergestalt, dass die soziale Kontingenz in Interaktion mit dem Auftreten sozialen Stresses als Prädiktor für depressive Symptome fungierte, während die Interaktion zwischen akademischer Kontingenz und akademischem Stress bei der Vorhersage depressiver Symptome nicht statistisch signifikant

war. Folglich zeigen Jugendliche, deren Selbstwert von sozialen Beziehungen determiniert wird und die in dieser Domäne Stress erleben, ein erhöhtes Risiko für die Entwicklung einer Depression, während das Depressionsrisiko für Schüler mit hoch ausgeprägter akademischer Kontingenz bei akademischem Stress (z.B. schlechten Noten) nicht erhöht ist (Burwell & Shirk, 2006).

Cambron und Kollegen untersuchten den Einfluss des *friendship contingent self-esteem* auf das Ausmaß depressiver Symptome bei Studierenden (Cambron & Acitelli, 2010; Cambron et al., 2010). Im Unterschied zur Anerkennungskontingenz von Crocker, Luhtanen et al. (2003) wird hier nicht die Abhängigkeit des Selbstwerts von der Anerkennung durch Peers, sondern die Abhängigkeit des Selbstwerts von der Qualität der Beziehungen zu engen Freunden betrachtet. In mehreren Studien konnten Effekte des *friendship contingent self-esteem* auf die depressive Symptomatik festgestellt werden (Cambron & Acitelli, 2010; Cambron et al., 2010). Allerdings ergaben sich keine Hinweise darauf, dass der Zusammenhang zwischen *friendship contingent self-esteem* und depressiven Symptomen durch die Anzahl negativer Ereignisse im Bereich freundschaftlicher Interaktion moderiert wird (Cambron & Acitelli, 2010).

In den berichteten empirischen Forschungsarbeiten zu den domänenspezifischen Effekten externaler Selbstwertkontingenzen wurde der Fokus bei der Vorhersage depressiver Symptome in erster Linie auf Selbstwertkontingenzen im akademischen oder zwischenmenschlichen Bereich gerichtet. Dass die Erfahrung sozialer Zurückweisung bei Personen mit stark ausgeprägter Selbstwertkontingenz in diesem Bereich zu depressiven Symptomen führt, konnte bestätigt werden (Burwell & Shirk, 2006). Für die akademische Kompetenzkontingenz zeigte sich empirisch kein Zusammenhang mit der Entwicklung depressiver Symptome, obgleich das Versagen im Leistungsbereich zweifelsohne einen statistisch signifikanten Stressor für Personen mit hoher Kompetenzkontingenz darstellt. Neben Ursachen in der Operationalisierung von Stressoren nehmen Burwell und Shirk (2006) als Erklärung für diese widersprüchlichen Befunde an, dass Personen mehr negative Ereignisse in zwischenmenschlichen Beziehungen als im akademischen Bereich erlebten. So sind schulische oder studienbezogene Leistungen auf einen sehr engen Kontext begrenzt, während die Interaktion mit anderen, sei es mit Gleichaltrigen, Freunden, Eltern oder dem Partner, in vielen verschiedenen Situationen stattfindet. Zur endgültigen Klärung der Frage, ob tatsächlich differenzielle Zusammenhänge der akademischen und sozialen Selbstwertkontingenz mit depressiven Symptomen existieren oder diese lediglich auf methodische Defizite in der Operationalisierung zurückzuführen sind, besteht weiterhin Forschungsbedarf.

Ferner mangelt es an Forschungsarbeiten zu dem Zusammenhang zwischen Depressionen und den Selbstwertkontingenzen Wettbewerb, Attraktivität, Moral, familiäre Unterstüt-

zung und Gottes Liebe. Nach Stand der vorliegenden Arbeit gibt es zu diesen Fragestellungen bislang nur wenige Studien. In einer Untersuchung von Chen (2011) mit chinesischen Studenten erwiesen sich die Selbstwertkontingenzen Attraktivität, Wettbewerb und familiäre Unterstützung als signifikante Prädiktoren für das Ausmaß depressiver Symptome, während die Selbstwertkontingenzen akademische Kompetenz, Anerkennung durch andere und Moral nicht im Zusammenhang mit depressiven Symptomen standen. Hinsichtlich der signifikanten Befunde zeigte sich die Attraktivitätskontingenz erwartungsgemäß als positiver Prädiktor für die depressive Symptomatik der Studierenden. Die Selbstwertkontingenzen Wettbewerb und familiäre Unterstützung erwiesen sich hingegen als negative Prädiktoren für das Ausmaß der depressiven Symptomatik. Hierbei ist vor allem der negative Effekt der Wettbewerbskontingenz als überraschend zu bewerten. Dieser unerwartete Effekt ist laut Chen auf kulturelle Unterschiede zwischen der chinesischen und westlichen Gesellschaft bezüglich der Bedeutung von Wettbewerben zurückzuführen. Im chinesischen Schulsystem werde der Wettbewerb zwischen Schülern als Teil eines meisterungsorientierten Lernprozesses verstanden. Misserfolge in Wettbewerbssituationen seien somit Rückmeldungen über den persönlichen Lernfortschritt und das Verbesserungspotenzial und würden daher als weniger selbstwertbedrohlich wahrgenommen (Chen, 2011). Die Aussagekraft dieser Studienbefunde wird jedoch durch die querschnittliche Datenbasis, die keine zeitliche Vorhersage der depressiven Symptome ermöglicht, stark eingeschränkt.

Inwiefern die Selbstwertkontingenzen eine Vulnerabilität für die Entstehung depressiver Symptome bei Studienanfängern während des ersten Semesters am College darstellt, wurde von Sargent, Crocker und Luhtanen (2006) untersucht. Für sich allein genommen, erwies sich keine der Selbstwertkontingenzen als Prädiktor für die Veränderung depressiver Symptomatik im Verlauf des ersten Semesters. Allerdings zeigte sich ein Effekt für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen (Anerkennung durch andere, Wettbewerb, Attraktivität und akademische Kompetenz) auf die Veränderung depressiver Symptomatik. Die depressive Symptomatik stieg dabei umso stärker an, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt waren. Die kumulierten internalen Selbstwertkontingenzen (Moral und Gottes Liebe) standen hingegen zu beiden Messzeitpunkten nicht in Zusammenhang mit depressiven Symptomen und stellten somit keinen Risikofaktor für die Entstehung von Depressionen dar.

Vergleichbare Ergebnisse werden in einem kürzlich erschienenen Artikel von Lopez und Kollegen berichtet (Lopez, Thorne, Schoenecker, Siffert, Chaliman & Castleberry, 2014). Hier erwiesen sich die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen bei weiblichen Studierenden als Prädiktor für die Zunahme depressiver Symptome im Verlauf eines Semesters. Da in

diesen Studien keine kontingenz-kongruente Stressoren erfasst wurden, bleibt die Frage nach deren moderierenden Wirkung ungeklärt. In Anlehnung an Diathese-Stress-Modelle sollten die Selbstwertkontingenzen nicht per se zum Auftreten depressiver Symptome führen, sondern lediglich bei Exposition mit relevanten Stressoren eine pathogene Wirkung entfalten. Bei fehlender Berücksichtigung von Stressoren wird somit der Einfluss der Selbstwertkontingenzen auf die Entstehung depressiver Symptome unterschätzt. Unter Berücksichtigung von kontingenz-kongruenten Stressoren lassen sich möglicherweise nicht nur für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen Effekte feststellen, sondern auch für die domänenspezifischen Selbstwertkontingenzen (vgl. Burwell & Shirk, 2006; Cambron & Acitelli, 2010; Cambron et al., 2010).

Insgesamt betrachtet liefern die berichteten Befunde wichtige Hinweise auf die Bedeutung externaler Selbstwertkontingenzen bei der Depressionsgenese. Das Befundmuster ergibt bisher jedoch kein systematisches oder konsistentes Bild, sodass einige Forschungsfragen offen bleiben, deren Klärung für ein vollständiges Verständnis der Rolle der Selbstwertkontingenzen im Zusammenhang mit depressiven Symptomen unabdingbar erscheint. So bleibt ungeklärt, ob die externalen Selbstwertkontingenzen nur kumuliert als Vulnerabilitätsfaktoren bei der Depressionsgenese wirken, oder ob die einzelnen Selbstwertkontingenzen separate und differenzielle Effekte aufweisen. Hieran knüpft auch die Frage nach dem Einfluss von kontingenz-kongruenten Stressoren an. In der Studie von Sargent und Kollegen (2006) hatten nur die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen einen Effekt auf das Auftreten depressiver Symptome (vgl. auch Lopez et al., 2014), während für die einzelnen Selbstwertkontingenzen keine Effekte konstatiert wurden. Jedoch zeigten sich in einer anderen Studie Interaktionseffekte zwischen selbstwertrelevanten Stressoren und der sozialen Selbstwertkontingenz (Burwell & Shirk, 2006). Dieser Befund deutet darauf hin, dass die einzelnen Selbstwertkontingenzen durchaus differenzielle Effekte auf die Entwicklung depressiver Symptome aufweisen, wenn zusätzlich Stressoren berücksichtigt werden (Crocker, 2002a).

Die Frage nach dem Einfluss von kontingenz-kongruenten Stressoren sollte daher in weiteren Studien adressiert werden. Ferner gibt es Hinweise darauf, dass den einzelnen externalen Selbstwertkontingenzen eine unterschiedliche Bedeutung bei der Depressionsgenese zukommt. Während für externalen Selbstwertkontingenzen im sozialen Bereich Interaktionseffekte mit relevanten Stressoren gezeigt wurden, erwiesen sich die Effekte der akademischen Kompetenzkontingenz (Burwell & Shirk, 2006) sowie des *friendship contingent self-esteem* (Cambron & Acitelli, 2010) in Interaktion mit kontingenz-kongruenten Stressoren als statistisch nicht signifikant.

In Studie 1 dieser Arbeit sollen die Effekte der akademischen und sozialen Selbstwertkontingenz bei der Depressionsgenese abgesichert und um die Wettbewerbs- und Attraktivitätskontingenz ergänzt werden. Zur Überprüfung der Annahmen des Diathese-Stress-Modells werden zudem für alle externalen Selbstwertkontingenzen kontingenz-kongruente Stressoren einbezogen.

3 Studie 1: Der Einfluss externaler Selbstwertkontingenzen auf die Entstehung depressiver Symptome nach negativen selbstwertrelevanten Stressoren

3.1 Forschungsanliegen

In der ersten empirischen Studie der vorliegenden Arbeit wird der Einfluss der externalen Selbstwertkontingenzen auf die Entstehung depressiver Symptomatik untersucht. Zwar liefern theoretische Arbeiten sowie erste Forschungsergebnisse wichtige Hinweise für die Bedeutsamkeit externaler Selbstwertkontingenzen als Vulnerabilitätsfaktoren einer depressiven Symptomatik, jedoch ergeben sich, wie im vorangegangenen Kapitel aufgeführt, diesbezüglich einige Forschungslücken und offene Fragen. So ist bislang ungeklärt, ob die externalen Selbstwertkontingenzen Anerkennung durch andere, Attraktivität, Wettbewerb und akademische Kompetenz in erster Linie kumuliert als Vulnerabilitätsfaktoren bei der Depressionsgenese wirken oder ob die einzelnen Selbstwertkontingenzen differenzielle Effekte aufweisen.

Die Frage, ob ein erhöhtes Depressionsrisiko vor allem dann besteht, wenn alle externalen Selbstwertkontingenzen stark ausgeprägt sind, oder das Vorherrschen einer (und wenn „ja“, welcher) Selbstwertkontingenz bereits mit einem erhöhten Depressionsrisiko einhergeht, ist zunächst von theoretischem Interesse. Darüber hinaus ist die Frage auch im Hinblick auf therapeutische Interventionsmaßnahmen nicht unerheblich. Denn durch die Kenntnis der bei der Depressionsgenese beteiligten spezifischen Selbstwertkontingenzen können Ansätze für den Abbau dieser dysfunktionalen Selbstwertkontingenzen gewonnen werden. Aus diesem Grund werden in Studie 1 sowohl die Effekte der differenziellen als auch der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen auf die Entstehung depressiver Symptome überprüft. In Anlehnung an Diathese-Stress-Modelle (zsf. Monroe & Simons, 1991) wird die Hypothese postuliert, dass die externalen Selbstwertkontingenzen (Vulnerabilität) bei der Genese depressiver Symptome mit negativen kontingenz-kongruenten Stressoren interagieren. Dieser Argumentation folgend sollte beispielsweise die Anerkennungskontingenz bei der Vorhersage depressiver Symptome mit Stressoren wie „soziale Ablehnung“ interagieren, während die akademische Kompetenzkontingenz mit Stressoren wie „schlechte Noten“ in Wechselwirkung stehen sollte. Aus diesem Grund werden in Studie 1 für alle externalen Selbstwertkontingenzen Interaktionen mit kontingenz-kongruenten (domänenspezifischen) Stressoren untersucht. Die negativen kontingenz-kongruenten Ereignisse werden in dieser Arbeit als Auslöser einer Depression angesehen, deren Wirkung durch die entsprechenden Selbstwertkontingenzen moderiert wird.

Das zweite Forschungsvorhaben dieser ersten Studie besteht darin, potenzielle Wirkfaktoren zu untersuchen, die den Zusammenhang zwischen externalen Selbstwertkontingenzen

und Ereignissen in kontingenz-kongruenten Domänen bei der Entstehung depressiver Symptome medieren. Es wird angenommen, dass negative Ereignisse in Bereichen, von denen das Individuum seinen Selbstwert abhängig macht, zunächst ein unmittelbares subjektives Belastungserleben erzeugen, das sich in einem Prozess über protrahierte Stressreaktionen langfristig in ernsthaften Beanspruchungen in Form von depressiven Symptomen manifestiert. Die subjektiv erlebte Belastung wird daher in Studie 1 als Mediator für die Diathese-Stress-Interaktion zwischen den externalen Selbstwertkontingenzen und negativen kontingenz-kongruenten Ereignissen bei der Genese depressiver Symptome postuliert.

Wie in Kapitel 2.2.2 ausführlich beschrieben, werden Ereignisse wie beispielsweise „schlechte Noten“ von kompetenzkontingenten Personen als Stressoren wahrgenommen, weil sie als Bedrohung oder Verstoß gegen selbstwertrelevante Standards interpretiert werden und Auslöser für ein subjektives Belastungserleben sind. Diese subjektive Belastung sollte sich, neben negativen Affekten, vor allem durch abwärtsgerichtete Fluktuationen des Selbstwertgefühls äußern. Ereignisse, die keine Selbstwertkontingenzen ansprechen und somit für den Selbstwert irrelevant sind, sollten weniger als Belastung empfunden werden, da sie keine Veränderungen des Selbstwertgefühls hervorrufen und mit weniger negativen Affekten einhergehen. Es sind folglich nicht die Ereignisse per se, die eine subjektive Belastung erzeugen, sondern die Tatsache, dass diese Ereignisse aufgrund der bestehenden Selbstwertkontingenz mit antizipierten oder bereits eingetretenen abwärtsgerichteten Fluktuationen des Selbstwertgefühls und negativem Affekt verbunden sind (vgl. Crocker, Karpinski et al., 2003; Crocker et al., 2002; Park & Maner, 2009). An dieser Stelle sei vorweggenommen, dass defizitäre Bewältigungsstrategien, wie beispielsweise sozialer Rückzug oder Rumination, im Prozess der Depressionsgenese als Ursache dafür angesehen werden, dass sich subjektive Belastungsfaktoren, die bei adaptiven Anpassungsreaktionen relativ temporär sind, zu einer Depression entwickeln. Da es in Studie 1 vorrangig um die Identifizierung der distalen Antezedenzen bei der Entwicklung depressiver Symptome geht, wird der Einfluss dysfunktionaler Bewältigungsstrategien in dieser ersten Studie nicht untersucht. Im Verlauf dieser Arbeit (siehe Kapitel 7) wird dieser Aspekt jedoch noch ausführlicher thematisiert und empirisch geprüft werden.

Eine Zusammenfassung des Untersuchungsgegenstandes dieser ersten Studie ist in Abbildung 1 graphisch dargestellt. Die externalen Selbstwertkontingenzen moderieren den Effekt kontingenz-kongruenter Stressoren auf die Entwicklung einer depressiven Symptomatik. Dieser Zusammenhang wird durch das subjektive Belastungsempfinden vermittelt.

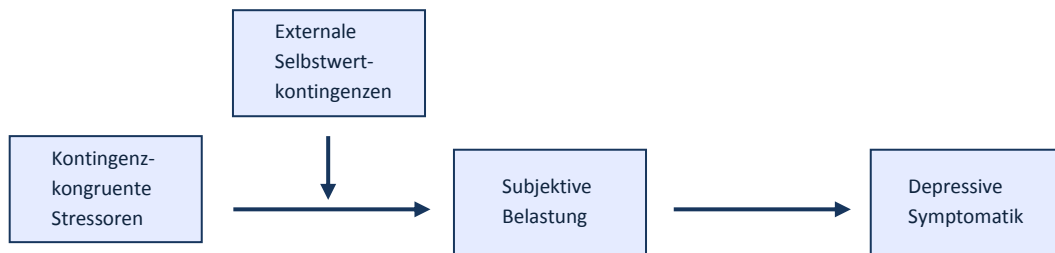


Abbildung 1. Zusammenfassung des Untersuchungsgegenstandes von Studie 1.

3.2 Methode

3.2.1 Überblick und Hypothesen

Die Überprüfung des oben skizzierten Diathese-Stress-Modells erfolgte anhand einer Fragebogenstudie im Längsschnittdesign mit zwei Messzeitpunkten im Intervall von vier Wochen. Da in vorangegangenen Studien der Einfluss der externalen Selbstwertkontingenzen auf die Entwicklung depressiver Symptome überwiegend an Jugendlichen und Studierenden untersucht wurde, wurden in dieser Arbeit – zwecks Vergleichbarkeit der Forschungsergebnisse – Studienanfänger befragt. Dabei wurde von der Annahme ausgegangen, dass subklinische Depressivität und klinische Depression auf einem ätiologischen Kontinuum liegen. Um Veränderungen depressiver Symptomatik feststellen zu können, wurde diese mittels der *Allgemeinen Depressionsskala* (ADS-L; Hautzinger & Bailer, 1992) zu beiden Messzeitpunkten erfasst.

Die Erhebung der Selbstwertkontingenzen nach Crocker, Luhtanen et al. (2003) erfolgte zum ersten Messzeitpunkt. Um ausschließen zu können, dass die postulierten Effekte der externalen Selbstwertkontingenzen auf die negative Assoziation zwischen den externalen Selbstwertkontingenzen und der Höhe des Selbstwerts zurückzuführen sind, wurde die Selbstwerthöhe zum ersten Messzeitpunkt erfasst und als Kontrollvariable berücksichtigt.

Zum zweiten Erhebungszeitpunkt wurden zudem retrospektiv kontingenz-kongruente Stressoren mithilfe eines *daily hassles*-Fragebogeninstruments erfasst. Dabei wurde sowohl die Häufigkeit der eine Woche vor dem zweiten Messzeitpunkt aufgetretenen negativen kontingenz-kongruenten Ereignisse, als auch der Grad der durch diese Ereignisse ausgelösten subjektiven Belastung erhoben.

Es wurden folgende Hypothesen überprüft:

Hypothese 1: Die externalen Selbstwertkontingenzen Anerkennung durch andere, Attraktivität, Wettbewerb und akademische Kompetenz moderieren den Effekt der Anzahl kontingenz-kongruenter *daily hassles* auf die Entstehung depressiver Symptome. Der Effekt kontingenz-kongruenter *daily hassles* auf die Entstehung depressiver Symptome ist umso größer, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt ist.

Hypothese 2: Der durch die externalen Selbstwertkontingenzen moderierte Effekt der *daily hassles* auf die Entstehung einer depressiven Symptomatik (vgl. Hypothese 1) wird durch die subjektive Belastung mediiert.

3.2.2 Stichprobe

An der vorliegenden Fragebogenstudie nahmen zum ersten Messzeitpunkt 590 Studierende (73.9 % weiblich) verschiedener Fachrichtungen (33.9 % Lehramt; 9 % Ernährungswissenschaften; 5.8 % Veterinärmedizin; 5.1 % Humanmedizin, 46.2 % andere Studiengänge mit $f[\%] < 3$) der Justus-Liebig-Universität Gießen teil. Die Probanden waren zwischen 17 und 44 Jahre alt ($M = 22.42$, $SD = 3.47$) und befanden sich zum überwiegenden Teil im ersten Fachsemester ihres Studiengangs. Die erste Erhebung fand zu Beginn des Wintersemesters 2011 statt. In einem vierwöchigen Abstand erfolgte die zweite Erhebung. Von den 590 Versuchspersonen nahmen zum zweiten Erhebungstermin noch 472 teil. Die Stichprobencharakteristika hinsichtlich Geschlecht (74.1 % weiblich), Alter ($M = 22.41$, $SD = 3.32$) und Studienfach (35.3 % Lehramt) waren mit denen des ersten Messzeitpunkts vergleichbar.

Die Rekrutierung der Versuchsteilnehmer erfolgte hauptsächlich per E-Mail-Anschreiben über den Universitätsverteiler. Zudem wurden einige Probanden in Lehrveranstaltungen angeworben. Teilnehmer, die per E-Mail angeschrieben wurden, bearbeiteten das Fragebogenpaket mithilfe der Online-Umfrage-Software *Limesurvey* (LimeSurvey Project Team / Schmitz, C., 2010). Der Link zur Online-Befragung wurde im E-Mail-Anschreiben hinterlegt. Teilnehmer aus Lehrveranstaltungen erhielten jeweils eine Paper-Pencil-Version des Fragebogens, die sie innerhalb einer Seminarsitzung ausfüllten. Zum zweiten Messzeitpunkt wurden alle Probanden per E-Mail kontaktiert und über einen Link zur Online-Umfrage weitergeleitet. Unter allen Teilnehmern wurden Geldprämien in Höhe von $1 \times 100 \text{ €}$ und $5 \times 20 \text{ €}$ verlost.

3.2.3 Material und Durchführung

Zum ersten Messzeitpunkt fand die Erhebung der demographischen Daten wie Alter, Geschlecht, Studienfach und Fachsemester sowie die Erfassung der Kontingenzen des Selbstwerts statt. Die Messung der Selbstwerthöhe und der depressiven Symptomatik erfolgte zu beiden Befragungsterminen. Kontingenz-kongruente *daily hassles* wurden mit Bezug auf die Woche vor dem zweiten Messzeitpunkt erhoben. Die Pseudonymisierung der Daten erfolgte durch das Verwenden eines Codes.

Selbstwerthöhe. Die Selbstwerthöhe wurde als Kontrollvariable berücksichtigt. Zur Erfassung der Höhe des *trait*-Selbstwerts wurde die Rosenberg-Skala in deutscher Übersetzung verwendet (RSES/D; Collani & Herzberg, 2003). Die Skala erfasst mit zehn Items auf einer fünfstufigen Antwortskala (1 = „stimmt gar nicht“, 5 = „stimmt genau“) eindimensional die Höhe der Selbstwerteinschätzung (Bsp.: „Alles in allem bin ich mit mir selbst zufrieden“).

Selbstwertkontingenzen. Die Kontingenzen des Selbstwerts wurden mit einer deutschen Fassung der *Contingencies of Self-Worth Scale* (CSWS; Crocker, Luhtanen et al., 2003) erhoben. Die CSWS misst in der angloamerikanischen Originalversion mit sieben Subskalen (family support, competition, approval from generalized others, appearance, god's love, virtue und academic competence), inwieweit die Selbstwerteinschätzung von Personen durch Ereignisse in den jeweiligen Domänen beeinflusst wird. In der deutschsprachigen Fassung (Schwinger, Otterpohl & Gorges, eingereicht zur Publikation) ist die Skala „god's love“ unter Berücksichtigung interkultureller Unterschiede hinsichtlich der Bedeutung dieser Selbstwertkontingenz exkludiert; die weiteren sechs Skalen entsprechen dem Original. Die internalen Selbstwertkontingenzen waren zwar für die Hypothesentestung nicht von Bedeutung, wurden aber zur Überprüfung der Faktorenstruktur der deutschen Version der CSWS ebenfalls erfasst. Beispielsweise der verschiedenen Skalen lauten „Meine Meinung über mich selbst ist daran gebunden, wie gut ich in der Uni bin“ (akademische Kompetenz); „Ich fühle mich wertvoll, wenn ich Aufgaben oder Fertigkeiten besser ausführe als andere“ (Wettbewerb); „Wenn ich glaube, dass ich gut aussehe, fühle ich mich gut“ (Attraktivität); „Mein Selbstwert ist abhängig von der Meinung, die andere über mich haben“ (Anerkennung durch andere); „Mein Selbstwert wird nicht von der Qualität der Beziehungen zu meinen Familienmitgliedern beeinflusst“ (familiäre Unterstützung) und „Etwas zu tun, von dem ich weiß, dass es falsch ist, lässt mich meine Selbstachtung verlieren“ (Moral). Die Items wurden jeweils auf einer fünfstufigen Likert-Skala beantwortet (1 = „stimmt gar nicht“, 5 = „stimmt genau“). Alle Items der Skala sind in Anhang A aufgeführt.

Kontingenz-kongruente daily hassles. Zur Erfassung alltäglich auftretender Stressoren in kontingenz-kongruenten Domänen wurde ein Fragebogeninstrument erstellt, das potenziell stressauslösende Ereignisse in den Bereichen Aussehen, Wettbewerb, akademische Kompetenz und Anerkennung mit jeweils 5 Items erfasst. Beispielitems sind „*Ich habe bei einer Leistungsbeurteilung (Klausur, Prüfung, Hausarbeit o.Ä.) schlecht abgeschnitten*“ (*daily hassles* Kompetenz); „*Ich stand in Konkurrenz zu jemandem*“ (*daily hassles* Wettbewerb); „*Ich war um mein Äußeres besorgt*“ (*daily hassles* Aussehen); „*Ich wurde aus einer Gruppe ausgegrenzt*“ (*daily hassles* Anerkennung). Alle Items wurden in Anlehnung an den *Alltagsbelastungsfragebogen* (ABF; Traue, Hrabal & Kosarz, 2000) in Bezug auf die letzte Woche auf einer achtstufigen Ratingskala beantwortet (0 = „*Das Ereignis ist nicht aufgetreten*“, 1 = „*Das Ereignis ist aufgetreten, hat Sie aber nicht belastet*“, 2 = „*Das Ereignis hat Sie sehr wenig belastet*“, 3 = „*Das Ereignis hat Sie ein wenig belastet*“, 4 = „*Das Ereignis hat Sie mäßig belastet*“, 5 = „*Das Ereignis hat Sie stark belastet*“, 6 = „*Das Ereignis hat Sie sehr stark belastet*“, 7 = „*Das Ereignis war unerträglich*“). Anhang B beinhaltet alle Items der Skala zur Erfassung von *daily hassles*.

Depressive Symptome. Zur Erfassung depressiver Symptome wurde die *Allgemeine Depressionsskala* (ADS-L; Hautzinger & Bailer, 1992), eine deutsche Version der *Center for Epidemiologic Studies Depression Scale* (CES-D; Radloff, 1979), in das Fragebogenpaket integriert. Die ADS ist ein ökonomisches und valides Instrument, das bei nicht-klinischen, subklinischen und klinischen Populationen Anwendung findet (Hautzinger, 2003). Mit der ADS werden aktuelle Symptome depressiver Störungen gemäß der Diagnosekriterien des DSM-IV erfragt. Für jedes der 20 Items des Fragebogens geben die Personen an, inwieweit die jeweilige Aussage in der letzten Woche auf sie zutraf (Bsp.: „*Während der letzten Woche haben mich Dinge beunruhigt, die mir sonst nichts ausmachen*“). Vier Abstufungen von 0 = „*kaum oder überhaupt nicht*“ bis 3 = „*meistens oder die ganze Zeit*“ sind als Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Die Itemsumme definiert den Wertebereich von 0 bis 60. Als Screening-Kriterium einer ernsthaften depressiven Problematik werden ADS-Werte von 23 und höher herangezogen (Hautzinger & Bailer, 1992). Mittels Lügenkriterium (Σ positiv gepolter Items minus $4 \times \Sigma$ negativ gepolter Items) können unglaubwürdige Fragebogenantworten identifiziert werden. Wird ein Grenzwert im Lügenkriterium von < -28 Punkten erreicht, sollten die Fragebogenantworten nicht länger berücksichtigt werden (Hautzinger & Bailer, 1992).

3.3 Ergebnisse

3.3.1 Selektiver Drop-Out

Da sich die Stichprobe vom ersten zum zweiten Messzeitpunkt von 590 auf 472 Versuchspersonen reduzierte, wurde ein Test auf selektiven Drop-Out durchgeführt. Hierzu wurde geprüft, ob sich die 118 ausgeschiedenen Fälle in einer der für die Hypothesentestung relevanten Variablen von den verbleibenden 472 Versuchspersonen unterscheiden. In einfaktoriellen ANOVAs konnten für die Skalen „Selbstwerthöhe“, $F(1, 588) = 1.02, p > .05$, „Attraktivitätskontingenz“, $F(1, 588) = 0.39, p > .05$, „Kompetenzkontingenz“, $F(1, 588) = 0.03, p > .05$, und „Wettbewerbskontingenz“, $F(1, 588) = 0.09, p > .05$, sowie die „ADS zu t1“, $F(1, 588) = 0.24, p > .05$, keine Mittelwertunterschiede festgestellt werden. Ein selektiver Drop-Out aufgrund dieser Merkmale konnte demnach ausgeschlossen werden. Für die Skala „Anerkennungskontingenz“ zeigte sich hingegen ein signifikanter Mittelwertunterschied, $F(1, 588) = 5.43, p = .02, \eta^2 > .01$, dergestalt, dass die verbleibenden Fälle eine höhere Anerkennungskontingenz aufwiesen als die ausgeschiedenen Fälle.³

3.3.2 Fallausschluss

Zu Beginn der Datenanalyse wurden die Angaben der Versuchspersonen zunächst auf Glaubwürdigkeit getestet. Zur Bestimmung glaubwürdiger Fragenbogenantworten wurde das Lügenkriterium der ADS mit einem kritischen Wert von < -28 Punkten herangezogen (Hautzinger & Bailer, 1992). Nach Ausschluss zweifelhaft glaubwürdiger Antworten, reduzierte sich die Gesamtstichprobe zum ersten Erhebungszeitpunkt von 590 auf 568 Fälle (Personen) und zum zweiten Messzeitpunkt von 472 auf 440 Fälle.

3.3.3 Exploratorische Faktorenanalyse der CSWS

Zur Erfassung der Kontingenzen des Selbstwerts wurde eine deutsche Übersetzung der CSWS (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Schwinger et al., Manuskript eingereicht zur Publikation) eingesetzt. Die postulierte Skalenstruktur mit sieben Faktoren konnte für die Originalskala mittels konfirmatorischer Faktorenanalyse empirisch bestätigt werden (Crocker, Luhtanen et al., 2003). Für die deutsche Version dieses Fragebogens lag zum Zeitpunkt der Erhebung noch keine psychometrische Prüfung der Skala vor. Daher wurde die Faktorenstruktur der CSWS bei

³ Dieser Mittelwertunterschied ist aufgrund der geringen Effektstärke zu vernachlässigen.

der vorliegenden deutschen Stichprobe mit Studierenden überprüft. Es wurde eine Sechsfaktorenstruktur angestrebt, da in dieser Arbeit die Skala „Gottes Liebe“ nicht erfasst wurde. Die Hauptachsenanalyse mit Promax-Rotation lieferte erwartungskonform sechs Faktoren (Eigenwert > 1), die zusammen 54.2 % der Gesamtvarianz aufklärten. Es ergaben sich fast ausschließlich eindeutige Faktorladungen ($a_i > .49$), lediglich die Items „*Mein Selbstwert wird von meinen akademischen Leistungen beeinflusst*“ ($a_i = .38$) sowie „*In der Uni gut zu sein, gibt mir ein Gefühl von Selbstachtung*“ ($a_i = .37$) der Skala „akademische Kompetenz“ wiesen Nebenladungen auf den Faktor „Wettbewerb“ auf.

In einem weiteren Auswertungsschritt wurde getestet, ob sich die Korrelationen zwischen den sechs Kontingenzen durch zwei Faktoren höherer Ordnung (internale und externale Selbstwertkontingenzen) ausdrücken lassen (Sargent et al., 2006). Zu diesem Zweck wurde eine Hauptachsenanalyse 2. Ordnung mit Promax-Rotation durchgeführt, d.h. statt der Items gingen die Skalen der CSWS in die Faktorenanalyse ein. In der Faktorenanalyse konnte die Zwei-Faktorenstruktur (Eigenwert > 1) mit einer Varianzaufklärung von 40 % bestätigt werden. Die Faktoren „akademische Kompetenz“ ($a_i = .75$), „Wettbewerb“ ($a_i = .82$), „Attraktivität“ ($a_i = .74$) und „Anerkennung“ ($a_i = .67$) ließen sich eindeutig zum Faktor „externale Selbstwertkontingenzen“ zusammenfassen, während die Skalen „Moral“ ($a_i = .87$) und „familiäre Unterstützung“ ($a_i = .72$) auf den Faktor „internale Selbstwertkontingenzen“ luden. Alle Nebenladungen waren $a_i < .19$. Alle Faktorladungen sind Anhang A zu entnehmen.

Mithilfe der Faktorenanalyse konnten die Selbstwertkontingenzen akademische Kompetenz, Wettbewerb, Attraktivität und Anerkennung eindeutig als externale Selbstwertkontingenzen identifiziert werden. Da die Erfassung der internalen Selbstwertkontingenzen lediglich der Überprüfung der Skalenstruktur, nicht aber der Hypothesentestung diene, wurden diese von den folgenden Analysen ausgeschlossen.

3.3.4 Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten

Auf der Basis des reduzierten Datensatzes wurden interne Konsistenzen (Cronbachs α) sowie Mittelwerte, Standardabweichungen und Interkorrelationen der einzelnen Skalen berechnet (Tabelle 1). Die Reliabilitäten waren zufriedenstellend ($\alpha = .60$ für die Skala „Anzahl hassles Kompetenz“) bis sehr gut ($\alpha = .91$ für die „ADS zu t1“).

Facetten des Selbstwerts. Mittelwerte und Standardabweichungen der Höhe und Kontingenzen des Selbstwerts sind für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Geschlecht in Tabelle 1 dargestellt. Zur Überprüfung von Geschlechtsunterschieden hinsichtlich der verschiedenen Facetten des Selbstwerts wurde jeweils eine einfaktorielle Varianzanalyse mit dem

Geschlecht als Faktor und der jeweiligen Selbstwertvariablen als abhängige Variable durchgeführt. Weibliche Studienteilnehmer weisen im Vergleich zu männlichen Probanden einen statistisch signifikant niedrigeren Selbstwert auf, $F(1, 566) = 4.87, p < .05$. Des Weiteren zeigte sich, dass Frauen einen höheren Summenwert der externalen Selbstwertkontingenzen im Vergleich zu männlichen Probanden aufweisen, $F(1, 566) = 12.73, p < .01$. Hinsichtlich der einzelnen Selbstwertkontingenzen zeigte sich, dass der Mittelwert der Frauen für akademische Kompetenz, $F(1, 566) = 7.40, p < .01$, Attraktivität, $F(1, 566) = 27.98, p < .01$, und Anerkennung, $F(1, 566) = 26.47, p < .01$, über dem Mittelwert der Männer liegt. Keine Mittelwertunterschiede zwischen Männern und Frauen ergaben sich hingegen für die Wettbewerbskontingenzen, $F(1, 566) = 2.00, p > .05$.

Depressive Symptome. Der mittlere ADS-Summenwert der Gesamtstichprobe lag zum ersten Messzeitpunkt bei 15.26 ($SD = 10.20$). Der kritische Wert von > 23 Punkten wurde hier von 17.1 % der Gesamtstichprobe überschritten und gruppierte diese als „depressiv auffällig“ (vgl. Hautzinger & Bailer, 1992). Zum zweiten Erhebungszeitpunkt war der mittlere ADS-Summenwert in der Gesamtstichprobe 14.91 ($SD = 9.91$), wobei 19.1 % der Probanden einen depressiv auffälligen Wert aufwiesen. Betrachtet man die mittleren ADS-Summenwerte zu t1 getrennt für Frauen ($M = 16.22, SD = 10.82$) und Männer ($M = 12.41, SD = 7.53$), zeigt sich varianzanalytisch ein statistisch signifikanter Mittelwertunterschied, $F(1, 566) = 15.73, p < .01$. Der kritische Grenzwert wurde von 21.2 % der weiblichen und 8.1 % der männlichen Probanden überschritten.

Des Weiteren wurde geprüft, ob sich die depressive Symptomatik vom ersten zum zweiten Messzeitpunkt in Abhängigkeit des Geschlechts verändert hat. Zu diesem Zweck wurde eine Varianzanalyse mit Messwiederholung berechnet. Der Messwiederholungsfaktor hatte keinen statistisch signifikanten Effekt auf Veränderungen der depressiven Symptomatik, $F(1, 438) = 0.57, p > .05$. Jedoch erwies sich die Interaktion zwischen Messwiederholungsfaktor und Geschlecht als statistisch signifikant, $F(1, 438) = 5.78, p < .05$. Post-hoc-Tests zeigten, dass bei Männern tendenziell eine Zunahme der depressiven Symptomatik stattfand, $t(113) = 1.92, p = .06$, während bei Frauen zum zweiten Messzeitpunkt eher geringere Werte festgestellt wurden als zum ersten Erhebungszeitpunkt, $t(325) = -1.59, p = .12$. Die mittleren ADS-Summenwerte zum zweiten Messzeitpunkt von Frauen und Männern unterschieden sich statistisch nicht signifikant voneinander, $F(1, 438) = 2.27, p = .13$. Insgesamt wurden 21.2 % der weiblichen und 16.8 % der männlichen Probanden als depressiv auffällig gruppiert. Tabelle 1 zeigt die entsprechenden Skalenkennwerte für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Geschlecht und Messzeitpunkt.

Daily hassles. Für jede der vier Kontingenzdomänen wurden die Anzahl der aufgetretenen Ereignisse (z.B. *hassles* Aussehen) sowie die durch diese Ereignisse ausgelöste subjektive Belastung (z.B. Belastung Aussehen) ermittelt. Außerdem wurde ein Gesamtscore für die Anzahl der *daily hassles* (*hassles* gesamt) sowie der subjektiven Belastung der *daily hassles* (Belastung gesamt) berechnet. Die deskriptiven Kennwerte sind für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Geschlecht in Tabelle 1 zusammengefasst.

Anzahl der daily hassles. Mittels einfaktorieller ANOVA wurden Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Anzahl der *daily hassles* geprüft. Es zeigte sich, dass Frauen insgesamt signifikant weniger *daily hassles* berichteten als Männer, $F(1, 438) = 11.34, p < .01$. Dieser Geschlechtsunterschied trat nur in den Bereichen Wettbewerb, $F(1, 438) = 19.69, p < .01$, und akademische Kompetenz auf, $F(1, 438) = 11.06, p < .01$. Für die Anzahl der *daily hassles* in den Bereichen Aussehen, $F(1, 438) = 0.01, p > .05$, und Anerkennung, $F(1, 438) = 1.62, p > .05$, konnten keine Geschlechtsunterschiede festgestellt werden.

Belastung der daily hassles. In Bezug auf die mittleren Summenwerte der subjektiven Belastung wurden zwischen weiblichen und männlichen Studienteilnehmern keine statistisch signifikanten Unterschiede beobachtet, $F(1, 438) = 1.91, p > .05$. Lediglich für die Subskala „Belastung Wettbewerb“ zeigte sich, dass Männer die erlebten *daily hassles* belastender empfanden als Frauen, $F(1, 438) = 6.61, p = .01$. In den weiteren Subskalen „Belastung Kompetenz“ $F(1, 438) = 2.06, p > .05$, „Belastung Aussehen“, $F(1, 438) = 0.00, p > .05$, und „Belastung Anerkennung“, $F(1, 438) = 0.54, p > .05$, traten keine statistisch signifikanten Geschlechtsunterschiede auf.

Tabelle 1

Mittelwerte, Standardabweichungen und Reliabilitäten (Cronbachs α) der verwendeten Skalen für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Geschlecht und Messzeitpunkt

	α	t1			α	t2		
		Gesamt (N = 568)	weiblich (n = 429)	männlich (n = 148)		Gesamt (N = 440)	weiblich (n = 326)	männlich (n = 114)
Selbstwertkonstrukte								
Selbstwerthöhe	.89	3.92 (0.71)	3.88 (0.73)	4.04 (0.63)	–	–	–	–
Kompetenz SWK	.83	3.64 (0.75)	3.69 (0.72)	3.52 (0.83)	–	–	–	–
Wettbewerb SWK	.90	3.45 (0.85)	3.47 (0.83)	3.39 (0.91)	–	–	–	–
Anerkennung SWK	.86	3.01 (0.89)	3.11 (0.89)	2.71 (0.83)	–	–	–	–
Attraktivität SWK	.79	3.43 (0.80)	3.52 (0.77)	3.16 (0.84)	–	–	–	–
externale SWK	.89	13.52 (2.47)	13.79 (2.36)	12.77 (2.60)	–	–	–	–
Anzahl der <i>daily hassles</i>								
<i>hassles</i> Kompetenz	–	–	–	–	.60	2.02 (1.43)	1.85 (1.39)	2.50 (1.43)
<i>hassles</i> Wettbewerb	–	–	–	–	.64	1.26 (1.33)	1.10 (1.23)	1.73 (1.47)
<i>hassles</i> Anerkennung	–	–	–	–	.72	1.25 (0.78)	0.72 (1.20)	0.96 (1.36)
<i>hassles</i> Aussehen	–	–	–	–	.60	1.37 (1.33)	1.31 (1.28)	1.55 (1.43)
<i>hassles</i> gesamt	–	–	–	–	.80	6.09 (4.18)	5.70 (4.10)	7.22 (4.22)
Belastung der <i>daily hassles</i>								
Belastung Kompetenz	–	–	–	–	.70	6.70 (6.26)	6.44 (6.35)	7.42 (5.95)
Belastung Wettbewerb	–	–	–	–	.65	2.93 (4.39)	2.62 (4.36)	3.84 (4.36)
Belastung Anerkennung	–	–	–	–	.75	2.69 (4.96)	2.59 (4.83)	2.98 (5.33)
Belastung Aussehen	–	–	–	–	.73	3.97 (5.24)	3.96 (5.19)	3.99 (5.39)
Belastung gesamt	–	–	–	–	.87	16.29 (17.46)	15.61 (17.55)	18.24 (17.11)
Depressive Symptomatik								
ADS	.91	15.23 (10.20)	16.22 (10.82)	12.41 (7.53)	.92	14.91 (9.91)	15.33 (10.15)	13.71 (9.12)

Anmerkungen. ADS = Allgemeine Depressionsskala; SWK = Selbstwertkontingenz.

3.3.5 Interkorrelationen

Vor den inferenzstatistischen Analysen zur Überprüfung der Hypothesen wurden die Interkorrelationen der berücksichtigten Variablen berechnet, um einen ersten Überblick über die Zusammenhänge der einzelnen Konstrukte zu gewinnen. Im Folgenden wird eine Auswahl der wichtigsten Zusammenhänge vorgestellt. Eine vollständige Darstellung der Interkorrelationen ist in Tabelle 2 aufgeführt.

Im Einklang mit internationalen Studien (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Sargent et al., 2006) konnten für die vorliegende deutsche Stichprobe konsistent positive Zusammenhänge innerhalb der externalen Selbstwertkontingenzen beobachtet werden. Zudem zeigten sich durchweg negative Korrelationen der Selbstwerthöhe mit den Selbstwertkontingenzen. Wie bereits in anderen Forschungsarbeiten (Crocker & Luhtanen, 2003) festgestellt werden konnte, gingen hierbei höhere Ausprägungen der externalen Selbstwertkontingenzen mit einem geringeren Selbstwert einher.

Die depressive Symptomatik (ADS) korrelierte zu beiden Messzeitpunkten mit allen untersuchten Variablen – mit Ausnahme der Negativkorrelation mit der Selbstwerthöhe – signifikant positiv. Im Sinne der Hypothesen gingen höhere Werte des Kriteriums *ADS (t2)* mit höheren Werten der Prädiktoren *externale Selbstwertkontingenzen* und *Anzahl der daily hassles* sowie der Mediatorvariablen *subjektive Belastung* einher. Diese Zusammenhänge zeigten sich jeweils sowohl für die kumulierten als auch für die domänenspezifischen Variablen. Ferner korrelierten die verschiedenen Belastungsvariablen erwartungsgemäß jeweils mit der korrespondierenden Anzahl der *daily hassles* als auch den kongruenten Selbstwertkontingenzen.

Zusätzlich konnten in einigen Domänen positive Zusammenhänge zwischen den Prädiktoren *externale Selbstwertkontingenzen* und *Anzahl der daily hassles* festgestellt werden. So waren in den Bereichen Anerkennung sowie Aussehen höhere Werte der Selbstwertkontingenz mit einer größeren Anzahl an domänenspezifischen *daily hassles* in diesem Bereich assoziiert.

Tabelle 2

Interkorrelationen der in Studie 1 berücksichtigten Skalen

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
Selbstwertkonstrukte																		
1 Selbstwerthöhe	1																	
2 Kompetenz SWK	-.21**	1																
3 Wettbewerb SWK	-.20**	.67**	1															
4 Aussehen SWK	-.31**	.33**	.34**	1														
5 Anerkennung SWK	-.42**	.34**	.32**	.44**	1													
6 externe SWK	-.38**	.78**	.78**	.71**	.73**	1												
Anzahl der <i>daily hassles</i>																		
7 <i>hassles</i> Kompetenz	-.17**	.00	.01	.01	.12*	.08	1											
8 <i>hassles</i> Wettbewerb	-.19**	.01	.07	.02	.02	.03	.56**	1										
9 <i>hassles</i> Aussehen	-.31**	.13**	.18**	.30**	.27**	.30**	.40**	.38**	1									
10 <i>hassles</i> Anerkennung	-.41**	.09	.10*	.08	.12*	.13**	.43**	.53**	.47**	1								
11 gesamt <i>hassles</i>	-.26**	.16**	.21**	.17**	.22**	.25**	.78**	.80**	.73**	.77**	1							
Belastung der <i>daily hassles</i>																		
12 Belastung Kompetenz	-.30**	.14**	.20**	.11*	.21**	.22**	.85**	.52**	.40**	.44**	.72**	1						
13 Belastung Wettbewerb	-.17**	.06	.12**	.09	.12*	.14**	.59**	.80**	.40**	.54**	.75**	.68**	1					
14 Belastung Aussehen	-.32**	.19**	.21**	.21**	.22**	.28**	.41**	.48**	.89**	.80**	.69**	.50**	.55**	1				
15 Belastung Anerkennung	-.21**	.12*	.14**	.16**	.16**	.20**	.40**	.48**	.46**	.91**	.71**	.47**	.56**	.88**	1			
16 Belastung gesamt	-.31**	.16**	.21**	.17**	.22**	.25**	.69**	.67**	.78**	.80**	.86**	.81**	.82**	.87**	.86**	1		
Depressive Symptomatik																		
17 ADS t1	-.61**	.15**	.16**	.30**	.32**	.31**	.24**	.10*	.28**	.21**	.27**	.39**	.22**	.33**	.23**	.36**	1	
18 ADS t2	-.56**	.14**	.21**	.25**	.27**	.30**	.29**	.16**	.31**	.28**	.33**	.46**	.26**	.37**	.30**	.42**	.67**	1

Anmerkungen. ADS = Allgemeine Depressionsskala; SWK = Selbstwertkontingenz.

3.3.6 Externale Selbstwertkontingenzen und depressive Symptome zu t1

Bei der Berechnung der bivariaten Zusammenhänge hatten sich in der querschnittlichen Betrachtung für alle untersuchten externalen Selbstwertkontingenzen statistisch signifikante positive Korrelationen mit der depressiven Symptomatik zum ersten Messzeitpunkt gezeigt. Im Folgenden wurde geprüft, ob diese Zusammenhänge bestehen bleiben, wenn die Selbstwerthöhe und das Geschlecht kontrolliert werden. Auf diese Weise kann ausgeschlossen werden, dass der Zusammenhang zwischen den externalen Selbstwertkontingenzen und depressiven Symptomen lediglich auf die hohe Assoziation der externalen Selbstwertkontingenzen mit dem weiblichen Geschlecht und/oder dem *trait*-Selbstwert zurückzuführen ist. Zu diesem Zweck wurde eine multiple lineare Regression mit den kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen als Prädiktor und der depressiven Symptomatik zu t1 als Kriterium berechnet. Als Kontrollvariablen wurden das Geschlecht (1 = weiblich; 2 = männlich) im ersten Schritt und die Selbstwerthöhe im zweiten Schritt in die Regressionsgleichung eingefügt.

In der Regressionsanalyse zeigte sich ein statistisch signifikanter Effekt für das Geschlecht ($\beta = -.16$, $p < .01$). Frauen wiesen mehr depressive Symptome zu t1 auf als Männer. Der Effekt der Selbstwerthöhe war ebenfalls signifikant ($\beta = -.60$, $p < .01$) dergestalt, dass die depressive Symptomatik umso höher war, je geringer der Selbstwert ausgeprägt war. Daneben erreichte auch der Effekt der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen bei der Vorhersage depressiver Symptome zu t1 statistische Signifikanz ($\beta = .07$, $p < .05$; einseitig). Dabei gingen höhere Ausprägungen der externalen Selbstwertkontingenzen mit höheren Depressionswerten zu t1 einher. Alle statistischen Kennwerte der Regressionsanalysen sind in Tabelle 3 aufgeführt.

Tabelle 3

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t1 durch die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen

	AV: Depressive Symptomatik t1				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.03/
Geschlecht	-0.19	0.05	-3.95	-.16	
2. Schritt					.38/.35
Selbstwerthöhe	-0.43	0.02	-17.99	-.60	
3. Schritt					.39/.01
externale SWK	0.32	0.17	1.91	.07	

Anmerkungen. $N = 568$. Geschlecht: 1 = weiblich; 2 = männlich; SWK = Selbstwertkontingenzen.

Nachdem sich in der vorangegangenen Analyse für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen – unter Kontrolle der Selbstwerthöhe sowie des Geschlechts – ein Effekt bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t1 gezeigt hatte, wurde anschließend der Frage nach den Effekten der domänenspezifischen externalen Selbstwertkontingenzen nachgegangen. Hierfür wurde eine multiple hierarchische Regressionsanalyse durchgeführt, um das Auftreten depressiver Symptome zu t1 (Kriterium) durch die Kompetenzkontingenz, Wettbewerbskontingenz, Attraktivitätskontingenz und Anerkennungskontingenz (Prädiktoren) vorherzusagen zu können. Als Kontrollvariablen wurden das Geschlecht im ersten Analyseschritt sowie die Höhe des Selbstwerts im zweiten Schritt in die Regressionsgleichung eingefügt.

Von den betrachteten Selbstwertkontingenzen erwies sich die Attraktivitätskontingenz ($\beta = .09, p < .05$) als statistisch signifikanter Prädiktor für das Ausmaß depressiver Symptome zu t1. Dabei gingen höhere Ausprägungen der Attraktivitätskontingenz mit höheren Depressionswerten zu t1 einher. Alle weiteren untersuchten Selbstwertkontingenzen hatten keinen statistisch signifikanten Effekt auf die depressive Symptomatik zu t1 ($ps > .05$). Die Ergebnisse der Regressionsanalysen sind in Tabelle 4 zusammengefasst.

Tabelle 4

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t1 durch die einzelnen externalen Selbstwertkontingenzen

	AV: Depressive Symptomatik t1				$R^2/\Delta R^2$
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	
1. Schritt					.03/
Geschlecht	-0.19	0.05	-3.95	-.16	
2.Schritt					.38/.35
Selbstwerthöhe	-0.43	0.02	-17.99	-.60	
3. Schritt					.39/.01
Kompetenz SWK	-0.01	0.03	-0.40	-.02	
Wettbewerb SWK	0.01	0.03	0.56	.02	
Attraktivität SWK	0.06	0.03	2.38	.09	
Anerkennung SWK	-0.01	0.02	-0.20	-.01	

Anmerkungen. $N = 568$. Geschlecht: 1 = weiblich, 2 = männlich; SWK = Selbstwertkontingenzen.

3.3.7 Der Effekt der externalen Selbstwertkontingenzen auf den Zusammenhang zwischen *daily hassles* und depressiven Symptomen (Hypothese 1)

Da die den obigen Regressionsanalysen zugrunde liegenden Daten querschnittlich erhoben wurden, ist in diesem Fall keine zeitlich begründete Vorhersage möglich. Allerdings legen die theoretischen Überlegungen einen kausalen Einfluss der externalen Selbstwertkontingenzen auf das Auftreten depressiver Symptome nahe. Im nächsten Schritt wurden die Daten längsschnittlich analysiert, um die Hypothese zu testen, dass die externalen Selbstwertkontingenzen in Interaktion mit der Anzahl kontingenzen-kongruenter *daily hassles* die Entstehung depressiver Symptome vorhersagen.

Hypothese 1 wurde zunächst für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen geprüft. Hierzu wurde eine multiple hierarchische Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 berechnet. Als Kontrollvariablen gingen jeweils das Geschlecht (Schritt 1), die Selbstwerthöhe (Schritt 2) sowie die depressive Symptomatik zu t1⁴ (Schritt 3) in die Analyse ein. Zur Überprüfung der Effekte wurden die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen und die Anzahl der *daily hassles* gesamt als Prädiktoren in die Modellgleichung der linearen Regressionsanalyse aufgenommen (Schritt 4). Um die Moderatorhypothese zu testen, wurde im letzten Schritt der Regressionsanalyse der Produktterm aus den externalen Selbstwertkontingenzen und der Anzahl der *daily hassles* gesamt als zusätzliche unabhängige Variable hinzugefügt (Backhaus, Erichson, Plinke & Weiber, 2006). Alle metrischen Variablen wurden zuvor z-standardisiert (Aiken & West, 1991).

Bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 erwies sich – neben der Selbstwerthöhe⁵ ($\beta = -.56, p < .01$) und der depressiven Symptomatik zu t1 ($\beta = .54, p < .01$) – auch die Anzahl der *daily hassles* gesamt ($\beta = .14, p < .01$) als statistisch signifikante Determinante. Ein Effekt der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen wurde nicht festgestellt ($\beta = .05, p > .05$). Wider Erwarten zeigte sich auch keine statistisch signifikante Interaktion zwischen der Anzahl der *daily hassles* gesamt und den externalen Selbstwertkontingenzen auf die depressive Symptomatik zu t2 ($\beta = -.05, p > .05$). Tabelle 5 sind die statistischen Kennwerte zu entnehmen.

⁴ Durch die Kontrolle der depressiven Symptomatik zu t1 wird der Varianzanteil der abhängigen Variablen *depressive Symptomatik t2*, der auf die depressive Symptomatik zu t1 zurückzuführen ist, eliminiert. Die Residualvarianz entspricht der Veränderung depressiver Symptomatik von t1 zu t2, die auf die Prädiktorvariablen zurückzuführen ist.

⁵ Da in einigen Diathese-Stress-Modellen die Selbstwerthöhe als Diathese für die Entstehung depressiver Symptome angesehen wird, wurde die Selbstwerthöhe nicht nur als Kontrollvariable berücksichtigt, sondern zusätzlich Zweifachinteraktionen als auch die Dreifachinteraktion aus Selbstwerthöhe, Anzahl der *daily hassles* gesamt und externalen Selbstwertkontingenzen berechnet. Weder die Zweifachinteraktionen noch die Dreifachinteraktion erwiesen sich als signifikant.

Neben den kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen wurden auch für die domänenspezifischen Selbstwertkontingenzen Interaktionen mit der Anzahl der jeweiligen kontingenz-kongruenten *daily hassles* bei der Vorhersage depressiver Symptomatik zu t2 berechnet. Für keine der domänenspezifischen externalen Selbstwertkontingenzen konnten Interaktionseffekte mit kontingenz-kongruenten *daily hassles* festgestellt werden, sodass diese hier nicht separat aufgeführt werden.⁶

Tabelle 5

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die Interaktion der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen und der Anzahl der daily hassles gesamt

	AV: Depressive Symptomatik t2				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.01/
Geschlecht	-1.62	1.08	-1.51	-.07	
2. Schritt					.32/.31
Selbstwerthöhe	-5.54	0.39	-14.14	-.56	
3. Schritt					.48/.16
depressive Symptomatik t1	0.51	0.04	11.67	.54	
4. Schritt					.49/.01
<i>hassles</i> gesamt	1.35	0.36	3.74	.14	
externale SWK	0.47	0.37	1.29	.05	
5. Schritt					.50/.01
<i>hassles</i> gesamt × externale SWK	-0.55	0.36	-1.54	-.05	

Anmerkungen. *N* = 440. Geschlecht: 1 = weiblich, 2 = männlich; SWK = Selbstwertkontingenzen.

3.3.8 Der mediierende Effekt der subjektiven Belastung (Hypothese 2)

In den in Abschnitt 3.3.7 berichteten Regressionsanalysen zeigte sich bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zum zweiten Messzeitpunkt für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen keine statistisch signifikante Interaktion mit der Anzahl der *daily hassles* gesamt. Daher muss Hypothese 2, dass die Interaktion aus der Anzahl kontingenz-

⁶ In den Regressionsanalysen konnte ein Effekt der Wettbewerbskontingenz bei der Vorhersage depressiver Symptomatik zum zweiten Messzeitpunkt festgestellt werden. Ferner erwiesen sich die Anzahl der domänenspezifischen *daily hassles* für alle untersuchten Bereiche als signifikante Determinanten der depressiven Symptomatik zu t2.

kongruenter *daily hassles* und den kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die subjektive Belastung mediiert wird, bereits an dieser Stelle zurückgewiesen werden. Jedoch erwies sich der Effekt der Anzahl der *daily hassles* gesamt als statistisch signifikant. Daher wurde im Folgenden getestet, ob der Effekt der Anzahl der *daily hassles* gesamt auf die Entstehung depressiver Symptomatik durch die subjektive Belastung mediiert wird. Je mehr *daily hassles* erlebt wurden, desto größer sollte die durch diese Ereignisse ausgelöste subjektive Belastung sein, die wiederum als Prädiktor für die depressive Symptomatik zu t2 – unter Kontrolle der depressiven Symptomatik zu t1 – fungiert. Des Weiteren wurde geprüft, ob dieser postulierte indirekte Effekt (Mediationseffekt) durch die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen moderiert wird. Hierbei sollte der indirekte Effekt umso größer ausfallen, je höher die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt sind. Diese Kombination aus Mediation und Moderation fällt, wie das ursprünglich in Hypothese 2 postulierte Modell, in die Kategorie der konditionalen indirekten Effekte⁷ (für eine ausführliche Diskussion siehe Preacher, Rucker & Hayes, 2007). Die Berechnung der konditionalen indirekten Effekte erfolgte mit *Process* für SPSS (Modell 7; Hayes, 2013). Mithilfe von *Process* wurden die Modelle der Mediatorvariablen und der abhängigen Variablen auf der Basis der Bootstrapping-Methode simultan berechnet. Beim Bootstrapping werden aus einer Originalstichprobe durch „Ziehen mit Zurücklegen“ wiederholt Sekundärstichproben mit derselben Größe wie die Originalstichprobe ermittelt (Preacher & Hayes, 2008; Preacher et al., 2007). Für jede Sekundärstichprobe wird der konditionale indirekte Effekt bestimmt, sodass man eine empirische Stichprobenverteilung des konditionalen indirekten Effekts erhält, die nicht auf der Normalverteilungsannahme und Asymptotik basiert. Aus der empirischen Stichprobenkennwerteverteilung werden Konfidenzintervalle konstruiert, die Aussagen über die Signifikanz des konditionalen indirekten Effekts ermöglichen. Ein signifikanter konditionaler indirekter Effekt liegt dann vor, wenn das Konfidenzintervall für den konditionalen indirekten Effekt den Wert Null nicht umschließt (Preacher et al., 2007).

In den Analysen wurde bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 (AV) die Anzahl der *daily hassles* gesamt als unabhängige Variable und die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen als Moderator festgelegt. Die subjektive Belastung (Skala „Belastung gesamt“) wurde als Mediatorvariable bestimmt. Geschlecht, Selbstwerthöhe und depressive Symptomatik zu t1 wurden jeweils als Kontrollvariablen in das Modell aufgenommen. Das Konfidenzniveau des Vertrauensintervalls wurde auf 95 % festgelegt.

⁷ Konditionale indirekte Effekte liegen per definitionem vor, wenn die Größe des indirekten Effekts von der Ausprägung eines Moderators abhängig ist (Preacher, Rucker und Hayes, 2007). Die Variationsvielfalt konditionaler indirekter Effekte ist dabei sehr groß. Im Unterschied zu dem ursprünglich in Hypothese 2 postulierten Modell (Modell 8) wird in dem hier getesteten Modell 7 nur der indirekte, nicht aber der direkte Effekt moderiert.

Im Folgenden wird zunächst die Modellzusammenfassung in Bezug auf die Vorhersage der postulierten Mediatorvariablen *subjektive Belastung* berichtet. Daran schließt sich die Modellzusammenfassung der abhängigen Variablen *depressive Symptomatik zu t2* an.

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable subjektive Belastung (siehe Tabelle 6). Bei der Vorhersage der Mediatorvariablen *subjektive Belastung* zeigten sich Effekte für die depressive Symptomatik zu t1 (Coeff. = 0.15, $p < .01$), die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen (Coeff. = 0.63, $p < .01$) und die Anzahl der *daily hassles* gesamt (Coeff. = 3.41, $p < .01$). Ferner konnte ein statistisch signifikanter Interaktionseffekt zwischen der Anzahl der *daily hassles* gesamt und den kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen festgestellt werden (Coeff. = 0.25, $p < .01$). Simple-Slope-Analysen ergaben, dass der Effekt der *daily hassles* auf die subjektive Belastung bei hohen externalen Selbstwertkontingenzen, $t(433) = 28.26$, $p < .01$, stärker ausfällt als bei gering ausgeprägten externalen Selbstwertkontingenzen, $t(433) = 19.38$, $p < .01$. In Abbildung 2 ist die Interaktion zwischen der Anzahl der *daily hassles* gesamt und den externalen Selbstwertkontingenzen auf die subjektive Belastung dargestellt.

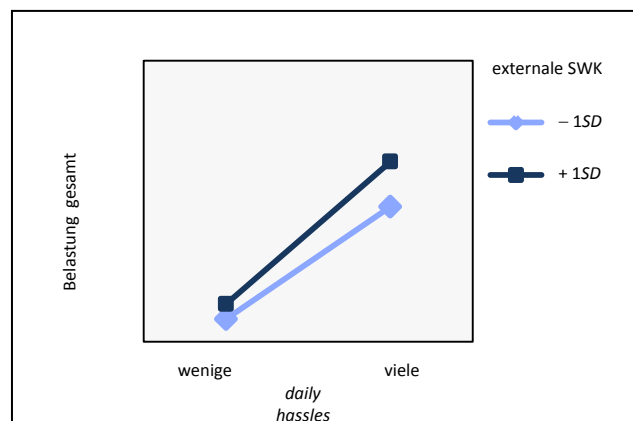


Abbildung 2. Interaktionseffekt zwischen der Anzahl der *daily hassles* gesamt und den kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen bei der Vorhersage der subjektiven Belastung.

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable depressive Symptomatik zu t2. (Tabelle 6). Bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 erwiesen sich, wie in den Regressionsanalysen aus Abschnitt 3.3.7, die Effekte der Selbstwerthöhe (Coeff. = -2.72 , $p < .01$) und der depressiven Symptomatik zu t1 (Coeff. = 0.45, $p < .01$) als statistisch signifikant. Wie erwartet, zeigte sich auch ein Effekt der Mediatorvariablen *subjektive Belastung* (Coeff. = 0.14,

$p < .01$). Der Effekt der Anzahl der *daily hassles* gesamt auf die depressive Symptomatik zu t2 war nicht signifikant (Coeff. = -0.13 , $p > .05$). Erwartungsgemäß erwies sich der Index der moderierten Mediation als statistisch signifikant (Index = 0.03, CI: 0.01 bis 0.06), sodass ein konditionaler indirekter Effekt vorliegt. Die Analyse des konditionalen indirekten Effekts der Anzahl der *daily hassles* gesamt auf die depressive Symptomatik zu t2 zeigte, dass der indirekte Effekt umso stärker ausfällt, je höher die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt sind. Der Mediatoreffekt blieb auf beiden Stufen des Moderators ($\pm 1 SD$) statistisch signifikant (Tabelle 7).

Tabelle 6

Zusammenfassung der Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik durch die Anzahl der daily hassles gesamt und die subjektive Belastung

	ME: Belastung gesamt				AV: Depressive Symptomatik t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Geschlecht	-1.14	0.95	-1.20	.23	0.31	0.79	0.40	.69
Selbstwerthöhe	-0.04	0.78	-0.05	.96	-2.72	0.62	-4.36	.00
depr. Symptomatik t1	0.15	0.05	2.79	.00	0.45	0.04	10.45	.00
<i>hassles</i> gesamt	3.41	0.10	33.30	.00	-0.13	0.15	-0.85	.40
externale SWK	0.63	0.18	3.49	.00	–	–	–	–
Belastung gesamt	–	–	–	–	0.14	0.04	3.54	.00
<i>hassles</i> gesamt × externale SWK	0.25	0.04	5.93	.00	–	–	–	–
	$R^2 = .82$				$R^2 = .49$			
	$F(6, 433) = 330.94, p < .01$				$F(5, 434) = 85.64, p < .01$			

Anmerkungen. $N = 440$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Geschlecht: 1 = weiblich, 2 = männlich; depr. Symptomatik = depressive Symptomatik; SWK = Selbstwertkontingenzen.

Tabelle 7

Konditionaler indirekter Effekt der Anzahl der daily hassles gesamt auf die depressive Symptomatik zu t2 für zwei Stufen der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen

Mediator	externale SWK	AV: Depressive Symptomatik t2			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
Belastung gesamt	-1 SD	0.38	0.12	0.16	0.62
Belastung gesamt	+1 SD	0.54	0.16	0.24	0.87

Anmerkungen. $N = 440$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. SWK = Selbstwertkontingenz.

Die vorangegangene Mediationsanalyse hat gezeigt, dass der Effekt der Anzahl der *daily hassles* gesamt auf die depressive Symptomatik durch die subjektive Belastung mediiert wird. Dieser indirekte Effekt wiederum wird durch die externalen Selbstwertkontingenzen moderiert. Da sich in Analyseschritt 3.3.7 auch für alle domänenspezifischen *daily hassles* Effekte gezeigt hatten, wurde im Folgenden geprüft, ob sich – wie zuvor für die Anzahl der *daily hassles* gesamt – auch für die Anzahl der domänenspezifischen *daily hassles* konditionale indirekte Effekte feststellen lassen.

Die Berechnung erwies sich nur für die Domäne *Aussehen* als statistisch signifikant⁸. Die Modellzusammenfassung in Tabelle 8 zeigt bei der Vorhersage der Mediatorvariablen *Belastung Aussehen* – neben den Effekten für die Selbstwerthöhe (Coeff. = -0.51 , $p < .05$), der Attraktivitätskontingenz (Coeff. = 0.45 , $p < .01$) und der Anzahl der *daily hassles* Aussehen (Coeff. = 3.36 , $p < .05$) – einen statistisch signifikanten Interaktionseffekt zwischen der Anzahl der *daily hassles* Aussehen und der Attraktivitätskontingenz (Coeff. = 0.66 , $p < .01$). Simple-Slope-Analysen ergaben, dass der Effekt der Anzahl der *daily hassles* im Bereich Aussehen auf die Belastung bei hoher Attraktivitätskontingenz, $t(433) = 33.62$, $p < .01$, stärker ausgeprägt ist als bei geringer Attraktivitätskontingenz, $t(433) = 22.63$, $p < .01$ (siehe Abbildung 3).

In dem Modell zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 (Tabelle 8) erwiesen sich die Selbstwerthöhe (Coeff. = -2.65 , $p < .01$) und die depressive Symptomatik zu t1 (Coeff. = 0.48 , $p < .01$) als statistisch signifikante Prädiktoren. Wie erwartet, zeigte sich auch ein Effekt der Mediatorvariablen *Belastung Aussehen* (Coeff. = 0.27 , $p < .05$). Bei Aufnahme der Mediatorvariablen erwies sich der direkte Effekt der Anzahl der *daily hassles* Aussehen auf die depressive Symptomatik zu t2 als insignifikant (Coeff. = -0.05 , $p > .05$). Der Index der moderierten Mediation erwies sich als signifikant (Index = 0.18 , CI: 0.01 bis 0.46). Die Analyse des konditionalen indirekten Effekts zeigte, dass der indirekte Effekt der Anzahl der *daily hassles* im Bereich Aussehen auf die depressive Symptomatik zu t2 umso stärker ausfällt, je höher die Attraktivitätskontingenz ist. Der Mediatoreffekt blieb auf beiden Stufen des Moderators ($\pm 1 SD$) statistisch signifikant (Tabelle 9).

⁸ Die insignifikanten Befunde werden an dieser Stelle nicht berichtet.

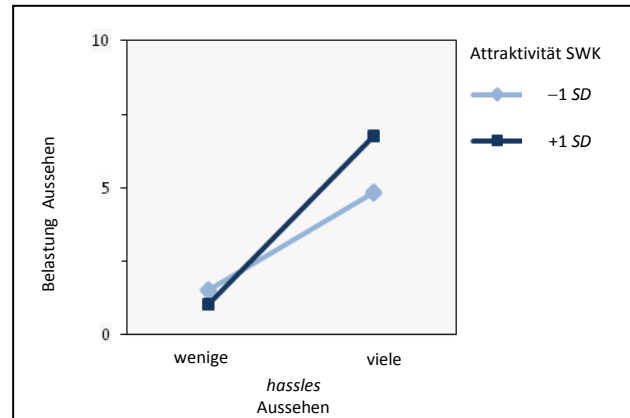


Abbildung 3. Interaktionseffekt zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Anzahl daily hassles Aussehen bei der Vorhersage der subjektiven Belastung im Bereich Aussehen.

Tabelle 8

Zusammenfassung der Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die Anzahl der daily hassles und die subjektive Belastung im Bereich Aussehen

	ME: Belastung Aussehen				AV: Depressive Symptomatik t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Geschlecht	-0.55	0.25	-2.21	.02	0.85	0.79	1.07	.28
Selbstwerthöhe	-0.51	0.20	-2.52	.01	-2.55	0.66	-3.86	.00
depr. Symptomatik t1	0.01	0.02	0.52	.60	0.48	0.04	10.45	.00
hassles Aussehen	3.36	0.09	39.36	.00	-0.40	0.47	-0.85	.39
Attraktivität SWK	0.45	0.15	3.10	.00	-	-	-	-
Belastung Aussehen	-	-	-	-	0.27	0.13	2.01	.04
hassles Aussehen × Attraktivität SWK	0.66	0.11	6.09	.00	-	-	-	-
	$R^2 = .63$ $F(6, 433) = 125.51, p < .01$				$R^2 = .51$ $F(5, 434) = 90.84, p < .01$			

Anmerkungen. N = 440. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Geschlecht: 1 = weiblich, 2 = männlich; depr. Symptomatik = depressive Symptomatik; SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 9

Konditionaler indirekter Effekt der Anzahl der daily hassles im Bereich Aussehen auf die depressive Symptomatik zu t2 für zwei Stufen der Attraktivitätskontingenz

Mediator	Attraktivität SWK	AV: Depressive Symptomatik t2			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
Belastung Aussehen	- 1 SD	0.60	0.36	0.08	1.27
Belastung Aussehen	+ 1 SD	0.91	0.51	0.12	1.84

Anmerkungen. N = 440. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. SWK = Selbstwertkontingenz.

3.4 Diskussion

Ziel der vorliegenden Studie war die Untersuchung des Einflusses der domänenspezifischen sowie kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen Anerkennung durch andere, akademische Kompetenz, Wettbewerb und Attraktivität bei der Entstehung depressiver Symptome. In Anlehnung an das Diathese-Stress-Modell wurde angenommen, dass die externalen Selbstwertkontingenzen mit kontingenz-kongruenten *daily hassles* bei der Vorhersage depressiver Symptome interagieren. Zudem wurde die Hypothese überprüft, dass die Interaktion aus den externalen Kontingenzen des Selbstwerts und den kontingenz-kongruenten *daily hassles* durch die subjektive Belastung mediiert wird.

3.4.1 Der Effekt der externalen Selbstwertkontingenzen auf den Zusammenhang zwischen *daily hassles* und depressiven Symptomen (Hypothese 1)

In den querschnittlichen Analysen erwies sich der Effekt der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zum ersten Erhebungszeitpunkt als signifikant. Die depressive Symptomatik war zum ersten Messzeitpunkt umso größer, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt waren. Bei der anschließenden domänenspezifischen Betrachtung der Effekte der Selbstwertkontingenzen zeigte sich die Attraktivitätskontingenz als statistisch signifikanter Prädiktor für die im Selbstbericht angegebene depressive Symptomatik zum ersten Messzeitpunkt. Die weiteren untersuchten Selbstwertkontingenzen Wettbewerb, akademische Kompetenz und Anerkennung hatten keine Effekte.

Für Veränderungen der depressiven Symptomatik in den ersten Wochen des Semesters konnten für die domänenspezifischen und kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen weder Haupteffekte noch die erwarteten Interaktionseffekte mit kontingenz-kongruenten *daily hassles* festgestellt werden. Hier erwiesen sich lediglich die domänenspezifischen und kumulierten *daily hassles* als signifikante Prädiktoren für die Entwicklung depressiver Symptome. Dieses Ergebnis reiht sich in das heterogene Befundmuster bisheriger Forschung zur Rolle der Selbstwertkontingenzen als Vulnerabilitätsfaktoren bei der Depressionsgenese ein. In früheren Arbeiten (Sargent et al., 2006) hatten sich zum Teil – wie in Studie 1 – keine domänenspezifischen Effekte der externalen Selbstwertkontingenzen gezeigt. Auch Interaktionseffekte mit kontingenz-kongruenten Stressoren konnten für die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen sowie für die akademische Kontingenz (Burwell & Shirk, 2006) als auch für den *friendship contingent self-esteem* (Cambron & Acitelli, 2010) nicht bestätigt werden. Die Ergebnisse stehen jedoch im Widerspruch zu Forschungsarbeiten, in denen für die soziale Kon-

tingenz (Burwell & Shirk, 2006) signifikante Interaktionseffekte mit kontingenz-kongruenten Stressoren bei der Vorhersage depressiver Symptome festgestellt werden konnten.

Eine Ursache für die nicht gefundenen Interaktionseffekte liegt möglicherweise in der Operationalisierung der *daily hassles* begründet. Die Erhebung kontingenz-kongruenter Stressoren durch vorgegebene *daily hassles* ist insofern kritisch zu sehen, da durch dieses Vorgehen unklar bleibt, ob die Probanden tatsächlich eine inhaltliche Entsprechung zwischen ihren Selbstwertkontingenzen und den *daily hassles* wahrgenommen haben. Eine Kongruenz zwischen den Selbstwertkontingenzen und den *daily hassles* ist jedoch insofern wichtig, als dass Stressoren nur dann zu einer Selbstwertbedrohung führen, wenn diese als Verletzung von Standards innerhalb der jeweiligen Selbstwertkontingenz interpretiert werden. Hinzu kommt, dass durch das methodische Vorgehen belastende Stressoren, die aufgetreten waren, aber nicht im Fragebogen erfasst wurden, keine Berücksichtigung fanden. Ein weiterer methodischer Aspekt bezieht sich auf den Erhebungszeitraum von vier Wochen zwischen der ersten und zweiten Messung. So könnten Versuchsteilnehmer, die vor allem zu Beginn des Erhebungszeitraums viele Stressoren erlebt hatten, zwar depressive Symptome entwickelt haben, welche allerdings zum zweiten Messzeitpunkt bereits wieder reduziert waren. Stressoren, die am Anfang des Erhebungszeitraums auftraten, wurden jedoch nicht erfasst, da sich die Erhebung der *daily hassles* ausschließlich auf die Woche vor dem zweiten Messzeitpunkt bezog. Je größer der Anteil an Versuchspersonen ist, die zu Beginn – aber nicht gegen Ende des Erhebungszeitraums – viele Stressoren erlebten, desto geringer ist der Effekt der Diathese-Stress-Interaktion auf die Entstehung depressiver Symptomatik (für eine ähnliche Argumentation vgl. Metalsky et al., 1993).

3.4.2 Der mediierende Effekt der subjektiven Belastung (Hypothese 2)

In den Analysen zeigte sich, dass der über die subjektive Belastung medierte Effekt der *daily hassles* auf die Veränderung der depressiven Symptomatik durch die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen moderiert wird. Dabei fiel der Mediationseffekt umso stärker aus, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt waren. Inhaltlich bedeutet dies, dass die untersuchten negativen Ereignisse zunächst ein unmittelbares subjektives Belastungserleben auslösen, wobei das Ausmaß der subjektiven Belastung umso größer ausfällt, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt sind. Die subjektive Belastung wiederum führt zu einem Anstieg der depressiven Symptomatik. Die Ergebnisse der Mediationsanalyse weisen folglich darauf hin, dass die externalen Selbstwertkontingenzen in Verbindung mit kontingenz-kongruenten *daily hassles* vor allem indirekt – vermittelt über die subjektive

Belastung – auf die Entstehung depressiver Symptomatik wirken. Dieser Vermittlungsprozess konnte in zusätzlichen Analysen auch auf domänenspezifischer Ebene für den Bereich Aussehen gezeigt werden. Die *daily hassles* im Bereich Aussehen führten zu einem Anstieg depressiver Symptomatik, weil diese Ereignisse vom Individuum als sehr belastend wahrgenommen wurden. Auch hier war die subjektive Belastung umso stärker, je höher die Attraktivitätskontingenz der Probanden ausgeprägt war. Für die anderen betrachteten externalen Selbstwertkontingenzen wurde dieser Zusammenhang nicht festgestellt.

Eine zentrale Frage, über deren Beantwortung an dieser Stelle nur spekuliert werden kann, ist, durch welche Indikatoren und spezifischen Belastungsfaktoren sich die hier untersuchte subjektive Belastung inhaltlich qualifizieren lässt. Mit Bezug zur Literatur wird in der vorliegenden Arbeit angenommen, dass die subjektive Belastung neben negativen Affekten und einer gedrückten Stimmung vor allem durch negative Fluktuationen des Selbstwertgefühls zum Ausdruck kommt (vgl. Cambron et al., 2009; Crocker & Park, 2004; Sargent et al., 2006). Aversive Ereignisse in kontingenz-kongruenten Bereichen sollten von Individuen mit hoher korrespondierender Selbstwertkontingenz vor allem deshalb als Belastung wahrgenommen werden, weil sie zu einem Absinken des *state*-Selbstwerts führen. So sollten Stressoren wie beispielsweise „*Ich war mit meinem Aussehen unzufrieden*“ von Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz als Verletzung persönlicher Standards für eine hohe Selbstwertschätzung interpretiert werden, wodurch das Selbstwertgefühl sinkt und sich negative Affekte einstellen.

Der Prozess, in dem die subjektive Belastungsreaktion zu depressiven Symptomen führt, wurde im empirischen Modell nicht geprüft. Aus theoretischen Überlegungen ist die Kenntnis dieses Prozesses jedoch von hoher Relevanz. So sollten Belastungen in Form von negativen Fluktuationen des Selbstwertgefühls das Bedürfnis nach Bewältigung dieser Fluktuationen initiieren. In vielen Depressionstheorien sowie in der Stressforschung werden dysfunktionale Bewältigungsversuche als Ursache dafür angesehen, dass aus kurzfristigen affektiven Belastungen langfristig ernsthafte Beanspruchungen wie beispielweise depressive Symptome entstehen können (z.B. Lazarus & Folkman, 1984). Dysfunktionale Bewältigungsformen sind Strategien, die – anstelle einer Reduzierung der Belastung – langfristig eher zu einem reduzierten psychischen Wohlbefinden und depressiven Symptomen führen (Beck, 1983; Kanning, 2000; Joiner, Alfano & Metalsky, 1992; Park & Crocker, 2005). Studien zeigen beispielsweise, dass Self-Handicapping im Sinne des Selbstwertschutzes eingesetzt wird und auch kurzfristig wirkungsvoll sein kann, aber langfristig eine Verringerung des Selbstwerts und depressive Symptome nach sich ziehen kann (Zuckerman, Kieffer & Knee, 1998; Zuckerman & Tsai, 2005). Ein weiteres Beispiel ist der Konsum von Alkohol. Neighbors et al. (2004) stellten fest, dass Personen Alkohol konsumieren, um fluktuierende Selbstwertgefühle und negative Stimmungszustände

zu regulieren. Die weitreichenden Folgen von Alkoholkonsum für das psychische und physische Wohlbefinden sind einschlägig bekannt.

Die Frage, welche Rolle dysfunktionale Bewältigungsstrategien hierbei spielen, kann jedoch aufgrund der Befunde aus Studie 1 an dieser Stelle nicht vollständig beantwortet werden. Dieser Aspekt soll in Studie 4 dieser Arbeit einer empirischen Prüfung unterzogen werden.

3.4.3 Schlussfolgerungen und Ausblick

Die Ergebnisse der ersten Studie dieser Arbeit können als Hinweis darauf interpretiert werden, dass die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen einen Vulnerabilitätsfaktor für die Genese einer depressiven Symptomatik darstellen, indem sie das Belastungserleben nach negativen kontingenz-kongruenten Ereignissen verstärken. In Bezug auf die Effekte der domänenspezifischen Selbstwertkontingenzen scheint vor allem die Attraktivitätskontingenz einen besonderen Stellenwert bei der Entstehung depressiver Symptome einzunehmen. Während sich die Attraktivitätskontingenz bereits in einigen Forschungsarbeiten als ein wichtiger Prädiktor für negative Indikatoren des psychischen Wohlbefindens wie Neurotizismus (Crocker, Luhtanen et al., 2003), Essstörungen (Bergstrom, Neighbors & Lewis, 2004; Park, 2007) oder Alkohol- und Drogenkonsum (Crocker, 2002b; Crocker, Luhtanen et al., 2003) herausgestellt hat, ist die Rolle der Attraktivitätskontingenz im Kontext der Depressionsgenese noch weitgehend ungeklärt. Konsens besteht jedoch darin, dass das Aussehen eine Domäne ist, die besonders anfällig für das Erleben von Stressoren ist. So wird die Einschätzung und Bewertung des Äußeren häufig von interpersonellen Prozessen wie Rückmeldungen und Erwartungen seitens anderer oder von sozialen Vergleichen beeinflusst, bei denen Kontextbedingungen wie kulturelle Schönheitsideale eine wichtige Rolle spielen (Fend, 2005; Patrick, Neighbors & Knee, 2004; Schütz, 2005; Vartanian, 2009). Diese wahrgenommenen Standards und kulturspezifischen Ideale sind häufig sehr hoch und für die meisten Menschen unerreichbar, sodass das Messen an diesen Idealen üblicherweise zu negativen Bewertungen des eigenen Aussehens führt (Bergstrom et al., 2004; Fend, 2005; Jones & Buckingham, 2005; Schemer, 2007). Zudem sind relevante Informationen über das eigene Aussehen schwerlich zu vermeiden, da das äußere Erscheinungsbild direkt beobachtbar und omnipräsent ist, sodass man auch permanent dem eigenen prüfenden Auge oder den Bewertungen anderer ausgesetzt ist (Harter, 2012). Wie die Ergebnisse von Studie 1 zeigen, werden *daily hassles*, wie negative Rückmeldungen seitens anderer, vor allem von attraktivitätskontingenten Personen als starke Belastung wahrgenommen, die sich dann zu depressiven Symptomen entwickeln können. Dieser Befund besitzt auch Relevanz hinsichtlich der Diskussion, ob bereichsspezifische Selbstwertkontingenzen

(Crocker & Wolfe, 2001) einer globalen Betrachtung des kontingenten Selbstwerts (Deci & Ryan, 1995; Kernis, 2003) vorzuziehen sind. So wird durch die vorliegende Studie die Annahme gestützt, dass auf die Betrachtung domänenspezifischer Selbstwertkontingenzen aufgrund ihrer hohen prädiktiven Kraft nicht verzichtet werden kann.

Da bei den statistischen Analysen jeweils die Selbstwerthöhe kontrolliert wurde, kann zudem geschlossen werden, dass die Selbstwertkontingenzen einen singulären – von der Selbstwerthöhe unabhängigen – Einflussfaktor im Prozess der Depressionsgenese darstellen. Dieser Befund liefert einen erneuten Hinweis darauf, dass durch die Betrachtung qualitativer und bereichsspezifischer Facetten des Selbstwerts wichtige Erkenntnisse über die Auswirkungen des Selbstwerts für das psychische Wohlbefinden gewonnen werden können, die über die Selbstwerthöhe hinausgehen.

Einschränkend muss festgehalten werden, dass die ursprüngliche Hypothese einer Interaktion der externalen Selbstwertkontingenzen mit kontingenz-kongruenten Stressoren bei der Genese depressiver Symptome für keine der untersuchten Domänen bestätigt werden konnte. Die beschriebenen Probleme hinsichtlich der Erfassung der *daily hassles* können in zukünftigen Studien durch ein freies Antwortformat oder die experimentelle Manipulation von kontingenz-kongruenten Stressoren gelöst werden. Als wichtigster Befund und Ansatzpunkt für zukünftige Forschung zeigte sich, dass die externalen Selbstwertkontingenzen den über die subjektive Belastung mediierten Effekt der kontingenz-kongruenten *daily hassles* auf die depressive Symptomatik moderieren. So wurden die *daily hassles* als umso belastender bewertet, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt waren. Kritisch zu sehen ist hierbei, dass die unterstellten psychologischen Prozesse nicht im engeren Sinne überprüft wurden. Aufgrund der Nicht-Erfassung von spezifischen qualitativen Belastungsindikatoren kann über die spezifischen inhaltlichen Merkmale nur spekuliert werden. In Studie 2 soll daher der Frage nach den qualitativen Belastungsfaktoren nachgegangen werden.

4 Studie 2: Der Einfluss der Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback

4.1 Forschungsanliegen

In Studie 1 zeigte sich, dass kontingenz-kongruente *daily hassles* in Abhängigkeit der kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen ein unmittelbares subjektives Belastungserleben auslösen, das wiederum zu einem Anstieg der depressiven Symptomatik führt. Wie oben diskutiert, wurde die subjektive Belastung relativ unspezifisch erfasst, sodass sich über die inhaltliche Qualität der Belastungsfaktoren nur spekulieren ließ. Die Kenntnis qualitativer Merkmale eines unmittelbaren Belastungserlebens ist jedoch wichtig, da sich diese meist sehr kurzfristigen Belastungen unter Einwirkung von depressiogenen Faktoren zu einer depressiven Störung entwickeln können (z.B. Hautzinger, 1998). Das primäre Ziel der zweiten Studie ist es daher, diese subjektive Belastung genauer zu beschreiben und zu untersuchen.

Es wird angenommen, dass sich die subjektive Belastung durch Fluktuationen des Selbstwertgefühls sowie verschiedene weitere emotionale, motivationale und kognitive Belastungsindikatoren charakterisieren lässt. Die subjektive Belastung ist daher im Sinne einer spontanen, unmittelbaren depressiven Belastungsreaktion zu verstehen⁹. Die Begriffe subjektive Belastung und depressive Belastungsreaktion werden daher in den folgenden Ausführungen synonym verwendet. Als Kernmerkmal dieser depressiven Belastungsreaktion wird das Absinken des Selbstwertgefühls angesehen. Während Misserfolg in einer Domäne bei selbstwertkontingenten Personen zu einem Absinken des *state*-Selbstwerts führt, bleibt das Selbstwertgefühl bei Personen mit geringer Selbstwertkontingenz in diesem Bereich relativ unberührt (Cambron et al., 2010; Crocker, Karpinski et al., 2003; Crocker et al., 2002; Knee, Canevello, Bush & Cook, 2008; Park & Maner, 2009). Folglich sind abwärtsgerichtete Fluktuationen des *state*-Selbstwerts nach negativen kontingenz-kongruenten Ereignissen der zentrale Aspekt in der Erlebensqualität, in der sich selbstwertkontingente von nicht-selbstwertkontingenten Personen unterscheiden. Das Absinken des Selbstwertgefühls sollte dabei zusätzlich die Entstehung der weiteren Merkmale einer depressiven Belastungsreaktion begünstigen (vgl. Kuiper & Olinger, 1989). So ist anzunehmen, dass durch das Absinken des Selbstwertgefühls kognitive

⁹ Der Begriff „depressive Belastungsreaktion“ wurde gewählt, um die inhaltliche Nähe der verschiedenen Belastungsindikatoren zur Symptomatik einer Depression zu betonen, sie aber auch gleichzeitig aufgrund der Unterschiede in Bezug auf die Dauer und Intensität einer Depression abzugrenzen.

Defizite wie lageorientierte Gedanken und ein negativer Selbstfokus entstehen, bei denen die Aufmerksamkeit in dysfunktionaler Weise auf negative internale Zustände gerichtet ist (zsf. Wimmer, 2010). Beispielsweise sind die gedanklichen Aktivitäten nach einem Misserfolg bei einer hohen Lageorientierung übermäßig auf die Analyse des Misserfolgs ausgerichtet, d.h. auf dessen Ursachen und Folgen (Kuhl, 1983). Die Aufmerksamkeit ist auf das Gefühl der eigenen Wertlosigkeit fokussiert und die Gedankeninhalte beschäftigen sich fortwährend mit dem Ereignis, das ursächlich für das Absinken des Selbstwertgefühls war. Im Falle massiver affektiver Belastungen kommt es im Zustand der Lageorientierung häufig zu einer Passivität und zu Entscheidungsschwierigkeiten bezüglich der weiteren Handlungsplanung, da der Aufmerksamkeitsfokus auf interne Zustände gerichtet ist, die handlungsblockierend wirken (Hautzinger, 1998; Kuhl, 1983). Neben kognitiven Defiziten sollten auch motivationale und emotionale Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch negative Fluktuationen des Selbstwertgefühls hervorgerufen bzw. verstärkt werden. Für den Moment, in dem die Person sich als wertlos empfindet, bleibt ein elementares, existenzielles Grundbedürfnis des Menschen unbefriedigt (Deci & Ryan, 1995). Dieses Bedrohungsereignis erzeugt Ängste, Misstrauen, Sorgen und Gefühle der Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit. Temporär wird die Welt in diesem Fall als trostlos empfunden. Die eigenen Handlungsmöglichkeiten, Ereignisse zu beeinflussen und entscheidend auf die Umwelt einzuwirken, werden als gering eingeschätzt (vgl. Brown & Harris, 2001). Darüber entstehen die motivationalen Defizite der depressiven Belastungsreaktion.

Zusammenfassend ist an dieser Stelle festzustellen, dass – der dargelegten Argumentation folgend – die subjektive Belastung (vgl. Studie 1) in dem Erleben von Fluktuationen des Selbstwertgefühls sowie weiteren emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptomen einer depressiven Belastungsreaktion zum Ausdruck kommt. Des Weiteren wird angenommen, dass das Absinken des Selbstwertgefühls das Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion darstellt, welches die Entstehung der weiteren kognitiven, emotionalen und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion hervorruft bzw. verstärkt. Diese Annahmen werden in Studie 2 für die Attraktivitätsdomäne geprüft, da sich die hohe Relevanz der Attraktivitätskontingenz bei der Entstehung einer subjektiven Belastung bereits in Studie 1 herauskristallisiert hatte. So moderierte die Attraktivitätskontingenz den Effekt kontingenzkongruenter *daily hassles* auf das subjektive Belastungserleben. Dieser Befund soll in Studie 2 weiter abgesichert werden.

In Abbildung 4 sind alle Annahmen zusammengefasst dargestellt. Die Attraktivitätskontingenzt interagiert mit einem attraktivitätsbezogenen Stressor bei der Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion. Die Fluktuationen des Selbstwertgefühls stellen dabei das Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion dar und vermitteln den Effekt zwischen Attraktivitätskontingenzt und attraktivitätsbezogenem Stressor bei der Entstehung der weiteren emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome der depressiven Belastungsreaktion.

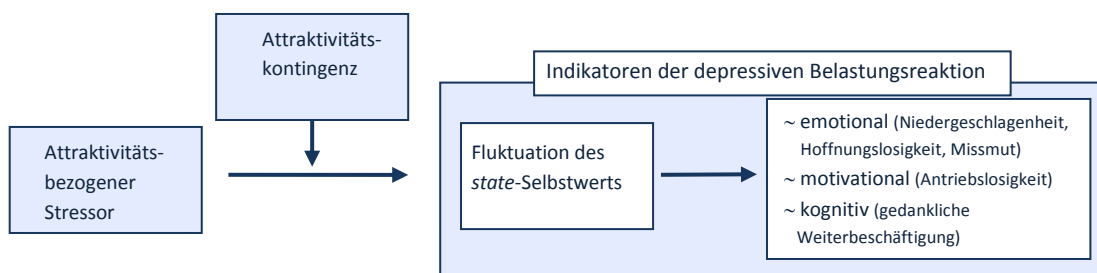


Abbildung 4. Zusammenfassung des Untersuchungsgegenstandes von Studie 2.

4.2 Methode

4.2.1 Überblick und Hypothesen

Die Feststellung von kausalen Beziehungen ist am besten im Rahmen eines Experiments möglich, in dem relevante Variablen gezielt manipuliert werden können. Aus diesem Grund erfolgte die Überprüfung der zentralen Fragestellung, ob die Attraktivitätskontingenzt mit attraktivitätsbezogenen Stressoren bei der Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion interagiert, mithilfe eines experimentellen Designs. Zu diesem Zweck wurde den Probanden im Experiment ein manipuliertes negatives oder positives Attraktivitätsfeedback gegeben. Die Versuchspersonen wurden randomisiert einer Feedbackbedingung (positiv vs. negativ) zugeteilt. Die Attraktivitätskontingenzt (*trait*) wurde vor dem Experiment in einer Onlinebefragung erfasst. Die Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion wurden vor und nach Erhalt des Attraktivitätsfeedbacks erhoben. Zur Messung motivationaler und emotionaler Symptome der depressiven Belastungsreaktion wurde die deutsche Kurzform des Fragebogens *Profile of Mood States* (POMS; Biehl, Dangel & Reiser, 1986) eingesetzt. In Ergänzung dazu wurde die Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“ zur Erfassung kognitiver Symptome generiert. Der *state*-Selbstwert der Probanden wurde ebenfalls mittels eines Selbstbeobachtungsfragebogens ermittelt.

Es wurden folgende Hypothesen überprüft:

Hypothese 1: Die Attraktivitätskontingenz moderiert den Effekt des Attraktivitätsfeedbacks auf die depressive Belastungsreaktion. Bei hoher Attraktivitätskontingenz, nicht aber bei geringer Ausprägung der Attraktivitätskontingenz, ist die depressive Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback höher als nach einem positiven Attraktivitätsfeedback.

Hypothese 2: Der in Hypothese 1 angenommene Interaktionseffekt zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz wird für die emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch Fluktuationen im *state*-Selbstwert mediiert. Die emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion sind bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz nach einem negativen Attraktivitätsfeedback größer als nach einem positiven, da Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz infolge des negativen Attraktivitätsfeedbacks ein Absinken ihres Selbstwertgefühls erleben. Bei Personen mit gering ausgeprägter Attraktivitätskontingenz hat das Feedback keinen Einfluss auf die depressive Belastungsreaktion, da das Selbstwertgefühl von Personen mit geringer Attraktivitätskontingenz von dem Feedback unberührt bleibt.

4.2.2 Stichprobe

Teilnehmer dieser Studie waren 57 Studierende (73.7 % weiblich) aus verschiedenen Studiengängen der Justus-Liebig-Universität Gießen (72.1 % Lehramt, 4.9 % Zahnmedizin und 3.3 % Bewegung und Gesundheit = BuG). Von den Versuchspersonen befanden sich 43.9 % im ersten, 5.3 % im zweiten, 12.3 % im dritten, 10.5 % im fünften und 28 % in höheren Fachsemestern. Das mittlere Alter betrug $M = 23.03$ ($SD = 4.49$) Jahre. Die Teilnehmer wurden hauptsächlich in einer Veranstaltung für Lehramtsstudierende angeworben. Bei der Rekrutierung wurde den Probanden als Coverstory mitgeteilt, dass in diesem Experiment „Determinanten der Eindrucks- und Urteilsbildung“ erforscht würden. Voraussetzung für die Teilnahme sei es, ein Foto von sich zur Verfügung zu stellen, mit dem das bereits vorhandene Stimulusmaterial des Experiments ergänzt würde. Des Weiteren sei im Vorfeld des Experiments ein kurzer Onlinefragebogen auszufüllen. Für die Teilnahme erhielten die Studierenden eine Aufwandsentschädigung von 8 €.

4.2.3 Material und Durchführung

4.2.3.1 Vorbefragung

Die Vorbefragung diente der Erfassung wichtiger demographischer und dispositionaler Merkmale. Die Umfrage wurde mithilfe der Online-Umfrage-Software *Unipark* (QuestBack, 2004) erstellt. Der Link zur Online-Umfrage wurde den Teilnehmern per E-Mail übermittelt. Die Befragung beinhaltete die demographischen Daten Alter, Geschlecht, Studienfach und Fachsemester sowie einen Code zur Pseudonymisierung und Zuordnung der Umfragedaten zu den Daten aus dem Experiment. Zusätzlich wurden die Attraktivitätskontingenz (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Schwinger et al., Manuskript eingereicht zur Publikation) sowie die Höhe des *trait*-Selbstwerts (RSES/D; Collani & Herzberg, 2003) erhoben. Die Selbstwerthöhe wurde in den Analysen als Kontrollvariable berücksichtigt. Die Beantwortung der Items erfolgte für beide Skalen auf einer fünfstufigen Likert-Skala von 1 („stimmt gar nicht“) bis 5 („stimmt genau“).

Im Rahmen dieser Vorbefragung wurden die Studienteilnehmer zudem gebeten, ein digitales Foto von sich bereitzustellen, das im anschließenden Experiment benötigt wurde, um bei den Probanden auf Grundlage des Fotos ein Attraktivitätsfeedback induzieren zu können. Die Versuchspersonen erhielten hier lediglich die Information, dass das Foto als Stimulusmaterial für das Experiment benötigt würde. Das Foto sollte im Hochformat sein und frontal ausschließlich Gesicht und Schulterpartie zeigen (Bsp.: Pass- und Bewerbungsbilder). Den Versuchspersonen wurde versichert, dass ihr Foto zu rein wissenschaftlichen Zwecken genutzt und sofort nach Abschluss der Untersuchung aus der Datenbank entfernt werde. Am Ende der Umfrage erhielten die Versuchspersonen den Hinweis, eine E-Mail-Adresse zu hinterlegen, damit die Versuchsleiterin zur Terminvereinbarung für das Experiment mit ihnen Kontakt aufnehmen könne.

4.2.3.2 Experiment

Zwei Wochen nachdem die Probanden an der Online-Umfrage teilgenommen hatten, fand das Experiment in Räumlichkeiten der Justus-Liebig-Universität in Gießen statt. Die Durchführung wurde in Einzelsitzungen durch eine instruierte Versuchsleiterin vollzogen und dauerte etwa 40 Minuten.

Coverstory. Um die Glaubwürdigkeit des im späteren Verlauf der Untersuchung induzierten Attraktivitätsfeedbacks sicherzustellen und um zu vermeiden, dass die Probanden durchschauten, dass primär ihre Reaktionen auf das Attraktivitätsfeedback untersucht werden, wur-

de den Probanden zu Beginn des Experiments eine Coverstory über den Untersuchungsgegenstand der Studie mitgeteilt. Als vermeintlicher Forschungsgegenstand der Studie wurde vorgegeben, Determinanten der Eindrucksbildung untersuchen zu wollen. Die Teilnehmer erhielten zu Beginn des Experiments die Information, dass bei der ersten Eindrucksbildung Faktoren wie Gestik, Mimik, Stimme und Ausdrucksweise zusammenwirkten. Als wichtigstes Merkmal hätte sich in bisherigen Studien jedoch das visuelle Erscheinungsbild der Person erwiesen, d. h., dass die meisten Menschen ihren Eindruck über eine Person basierend auf deren Aussehen bildeten. Ziel dieser Studie wäre es daher, zu untersuchen, wie Personen andere – ihnen vollkommen unbekannte Menschen – auf den ersten Blick bezüglich ihrer Attraktivität beurteilen und von welchen Faktoren diese Einschätzung beeinflusst würde. Zur Überprüfung der Fragestellung seien im Verlauf des Experiments in zwei Durchgängen Attraktivitätsbewertungen von anderen Personen an einem Computerbildschirm vorzunehmen, wobei nach dem ersten Bewertungsdurchgang eine kurze Unterbrechung stattfinden werde.

Des Weiteren wurden die Versuchspersonen darüber informiert, dass die Eindrucksbildung wesentlich von bestimmten Eigenschaften der bewertenden Person beeinflusst würde. Dabei handelte es sich zum einen um den aktuellen Affektzustand und zum anderen um Persönlichkeitseigenschaften wie den Selbstwert. Das Ziel dieser Studie sei es, die Wirkung dieser Einflussgrößen auf die Eindrucksbildung näher zu untersuchen. Aus diesem Grund sei während des Experiments wiederholt ein Fragebogen zur Messung des aktuellen Affektzustands auszufüllen. Tatsächlich diene diese Messung dem Ziel, die verschiedenen Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion vor und nach dem induzierten Feedback zu erheben.

Affektfragebogen. Bei dem verwendeten Affektfragebogen handelte es sich um ein Fragebogenpaket, in dem der *state*-Selbstwert und die weiteren Symptome einer depressiven Belastungsreaktion erfasst wurden. Die Erfassung des *state*-Selbstwerts erfolgte im ersten Teil des Fragebogens. Die emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome wurden im zweiten Abschnitt des Fragebogens erhoben. Der Affektfragebogen wurde von den Probanden insgesamt zweimal ausgefüllt. Zum einen vor dem ersten Bewertungsdurchgang (t1) zur Baseline-Bestimmung der genannten relevanten Variablen, und zum anderen, nachdem die Probanden ihr Attraktivitätsfeedback erhalten hatten (t2), um die potenzielle Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion zu bestimmen.

Im Folgenden werden die in dem Fragebogen verwendeten Skalen zur Erfassung der depressiven Belastungsreaktion beschrieben.

State-Selbstwert. Zur Erfassung des *state*-Selbstwerts wurde eine eigene Skala konzipiert. Bei den meisten etablierten Skalen zur Erfassung des *state*-Selbstwerts wird das Selbstwertgefühl nicht eindeutig von anderen Konstrukten wie dem Selbstkonzept abgegrenzt. Daher wurden aus Gründen der Inhaltsvalidität globalere Items formuliert. Die Skala setzt sich aus drei Items der Skala zur Erfassung des situationalen Selbstwerts (Schwinger, 2008) („*In diesem Moment [...]*“, 1. „[...] *denke ich, dass ich weniger wert bin als andere*“; 2. „[...] *würde ich mich selbst als Person äußerst positiv beschreiben*“; 3. „[...] *habe ich im Vergleich zu anderen Menschen durchaus Grund, stolz auf mich zu sein*“), zwei Items der *state*-Version der Rosenbergkala (RSES/D; Collani & Herzberg, 2003) (4. „[...] *habe ich eine positive Einstellung zu mir selbst*“, 5. „[...] *wünschte ich, ich könnte vor mir selbst mehr Achtung haben*“) und einem Item der *State self-esteem scale* (SSES; Heatherton & Polivy, 1991) (6. „[...] *bin ich unzufrieden mit mir selbst*“) zusammen. Auf einer siebenstufigen Likert-Skala von 1 („*stimmt gar nicht*“) bis 7 („*stimmt genau*“) bewerteten die Probanden, inwieweit die jeweilige Aussage auf sie zutrifft.

Emotionale, motivationale und kognitive Symptome. Zur Messung der Symptome einer depressiven Belastungsreaktion wurden die Skalen „Niedergeschlagenheit“ (14 Items), „Missmut“ (7 Items) und „Tatendrang“ (7 Items) der deutschen Kurzform des POMS (Biehl et al., 1986) verwendet. Die Skalen des POMS weisen zum Teil hohe Korrelationen mit Instrumenten (z.B. BDI) zur Messung depressiver Symptome auf (Albani et al., 2005; Nyenhuis, Yamamoto, Luchetta, Terrien & Parmentier, 1999). Emotionale Symptome der depressiven Belastungsreaktion wurden mithilfe der Skalen „Niedergeschlagenheit“ (Traurigkeit, Ängstlichkeit und Hoffnungslosigkeit) und „Missmut“ (Verdross und Reizbarkeit) erhoben. Die Skala „Tatendrang“ bildet motivationale Defizite der depressiven Belastungsreaktion wie beispielsweise eine geringe Aktivitätsrate (negativ gepolte Items) ab. Um auch kognitive Symptome abbilden zu können, wurde zusätzlich die selbst generierte Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“ eingesetzt. Mit drei Items misst die Skala, inwieweit die Versuchsteilnehmer über das negative bzw. positive Attraktivitätsfeedback grübeln (z.B. „*In diesem Moment kreisen meine Gedanken um das Feedback*“). Da sich die gedankliche Weiterbeschäftigung als Symptom in diesem Fall konkret auf das Attraktivitätsfeedback bezieht, erfolgte für diese Skala keine Baseline-Messung im ersten Affektfragebogen (vor dem Feedback); stattdessen wurde die Skala nur im zweiten Affektfragebogen (nach dem Feedback) eingesetzt. Alle Items der Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“ sind in Anhang C dargestellt.

Somatische Symptome der Depression wie Schlafstörungen und Appetitverlust sollten weniger durch kurzfristige situative Bedingungen wie einem negativen Attraktivitätsfeedback erzeugt werden und fanden daher im Rahmen dieser experimentellen Untersuchung keine Berücksichtigung.

Die Beantwortung der Items zur Erfassung emotionaler, motivationaler und kognitiver Symptome der depressiven Belastungsreaktion erfolgte durch ein siebenstufiges Antwortformat, bei dem die Probanden angaben, wie sehr der genannte Gefühlszustand gerade in diesem Moment bei ihnen vorherrscht (1 = „überhaupt nicht“, 2 = „sehr schwach“, 3 = „schwach“, 4 = „etwas“, 5 = „ziemlich“, 6 = „stark“, 7 = „sehr stark“).


1. Bewertungsdurchgang. Nachdem die Probanden den ersten Affektfragebogen ausgefüllt hatten, fand der erste Bewertungsdurchgang statt. Dieser Durchgang diente dazu, die Glaubwürdigkeit der Coverstory und des anschließenden Attraktivitätsfeedbacks sicherzustellen. Den Probanden sollte durch dieses Prozedere glaubhaft gemacht werden, dass ihr Foto als Stimulusmaterial verwendet und ihre Attraktivität gemäß dem Feedback bewertet wurde. Zur Attraktivitätsbewertung wurden die Probanden vor einem 15,7-Zoll-Laptop platziert. Die Versuchsleiterin startete das Computer-Programm. Der Schreibtisch war so positioniert, dass die Versuchsleiterin von den Probanden abgewandt saß, sodass die Probanden ihre Bewertungen ungestört vornehmen konnten.

Auf der Startseite erhielten die Versuchspersonen eine genaue Instruktion zur Anwendung des Programms. *„Im Folgenden wird in der rechten Bildschirmhälfte das Foto einer Person präsentiert. Deine Aufgabe besteht darin, die Attraktivität der abgebildeten Person zu beurteilen. Die Einschätzung erfolgt mithilfe eines siebenstufigen semantischen Differenzials von ‚wenig attraktiv‘ bis ‚sehr attraktiv‘. Insgesamt werden dir Fotos von 15 verschiedenen Personen gezeigt.“* Nachdem die Probanden den Start-Button betätigt hatten, erschien das Foto der ersten zu bewertenden Person auf dem Bildschirm. Die 15 Fotos wurden einzeln nacheinander präsentiert.

Als Stimulusmaterial wurden Porträtfotos von acht männlichen und sieben weiblichen Studierenden im Alter von 20 bis 30 Jahren verwendet (Beispiel: Abbildung 5). Studierende, deren Fotos als Stimulusmaterial eingesetzt wurden, nahmen nicht an der Untersuchung teil. Bei der Auswahl des Stimulusmaterials wurde darauf geachtet, möglichst das komplette Bewertungsspektrum bezüglich der Attraktivität abzubilden. Zu diesem Zweck wurden im Vorfeld der Untersuchung Attraktivitätsbewertungen der als Stimulusmaterial dienenden Fotos von vier unabhängigen Ratern vorgenommen. Auf der Basis dieser Bewertungen wurde die Auswahl der Fotos getroffen. Durch dieses Vorgehen sollte ausgeschlossen werden, dass die

Glaubwürdigkeit des Feedbacks durch eventuelle soziale Vergleichsprozesse infrage gestellt werden konnte.

Wie beurteilst du die Attraktivität der abgebildeten Person?



wenig attraktiv 1 2 3 4 5 6 7 sehr attraktiv

Weiter

Abbildung 5. Screenshot aus dem Computerprogramm zur Bewertung der Attraktivität.

Attraktivitätsfeedback. Nach dem ersten Bewertungsdurchgang wurde durch ein falsches Attraktivitätsfeedback bei der einen Hälfte der Versuchspersonen ein positives und bei der anderen Hälfte ein negatives Ereignis in der Domäne *Aussehen* induziert. Die Zuteilung zu der positiven und negativen Feedbackbedingung wurde randomisiert vorgenommen. Die Versuchspersonen erhielten an dieser Stelle die Information, dass das von ihnen zur Verfügung gestellte Foto als Stimulusmaterial eingesetzt und ihre Attraktivität von anderen Personen im Rahmen der Studie bewertet wurde: „*Genauso, wie du mehrere Personen hinsichtlich ihrer Attraktivität eingeschätzt hast, haben dich ebenfalls andere Personen bewertet. Ich werde dir nun eine kurze Rückmeldung darüber geben, wie andere dich eingeschätzt haben.*“ Den Probanden wurde von der Versuchsleiterin eine Tabelle vorgelegt, in der die Attraktivitätsbewertungen von drei verschiedenen Beurteilern aufgeführt waren. In der Bedingung *positives Feedback* wurde die Tabelle von der Versuchsleiterin folgendermaßen erläutert: „*Wie du hier sehen kannst, wurdest du von den Versuchspersonen 22, 26 und 27 bewertet. Diese Rater haben dir auf der Skala von eins bis sieben die Einzelbewertungen fünf, sechs und sechs gegeben; also Bewertungen im oberen Bereich.*“ In der Bedingung *negatives Feedback* wurden den Versuchspersonen rückgemeldet: „*Wie du hier sehen kannst, wurdest du von den Versuchspersonen 22, 26 und 27 bewertet. Diese Rater haben dir auf der Skala von eins bis sieben die Einzelbewertungen zwei, drei und drei gegeben; also Bewertungen im unteren Bereich.*“

Erfassung der Feedbackvalenz. Um ein Maß für die eingeschätzte Valenz des Attraktivitätsfeedbacks zu erhalten, wurden alle Probanden im Anschluss an das Feedback gebeten, anhand eines zehnstufigen semantischen Differenzials anzugeben, ob es sich bei dem soeben erhaltenen Feedback für sie persönlich um ein eher „*negatives Ergebnis*“ (1) oder „*positives Ergebnis*“ (10) handelt.

Affektfragebogen: Abhängige Variablen. Im Anschluss an die Erfassung der Feedbackvalenz erfolgte mithilfe des oben beschriebenen Affektfragebogens die zweite Messung der verschiedenen Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion als abhängige Variable.

Auf den angekündigten zweiten Bewertungsdurchgang wurde an dieser Stelle aus ökonomischen Gründen verzichtet, da die Ankündigung des zweiten Bewertungsdurchganges lediglich der Sicherstellung der Glaubwürdigkeit der Coverstory diente. Großer Wert wurde indes auf eine ausführliche Aufklärung der Probanden über das falsche Feedback gelegt. Die Versuchspersonen wurden darüber informiert, dass ihnen per Zufallszuteilung ein positives oder negatives Attraktivitätsfeedback erteilt wurde, sodass es sich bei den mitgeteilten Attraktivitätsbewertungen um ein willkürliches Feedback handelte. Den Probanden wurde des Weiteren versichert, dass ihre Attraktivität im Rahmen der Studie zu keinem Zeitpunkt bewertet wurde. Zudem wurden sie darüber in Kenntnis gesetzt, dass ihr Foto weder in dieser noch in einer anderen Untersuchung als Stimulusmaterial eingesetzt wurde oder in Zukunft Verwendung finden wird. Am Ende des Experiments wurden die Probanden entlohnt und verabschiedet.

4.3 Ergebnisse

4.3.1 Manipulationscheck: Feedbackvalenz

Vor der deskriptiven Statistik und den inferenzstatistischen Analysen wurde zunächst geprüft, ob die Induktion eines positiven bzw. negativen Ereignisses im Bereich Aussehen durch das Feedback gelungen war. Zu diesem Zweck wurde eine einfaktorielle Varianzanalyse mit dem Faktor „Feedback“ und der abhängigen Variablen „Feedbackvalenz“ gerechnet. Der Test ergab einen statistisch signifikanten Mittelwertunterschied, $F(1, 55) = 319.09$, $p < .01$, dergestalt, dass Probanden in der Bedingung *negatives Feedback* ($M = 3.11$, $SD = 1.20$) das Feedback deutlich negativer bewerteten als Probanden in der Bedingung *positives Feedback* ($M = 8.59$, $SD = 1.12$). Somit konnte erfolgreich bei den Probanden – je nach Bedingung – ein positives bzw. negatives Ereignis im Bereich Aussehen durch das Attraktivitätsfeedback evokiert werden.

4.3.2 Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten

Auf deskriptiver Ebene wurden zunächst die internen Konsistenzen der berücksichtigten Skalen in Form von Cronbachs α (nur zu t1) berechnet. Alle Skalen wiesen sehr gute ($\alpha = .91$ für die Skala „Niedergeschlagenheit“) bis zufriedenstellende Reliabilitäten ($\alpha = .61$ für die Skala „Attraktivitätskontingenz“) auf. Die Berechnung der Mittelwerte und Standardabweichungen der verwendeten Skalen erfolgte zu beiden Erhebungszeitpunkten und wird für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach dem experimentell induzierten positiven und negativen Feedback in Tabelle 10 aufgeführt.

Facetten des Selbstwerts. Zum ersten Messzeitpunkt wurde mittels Varianzanalyse zunächst getestet, ob sich die Probanden der beiden Feedbackbedingungen hinsichtlich der Selbstwerthöhe und der Attraktivitätskontingenz unterscheiden. Es zeigten sich weder für die Selbstwerthöhe, $F(1, 55) = 3.25, p > .05$, noch für die Attraktivitätskontingenz, $F(1, 55) = 0.97, p > .05$, statistisch signifikante Mittelwertunterschiede zwischen den Probanden in der positiven und negativen Feedbackbedingung.

Depressive Belastungsreaktion. Mittels ANOVA mit Messwiederholung wurde getestet, inwiefern sich die Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion im Verlauf des Experiments in Abhängigkeit des Feedbacks veränderten. Für den *state*-Selbstwert der Probanden hatte der Messwiederholungsfaktor keinen signifikanten Effekt, $F(1, 55) = 2.40, p > .05$. Jedoch erwies sich der Interaktionsterm *Messwiederholungsfaktor* \times *Feedback* als statistisch signifikant, $F(1, 55) = 7.40, p < .01$. In der Bedingung *positives Feedback* stieg der *state*-Selbstwert vom ersten zum zweiten Messzeitpunkt signifikant an, $t(29) = -3.43, p < .01$. Probanden, die ein positives Feedback über ihre Attraktivität erhielten, hatten somit nach dem Feedback einen höheren *state*-Selbstwert als zu Beginn des Experiments. In der Bedingung *negatives Feedback* erwies sich die Veränderung des *state*-Selbstwerts als nicht signifikant, $t(28) = 0.73, p > .05$. Hinsichtlich der Niedergeschlagenheit zeigte sich für den Messwiederholungsfaktor kein signifikanter Effekt $F(1, 55) = 0.22, p > .05$, jedoch erwies sich erwartungsgemäß die Interaktion zwischen Feedback und Messwiederholungsfaktor als statistisch signifikant, $F(1, 55) = 7.02, p < .05$. Für Tatendrang stellte sich sowohl der Effekt des Messwiederholungsfaktors, $F(1, 55) = 4.01, p < .05$, als auch die Interaktion zwischen Feedback und Messwiederholungsfaktor als signifikant heraus, $F(1, 55) = 14.68, p < .01$. Für Missmut hingegen konnte weder ein Effekt für den Messwiederholungsfaktor, $F(1, 55) = 0.22, p > .05$ noch eine Messwiederholungsfaktor \times Feedback Interaktion, $F(1, 55) = 1.67, p > .05$, festgestellt werden. In post-hoc-Tests wurden die signifikanten Interaktionen weiter analysiert. Für Niedergeschlagenheit zeig-

te sich innerhalb der Gruppe *positives Feedback* eine signifikante Abnahme, $t(29) = 2.07$, $p < .05$, während für Tatendrang keine Veränderung festgestellt wurde, $t(29) = -1.25$, $p > .05$. In der Bedingung *negatives Feedback* wurden zum zweiten Erhebungszeitpunkt im Vergleich zum ersten geringere Werte für Tatendrang, $t(28) = 4.65$, $p < .01$, und höhere Werte für Niedergeschlagenheit, $t(28) = -1.94$, $p < .05$, beobachtet.

Varianzanalytisch wurde zudem geprüft, ob sich die Versuchsteilnehmer in beiden Bedingungen bereits vor dem Feedback hinsichtlich der Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion unterschieden. Zum ersten Messzeitpunkt ergab die einfaktorielle Varianzanalyse einen signifikanten Mittelwertunterschied im *state*-Selbstwert, $F(1, 55) = 4.85$, $p < .05$, dergestalt, dass Probanden in der Bedingung *negatives Feedback* ($M = 4.75$, $SD = 1.16$) zu Beginn des Experiments einen signifikant niedrigeren *state*-Selbstwert aufwiesen als Versuchspersonen in der Bedingung *positives Feedback* ($M = 5.34$, $SD = 0.82$). Es zeigten sich zudem signifikante Mittelwertunterschiede zum ersten Messzeitpunkt zwischen den beiden Bedingungen für Niedergeschlagenheit, $F(1, 55) = 7.83$, $p < .01$, und Missmut, $F(1, 55) = 7.32$, $p = .01$. Probanden in der Bedingung *negatives Feedback* wiesen zu Beginn des Experiments ein höheres Ausmaß an Niedergeschlagenheit und Missmut auf als Teilnehmer in der Bedingung *positives Feedback*. Für Tatendrang konnte hier kein signifikanter Mittelwertunterschied festgestellt werden, $F(1, 55) = 3.44$, $p > .05$.

Zum zweiten Messzeitpunkt ergaben sich in den beiden Feedbackbedingungen signifikante Mittelwertunterschiede zwischen positivem und negativem Feedback für den *state*-Selbstwert, $F(1, 55) = 15.11$, $p < .01$, die Niedergeschlagenheit, $F(1, 55) = 19.30$, $p < .01$, und den Tatendrang, $F(1, 55) = 16.11$, $p < .01$. In der Bedingung *positives Feedback* war die Niedergeschlagenheit geringer und der Tatendrang größer als in der Bedingung *negatives Feedback*.

Tabelle 10

Mittelwerte, Standardabweichungen und Reliabilitäten (Cronbachs α) der verwendeten Skalen für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Experimentalbedingung und Messzeitpunkt

	α	t1			t2		
		gesamt ^a	positiv ^b	Feedback negativ ^c	gesamt ^a	positiv ^b	Feedback negativ ^c
Selbstwertkonstrukte							
Selbstwerthöhe	.88	3.92 (0.72)	4.08 (0.55)	3.75 (0.84)	–	–	–
Attraktivität SWK	.61	3.60 (0.54)	3.54 (0.53)	3.66 (0.55)	–	–	–
Depressive Belastungsreaktion							
state-Selbstwert	.78	5.05 (1.04)	5.34 (0.82)	4.75 (1.16)	5.20 (1.17)	5.71 (0.73)	4.64 (1.31)
Niedergeschlagenheit	.91	24.14 (10.15)	20.73 (7.06)	27.79 (11.71)	24.31 (12.20)	18.53 (6.24)	30.50 (13.97)
Tatendrang	.89	28.60 (7.56)	30.27 (6.41)	26.82 (8.39)	27.50 (8.61)	31.37 (6.88)	23.36 (8.44)
Missmut	.87	10.26 (4.89)	8.67 (2.55)	11.96 (6.14)	10.43 (6.40)	7.90 (1.71)	13.14 (8.28)
Gedankliche Weiterbeschäftigung	.89	–	–	–	13.33 (5.15)	13.97 (4.52)	12.64 (5.76)

Anmerkungen. ^a $N = 57$. ^bPositives Feedback ($n = 29$); ^cnegatives Feedback ($n = 28$). Theoretische Wertebereiche der einzelnen Skalen: Selbstwerthöhe und Attraktivitätskontingenz (1–5); state-Selbstwert (1–7); Niedergeschlagenheit (14–98); Missmut und Tatendrang (7–49); Gedankliche Weiterbeschäftigung (3–21). SWK = Selbstwertkontingenz.

4.3.3 Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätsfeedback und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)

Im Folgenden wurde der Interaktionseffekt zwischen dem Feedback und der Attraktivitätskontingenz auf das Ausmaß der depressiven Belastungsreaktion hinsichtlich der emotionalen (Niedergeschlagenheit und Missmut), motivationalen (Tatendrang) und kognitiven (gedankliche Weiterbeschäftigung) Symptome getestet. Der Einfluss der Interaktion auf den *state*-Selbstwert wird im Rahmen der Testung von Hypothese 2 (moderierte Mediation) geprüft.

Die Annahme ist, dass die depressive Belastungsreaktion nach einem negativen Feedback größer ist als nach einem positiven Feedback, wobei dieser Zusammenhang umso stärker ausfällt, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt ist. In separaten multiplen hierarchischen Regressionsanalysen wurden Haupt- und Interaktionseffekte des Feedbacks und der Attraktivitätskontingenz einzeln für jedes Symptom der depressiven Belastungsreaktion zu t2 berechnet. Die Höhe des Selbstwerts wurde im ersten Schritt kontrolliert¹⁰. Für Niedergeschlagenheit, Tatendrang und Missmut wurde im zweiten Schritt jeweils das entsprechende Symptom zu t1 als Kontrollvariable berücksichtigt. Zur Überprüfung der Effekte wurden die Attraktivitätskontingenz und das Feedback im dritten Schritt als Prädiktoren in die Modellgleichung der linearen Regression aufgenommen. Im vierten Schritt wurde das Produkt aus Feedback und Attraktivitätskontingenz als zusätzliche unabhängige Variable hinzugefügt, um die Moderatorhypothese zu testen (Backhaus et al., 2006). Während die Variable *Feedback* kontrastkodiert (-1 = positiv, +1 = negativ) vorlag, wurden alle kontinuierlichen Prädiktorvariablen vor der Analyse z-standardisiert, um Kolinearität zwischen den Prädiktoren zu vermeiden (Bühner & Ziegler, 2009; Muller, Judd & Yzerbyt, 2005).

Niedergeschlagenheit. Für das Ausmaß an Niedergeschlagenheit zu t2 zeigte sich im ersten Schritt ein signifikanter Effekt der Selbstwerthöhe ($\beta = -.45, p < .01$). Die Niedergeschlagenheit zu t1 hatte ebenfalls einen statistisch bedeutsamen Einfluss auf das Ausmaß an Niedergeschlagenheit zu t2 ($\beta = .82, p < .01$). Darüber hinaus erwiesen sich auch die Effekte der Attraktivitätskontingenz ($\beta = .17, p < .05$) und des Feedbacks ($\beta = .21, p < .01$) als signifikant. Diese Effekte ließen sich im vierten Schritt durch eine signifikante Interaktion zwischen dem Feedback und der Attraktivitätskontingenz qualifizieren ($\beta = .20, p < .01$). Für eine inhaltliche Interpretation des Interaktionseffekts wurden Simple-Slopes berechnet. Analog zum bisherigen Vorgehen wurde bei der Bestimmung der Simple-Slopes die Selbstwerthöhe sowie die

¹⁰ In zusätzlichen Analysen wurde die Selbstwerthöhe bei der Vorhersage der verschiedenen Maße der depressiven Belastungsreaktion nicht nur als Kontrollvariable berücksichtigt, sondern auch Zweifachinteraktionen sowie die Dreifachinteraktion aus Selbstwerthöhe, Feedback und Attraktivitätskontingenz berechnet. Für keines der untersuchten Maße der depressiven Belastungsreaktion erwiesen sich die Zweifachinteraktionen *Selbstwerthöhe* \times *Feedback* und *Selbstwerthöhe* \times *Attraktivitätskontingenz* sowie die Dreifachinteraktion *Selbstwerthöhe* \times *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenz* als signifikant.

Niedergeschlagenheit zu t1 kontrolliert. Die Simple-Slope-Analysen ergaben, dass der Effekt des Feedbacks auf die Niedergeschlagenheit zu t2 – unter Kontrolle der Niedergeschlagenheit zu t1 – nur bei Probanden mit hoher Attraktivitätskontingenzen auftrat, $t(51) = 4.22$, $p < .01$, während dieser Effekt bei einer gering ausgeprägten Attraktivitätskontingenzen nicht vorhanden war, $t(51) = 0.03$, $p > .05$. Wie Abbildung 6 zeigt, ist die Niedergeschlagenheit nur bei hoher Selbstwertkontingenzen im Bereich Aussehen nach einem negativen Feedback größer als nach einem positiven Feedback. Tabelle 11 beinhaltet die statistischen Kennwerte für die berichtete Regressionsanalyse zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2.

Tabelle 11

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2 durch die Interaktion aus Feedback und Attraktivitätskontingenzen

	AV: Niedergeschlagenheit t2				$R^2/\Delta R^2$
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	
1. Schritt					.20/
Selbstwerthöhe	-5.47	1.48	-3.70	-.45	
2. Schritt					.68/.48
Niedergeschlagenheit t1	10.01	1.10	9.08	.82	
3. Schritt					.75/.07
Feedback	2.53	0.92	2.74	.21	
Attraktivität SWK	2.10	0.89	2.31	.17	
4. Schritt					.79/.04
Feedback × Attraktivität SWK	2.48	0.82	3.04	.20	

Anmerkungen. $N = 57$. Feedback: -1 = positives Feedback; +1 = negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenzen.

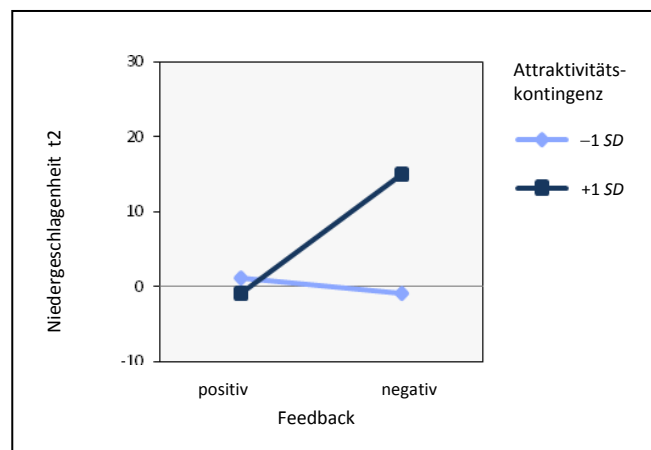


Abbildung 6. Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2.

Tatendrang. Bei der Vorhersage des Tatendrangs zu t2 erwiesen sich die Selbstwerthöhe ($\beta = .37, p < .01$) sowie das Ausmaß des Tatendrangs zu t1 ($\beta = .79, p < .01$) als signifikante Prädiktoren. Des Weiteren zeigte sich im dritten Schritt ein Effekt für das *Feedback* ($\beta = -.28, p < .01$). Die Attraktivitätskontingenz erwies sich nicht als signifikanter Prädiktor für die Höhe des Tatendrangs zu t2 ($\beta = -.01, p > .05$). Für das Produkt *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenz* zeigte sich ein signifikanter Effekt ($\beta = -.14, p < .05$). Zur weiteren Qualifizierung des Interaktionseffekts wurden Simple-Slope-Analysen durchgeführt. Auch hier gingen die Selbstwerthöhe sowie der Tatendrang zu t1 als Kovariaten in die Analyse ein. In Abbildung 7 ist ersichtlich, dass das Ausmaß an Tatendrang zu t2 – unter Kontrolle des Tatendrangs zu t1 – nach einem negativen Feedback bei Probanden mit hoher Attraktivitätskontingenz geringer ist als nach einem positiven Feedback, $t(51) = -3.62, p < .01$. Dieser Effekt war bei Personen mit einer geringen Attraktivitätskontingenz dagegen nicht zu beobachten, $t(51) = -1.35, p > .05$. Tabelle 12 beinhaltet die statistischen Kennwerte für die berichtete Regressionsanalyse zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2.

Tabelle 12

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2 durch die Interaktion von Feedback und Attraktivitätskontingenz

	AV: Tatendrang t2				
	B	SE	t	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.14/
Selbstwerthöhe	3.19	1.09	2.93	.37	
2. Schritt					.68/.55
Tatendrang t1	6.82	0.70	9.68	.79	
3. Schritt					.76/.07
Feedback	-2.44	0.62	-3.95	-.28	
Attraktivität SWK	-0.08	0.61	-0.13	-.01	
4. Schritt					.78/.02
Feedback \times Attraktivität SWK	-1.25	0.60	-2.08	-.14	

Anmerkungen. $N = 57$. Feedback: -1 = positives Feedback; +1 = negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenz.

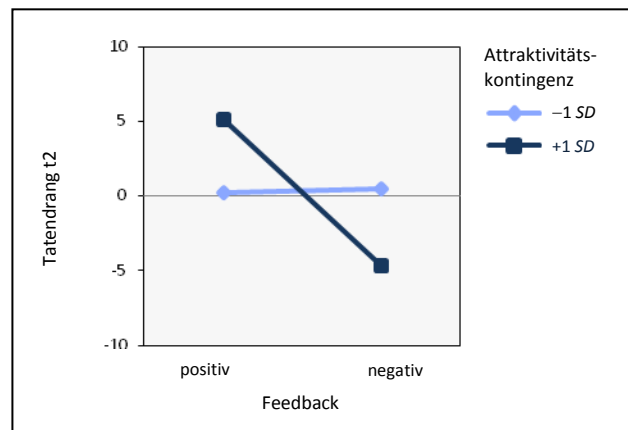


Abbildung 7. Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2.

Missmut. In der Regressionsanalyse zeigte sich kein statistisch signifikanter Einfluss der Selbstwerthöhe auf den Missmut zu t2 ($\beta = -.01, p > .05$). Die Regressionsanalyse ergab einen signifikant positiven Effekt des Missmuts zu t1 ($\beta = .65, p < .01$). Weiterhin erwies sich der Effekt des Feedbacks auf das Ausmaß an Missmut zu t2 als nicht signifikant ($\beta = .21, p > .05$), hingegen die Attraktivitätskontingenzen einen signifikanten Prädiktor für das Ausmaß an Missmut zu t2 darstellte ($\beta = .21, p < .05$). Die Erweiterung um den Interaktionsterm *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenzen* erwies sich erwartungsgemäß als statistisch signifikant ($\beta = .25, p < .05$). Um zu überprüfen, ob die Richtung des Interaktionseffekts mit der postulierten Wirkweise übereinstimmt, wurden wie bei den vorangegangenen Analysen Simple-Slopes berechnet. Wie in Abbildung 8 ersichtlich, führt das negative (vs. positive) Feedback bei hoher Attraktivitätskontingenzen zu mehr Missmut, $t(51) = 3.28, p < .05$, während dieser Effekt bei geringer Attraktivitätskontingenzen nicht auftrat, $t(51) = -0.38, p > .05$. Tabelle 13 beinhaltet die statistischen Kennwerte für die berichtete Regressionsanalyse zur Vorhersage des Missmutes zu t2.

Tabelle 13

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage des Missmutes zu t2 durch die Interaktion von Feedback und Attraktivitätskontingenzen

	AV: Missmut t2				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.00/
Selbstwerthöhe	-0.08	0.87	-0.10	-.01	
2. Schritt					.41/.41
Missmut t1	4.19	0.69	6.09	.65	
3. Schritt					.50/.09
Feedback	1.36	0.69	1.96	.21	
Attraktivität SWK	1.37	0.65	2.10	.21	
4. Schritt					.56/.06
Feedback \times Attraktivität SWK	1.64	0.63	2.61	.25	

Anmerkungen. $N = 57$. Feedback: $-1 =$ positives Feedback; $+1 =$ negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenzen.

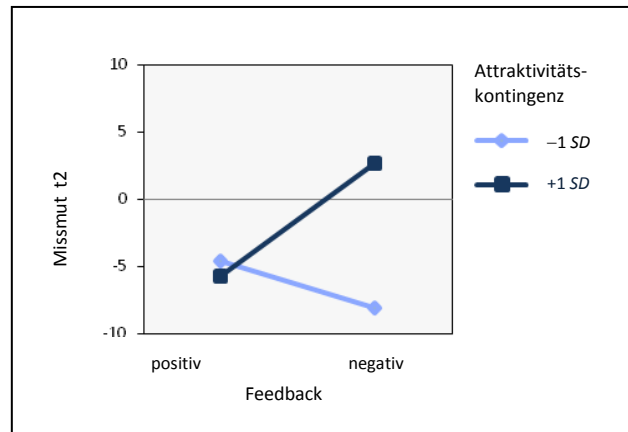


Abbildung 8. Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz zur Vorhersage des Missmutes zu t2.

Gedankliche Weiterbeschäftigung. In einer weiteren hierarchischen linearen Regressionsanalyse wurde geprüft, inwiefern die Attraktivitätskontingenz den Effekt des Feedbacks auf die gedankliche Weiterbeschäftigung moderiert. Als Kontrollvariable wurde die Selbstwerthöhe berücksichtigt (Schritt 1). Attraktivitätskontingenz und Feedback wurden im zweiten Schritt als Prädiktoren in die Berechnung einbezogen. Der Interaktionsterm der beiden Variablen ging in den dritten Schritt der Regressionsanalyse ein. Bei der Vorhersage des Ausmaßes an gedanklicher Weiterbeschäftigung zeigte sich ein signifikanter Effekt der Attraktivitätskontingenz ($\beta = .30, p < .05$). Probanden beschäftigten sich gedanklich umso stärker mit dem Feedback, je höher ihre Attraktivitätskontingenz ausgeprägt war. Die Effekte für die Selbstwerthöhe ($\beta = .05, p > .05$) sowie für das Feedback ($\beta = -.15, p > .05$) erwiesen sich als nicht signifikant. Auch der Produktterm *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenz* konnte keinen signifikanten Erklärungsbeitrag leisten ($\beta = -.01, p > .05$). Tabelle 14 beinhaltet die statistischen Kennwerte für die berichtete Regressionsanalyse zur Vorhersage der gedanklichen Weiterbeschäftigung zu t2.

Tabelle 14

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der gedanklichen Weiterbeschäftigung durch die Interaktion aus Feedback und Attraktivitätskontingenzenz

	AV: Gedankliche Weiterbeschäftigung				
	B	SE	t	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.00/
Selbstwerthöhe	0.27	0.71	0.39	.05	
2. Schritt					.11/.10
Feedback	-0.78	0.73	-1.07	-.15	
Attraktivität SWK	1.61	0.70	2.29	.30	
3. Schritt					.11/.00
Feedback \times Attraktivität SWK	-0.07	0.71	-0.09	-0.01	

Anmerkungen. $N = 57$. Feedback: -1 = positives Feedback; +1 = negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenzenz.

4.3.4 Der medierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)

Im Folgenden wurde geprüft, ob der Interaktionseffekt zwischen dem Feedback und der Attraktivitätskontingenzenz auf die oben untersuchten Symptome einer depressiven Belastungsreaktion durch Fluktuationen des *state*-Selbstwerts mediert wird. Diese Hypothese der moderierten Mediation wurde für die Maße der depressiven Belastungsreaktion getestet, die sich in Abschnitt 4.3.3 als signifikant erwiesen hatten (Niedergeschlagenheit, Tatendrang und Missmut).

Die Überprüfung der Hypothese erfolgte mit *Process* für SPSS (Modell 8; Hayes, 2013). Das Konfidenzniveau des Vertrauensintervalls wurde auf 95 % festgelegt. Bei der Vorhersage der Niedergeschlagenheit, des Tatendrangs und des Missmutes zu t_2 (AV) wurde das Feedback jeweils als unabhängige Variable und die Attraktivitätskontingenzenz als Moderator bestimmt. Der *state*-Selbstwert zu t_2 wurde als Mediatorvariable festgelegt, wobei der *state*-Selbstwert zu t_1 kontrolliert wurde, um Veränderungen des Selbstwertgefühls zu bestimmen. Die Selbstwerthöhe sowie die jeweilige Symptomatik einer depressiven Belastungsreaktion zu t_1 wurden als Kovariaten in das Modell aufgenommen. Die Regressionsmodelle werden nachfolgend für jedes Symptom einzeln dargestellt. Dabei wird zunächst die Modellzusammenfassung bei der Vorhersage der postulierten Mediatorvariablen *state-Selbstwert zu t_2* berichtet. Daran anschließend folgt die Modellzusammenfassung der jeweiligen abhängigen Variablen.

Um eine Redundanz der Ergebnisdarstellung hinsichtlich der postulierten Mediatorvariablen *state-Selbstwert* zu *t2* zu vermeiden, werden die Modellzusammenfassungen nur für Niedergeschlagenheit in Gänze dargestellt.

4.3.4.1 Niedergeschlagenheit

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable state-Selbstwert zu t2 (siehe Tabelle 15). Bei der Vorhersage der Mediatorvariablen *state-Selbstwert* zu *t2* zeigten sich statistisch signifikante Effekte des *state-Selbstwerts* zu *t1* (Coeff. = 0.58, $p < .01$) und der Niedergeschlagenheit zu *t1* (Coeff. = -0.04 , $p < .01$). Hierbei war der *state-Selbstwert* der Probanden nach dem Feedback umso höher, je höher der *state-Selbstwert* zu *t1* und je geringer die Niedergeschlagenheit zu *t1* ausgeprägt waren. Darüber hinaus erwies sich das Feedback als Prädiktor für den *state-Selbstwert* zu *t2* (Coeff. = -0.19 , $p < .05$). Bei einem negativen Feedback war der *state-Selbstwert* zu *t2* – unter Kontrolle des *state-Selbstwerts* zu *t1* – geringer als bei einem positiven Feedback. Die Attraktivitätskontingenz (Coeff. = -0.29 , $p > .05$) sowie die Selbstwerthöhe (Coeff. = 0.13, $p > .05$) wiesen keine Effekte auf. Der Interaktionsterm aus Attraktivitätskontingenz und Feedback erwies sich erwartungsgemäß als statistisch signifikanter Prädiktor für die Höhe des *state-Selbstwerts* zu *t2* (Coeff. = -0.32 , $p < .05$). Wie in Abbildung 9 dargestellt, war der *state-Selbstwert* zu *t2* – unter Kontrolle des *state-Selbstwerts* zu *t1* – bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz nach einem negativen Attraktivitätsfeedback niedriger als nach einem positiven Feedback, $t(50) = -3.30$, $p < .01$, während sich bei geringer Attraktivitätskontingenz keine Unterschiede zwischen den Feedbackbedingungen im *state-Selbstwert* zeigten, $t(50) = -0.20$, $p > .05$.

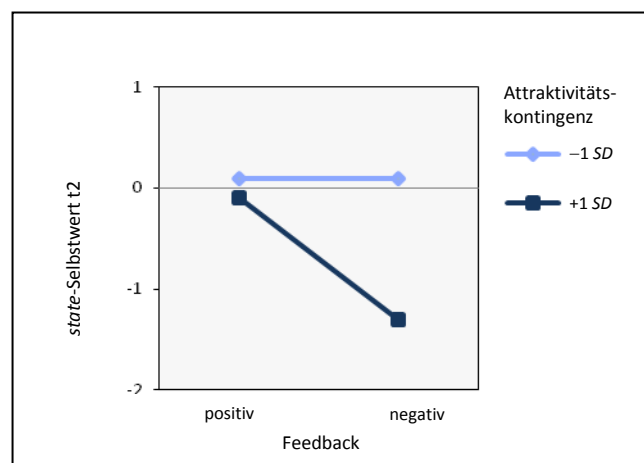


Abbildung 9. Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz zur Vorhersage des *state-Selbstwerts* zu *t2*.

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable Niedergeschlagenheit zu t2 (Tabelle 15). Bei der Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2 erwiesen sich neben der Niedergeschlagenheit zu t1 (Coeff. = 0.76, $p < .01$) auch der *state*-Selbstwert zu t1 (Coeff. = 3.63, $p = .01$) sowie das Feedback (Coeff. = 1.60, $p < .05$, einseitig) als statistisch signifikante Prädiktoren. Wie erwartet, zeigte sich auch ein Effekt des *state*-Selbstwerts zu t2 (Coeff. = -4.67 , $p < .01$), dergestalt, dass die Niedergeschlagenheit zu t2 umso größer war, je geringer der *state*-Selbstwert zu t2 ausgeprägt war. Die Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Feedback war statistisch signifikant (Coeff. = 3.13, $p < .05$). Darüber hinaus erwies sich der Index der moderierten Mediation als statistisch signifikant (Index = 1.48, CI: 0.23 bis 3.72). Folglich wurde die Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 – unter Kontrolle der Niedergeschlagenheit zu t1 – durch den *state*-Selbstwert zu t2 (kontrolliert für den *state*-Selbstwert zu t1) mediiert. Die Betrachtung der konditionalen indirekten Effekte zeigte, dass der Mediationseffekt nur bei hoher Attraktivitätskontingenz signifikant war (siehe Tabelle 16).

Tabelle 15

Zusammenfassung der moderierten Mediationsanalyse zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2

	ME: <i>state</i> - Selbstwert t2				AV: Niedergeschlagenheit t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Selbstwerthöhe	0.13	0.14	0.91	.37	-0.19	1.37	-0.14	.62
Niedergeschlagenheit t1	-0.04	0.01	-3.27	.00	0.76	0.12	6.57	.00
<i>state</i> -Selbstwert t1	0.58	0.11	5.02	.00	3.63	1.37	2.66	.01
<i>state</i> -Selbstwert t2	–	–	–	–	-4.67	1.37	-3.41	.00
Feedback	-0.19	0.08	-2.38	.02	1.60	0.83	1.94	.06
Attraktivität SWK	-0.29	0.15	-1.89	.07	1.80	1.52	1.19	.24
Feedback × Attraktivität SWK	-0.32	0.14	-2.25	.03	3.13	1.43	2.18	.04
	$R^2 = .80$ $F(6, 50) = 33.29, p < .01$				$R^2 = .83$ $F(7, 49) = 34.16, p < .01$			

Anmerkungen. $N = 57$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Feedback: $-1 =$ positives Feedback; $+1 =$ negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 16

Konditionaler indirekter Effekt des Feedbacks auf die Niedergeschlagenheit zu t2 für zwei Stufen der Attraktivitätskontingenzenz

Mediator	Attraktivität SWK	AV: Niedergeschlagenheit t2			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
<i>state</i> -Selbstwert t2	-1 SD	0.10	0.67	-0.08	1.07
<i>state</i> -Selbstwert t2	+1 SD	1.69	0.86	0.53	3.17

Anmerkungen. $N = 57$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. SWK = Selbstwertkontingenzenz.

4.3.4.2 Tatendrang

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable state-Selbstwert zu t2. Wie zuvor für Niedergeschlagenheit, bestätigte das Modell eine signifikante Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenzenz bei der Vorhersage des *state*-Selbstwerts zu t2 (Coeff. = -0.29 , $p < .05$, einseitig). Bei einer hohen Attraktivitätskontingenzenz, nicht aber bei einer geringen Attraktivitätskontingenzenz, war der *state*-Selbstwert zu t2 – unter Kontrolle des *state*-Selbstwerts zu t1 – nach einem negativen Feedback geringer als nach einem positiven Attraktivitätsfeedback. Eine vollständige Übersicht der Ergebnisse der Regressionsanalyse zur Vorhersage der Mediatorvariablen *state-Selbstwert zu t2* ist in Tabelle 17 dargestellt.

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable Tatendrang zu t2 (Tabelle 17). Das Regressionsmodell zur Vorhersage der abhängigen Variablen *Tatendrang zu t2* zeigte wie erwartet einen statistisch signifikanten Effekt der Mediatorvariablen *state-Selbstwert zu t2* (Coeff. = 1.86 , $p < .05$, einseitig). Niedrigere Werte des *state*-Selbstwerts zu t2 gingen mit geringeren Werten des Tatendrangs zu t2 einher. Der Interaktionsterm *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenzenz* erreichte keine statistische Signifikanz (Coeff. = -1.82 , $p > .05$). Der Index der moderierten Mediation erwies sich als signifikant (Index = -0.54 , CI: -1.93 bis -0.004). Somit bestätigte sich der *state*-Selbstwert zu t2 – unter Kontrolle des *state*-Selbstwerts zu t1 – als signifikanter Mediator für den Interaktionseffekt *Feedback* \times *Attraktivitätskontingenzenz* bei der Vorhersage des Tatendrangs zu t2 – unter Kontrolle des Tatendrangs zu t1. Die Berechnung der konditionalen indirekten Effekte ergab, dass der Mediationseffekt bei hoher Attraktivitätskontingenzenz, nicht aber bei geringer Attraktivitätskontingenzenz statistische Signifikanz aufweist (siehe Tabelle 18).

Tabelle 17

Zusammenfassung der moderierten Mediationsanalyse zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2

	ME: state-Selbstwert zu t2				AV: Tatendrang t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Selbstwerthöhe	0.17	0.16	1.10	.28	0.79	1.08	0.73	.47
Tatendrang t1	0.01	0.01	0.41	.68	0.88	0.09	10.34	.00
state-Selbstwert t1	0.75	0.12	6.44	.00	-2.02	1.07	-1.88	.07
state-Selbstwert t2	–	–	–	–	1.86	0.97	1.93	.06
Feedback	-0.25	0.09	-2.92	.01	-1.99	0.64	-3.10	.00
Attraktivität SWK	-0.43	0.16	-2.71	.01	0.96	1.17	0.82	.41
Feedback × Attraktivität SWK	-0.29	0.16	-1.84	.07	-1.82	1.12	-1.63	.11
	$R^2 = .76$ $F(6, 50) = 26.08, p < .01$				$R^2 = 0.80$ $F(7, 49) = 27.18, p < .01$			

Anmerkungen. N = 57. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Feedback: -1 = positives Feedback; +1 = negatives Feedback; SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 18

Konditionaler indirekter Effekt des Feedbacks auf den Tatendrang zu t2 für zwei Stufen der Attraktivitätskontingenz

Mediator	Attraktivität SWK	AV: Tatendrang t2			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
state-Selbstwert t2	-1 SD	-0.18	0.30	-1.05	0.08
state-Selbstwert t2	+1 SD	-0.76	0.55	-2.04	-0.13

Anmerkungen. N = 57. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. SWK = Selbstwertkontingenz.

4.3.4.3 Missmut

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable state-Selbstwert zu t2. Bei der Vorhersage des state-Selbstwerts zu t2 zeigte sich eine signifikante Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz (Coeff. = -0.27, $p < .05$, einseitig). Bei einem negativen Feedback war der state-Selbstwert zu t2 – unter Kontrolle des state-Selbstwerts zu t1 – geringer als bei einem positiven Attraktivitätsfeedback. Dieser Zusammenhang tritt jedoch nur bei einer hohen Attraktivitätskontingenz auf, nicht aber bei einer geringen Attraktivitätskontingenz. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse zur Vorhersage der Mediatorvariablen *state-Selbstwert zu t2* sind in aller Vollständigkeit in Tabelle 19 aufgeführt.

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable Missmut zu t2 (Tabelle 19). Erwartungskonform hatte die Mediatorvariable *state-Selbstwerts zu t2* einen signifikanten Effekt auf den Missmut zu t2 (Coeff. = -2.25 , $p < .05$). Der Missmut zu t2 war umso höher, je geringer der *state-Selbstwert zu t2* ausgeprägt war. Der Interaktionsterm *Feedback × Attraktivitätskontingenz* erwies sich als statistisch signifikant (Coeff. = 2.46 , $p < .01$). Der Index der moderierten Mediation verweist auf einen signifikanten Mediatoreffekt des *state-Selbstwerts zu t2* – unter Kontrolle des *state-Selbstwerts zu t1* – für den Interaktionseffekt *Feedback × Attraktivitätskontingenz* bei der Vorhersage des Missmutes zu t2 – unter Kontrolle des Missmutes zu t1 (Index = 0.62 , CI: 0.03 bis 2.25). Wie in Tabelle 20 ersichtlich wird, war der indirekte Effekt nur bei hoher Attraktivitätskontingenz, nicht aber bei geringer Attraktivitätskontingenz statistisch signifikant.

Tabelle 19

Zusammenfassung der moderierten Mediationsanalyse zur Vorhersage des Missmutes zu t2

	ME: <i>state-Selbstwert t2</i>				AV: Missmut t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Selbstwerthöhe	0.17	1.16	1.09	.28	1.23	1.13	1.09	.04
Missmut t1	0.00	0.02	0.08	.93	0.87	0.14	6.15	.00
<i>state-Selbstwert t1</i>	0.76	0.12	6.43	.00	2.43	1.13	2.14	.04
<i>state-Selbstwert t2</i>	–	–	–	–	-2.25	1.00	-2.26	.03
Feedback	-0.25	0.09	2.92	.01	0.71	0.69	1.03	.31
Attraktivität SWK	-0.44	0.16	-2.75	.01	1.20	1.21	1.00	.32
Feedback × Attraktivität SWK	-0.27	0.16	-1.74	.09	2.46	0.14	6.15	.00
	$R^2 = .76$ $F(6, 50) = 25.97, p < .01$				$R^2 = .60$ $F(7, 49) = 10.66, p < .01$			

Anmerkungen. $N = 57$. Anzahl der Bootstrap Resamples = 1000. Feedback: -1 = positives Feedback; $+1$ = negatives Feedback. SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 20

Konditionaler indirekter Effekt des Feedbacks auf den Missmut zu t2 für zwei Stufen der Attraktivitätskontingenz

Mediator	Attraktivität SWK	Effekt	AV: Missmut t2		
			Boot SE	UG	OG
<i>state-Selbstwert t2</i>	$-1 SD$	0.26	0.36	-0.03	1.16
<i>state-Selbstwert t2</i>	$+1 SD$	0.92	0.58	0.20	2.12

Anmerkungen. $N = 57$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. SWK = Selbstwertkontingenz.

4.4 Diskussion

In der in Kapitel 3 vorgestellten ersten Studie dieser Arbeit moderierte die Attraktivitätskontingenz den Effekt der kontingenz-kongruenten *daily hassles* auf die subjektive Belastung, welche wiederum als Prädiktor für depressive Symptome fungierte. Wie dieser Befund nahelegt, ist die subjektive Belastung ein wichtiger Faktor im Prozess der Depressionsgenese und wurde daher in Studie 2 einer genaueren Betrachtung unterzogen. Ziel dieser zweiten Studie war es, spezifische Faktoren zu identifizieren, die das subjektive Belastungserleben inhaltlich beschreiben. Als Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion wurden das Absinken des Selbstwertgefühls sowie weitere affektive (Niedergeschlagenheit, Missmut), motivationale (verminderter Tatendrang) und kognitive (gedankliche Weiterbeschäftigung) Symptome betrachtet. Als Kernmerkmal wurden hierbei die Fluktuationen des Selbstwertgefühls angesehen, welche die weiteren Symptome einer depressiven Belastungsreaktion hervorrufen bzw. verstärken.

Es wurde die Fragestellung überprüft, ob die Attraktivitätskontingenz bei der Auslösung einer depressiven Belastungsreaktion mit einem kritischen kontingenz-kongruenten Ereignis (Stressor) interagiert (Hypothese 1). Ein kontingenz-kongruentes Ereignis wurde in Form eines negativen Attraktivitätsfeedbacks erzeugt. Eine depressive Belastungsreaktion nach einem negativen (vs. positiven) Attraktivitätsfeedback sollte vor allem bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz entstehen. Die zweite Hypothese bezog sich auf die Frage, ob die Interaktion zwischen Attraktivitätsfeedback und Attraktivitätskontingenz auf die emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch Fluktuationen des *state*-Selbstwerts mediiert wird.

4.4.1 *Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätsfeedback und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)*

Die Hypothese, dass die Attraktivitätskontingenz den Effekt des Feedbacks auf die Genese einer depressiven Belastungsreaktion moderiert, konnte bestätigt werden. So erwies sich die Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz für das Selbstwertgefühl und die weiteren Symptome wie Niedergeschlagenheit, Tatendrang und Missmut als statistisch signifikant. Eine depressive Belastungsreaktion nach dem negativen (vs. positiven) Attraktivitätsfeedback wurde nur bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz hervorgerufen, während bei wenig kontingenten Personen keine stimmungverschlechternden Effekte des selbstwertbedrohlichen Ereignisses auftraten. Personen, die ihren Selbstwert von ihrem Aussehen

abhängig machen und ein negatives Feedback über die eigene Attraktivität erhalten, weisen folglich ein erhöhtes Risiko für die Entwicklung einer depressiven Belastungsreaktion auf. Dieser Befund steht im Einklang mit bisherigen Forschungsarbeiten, in denen gezeigt werden konnte, dass attraktivitätskontingente Personen nach einem experimentell induzierten negativen Attraktivitätsfeedback ein stärkeres Absinken ihres Selbstwertgefühls und einen negativen Affekt erleben als Personen mit geringer Attraktivitätskontingenz (Park & Maner, 2009).

Insgesamt betrachtet liefern die Ergebnisse von Studie 2 wichtige Hinweise für die Interpretation der Befunde der ersten Studie dieser Arbeit. So kann geschlussfolgert werden, dass die subjektive Belastung, die kontingente Personen nach negativen kontingenz-kongruenten *daily hassles* erleben, vor allem durch ein Absinken des Selbstwertgefühls, eine niedergeschlagene Stimmung und Antriebslosigkeit zum Ausdruck kommt. Die Kenntnis der qualitativen Aspekte einer spontanen depressiven Belastungsreaktion nach negativen kontingenz-kongruenten Ereignissen ist mit Blick auf die Depressionsgenese von zentraler Bedeutung, da das unmittelbare Belastungserleben – wie die Befunde aus Studie 1 zeigen – einen zentralen Wirkmechanismus in der Entwicklung langfristiger depressiver Symptome darstellt. So wird angenommen, dass unmittelbare depressive Reaktionen über die Aktivierung maladaptiver Bewältigungs- und Verarbeitungsweisen in den emotionalen, kognitiven, motivationalen und somatischen Symptomen einer Depression münden können.

Einschränkend muss festgehalten werden, dass Hypothese 1 für die gedankliche Weiterbeschäftigung als Symptom der depressiven Belastungsreaktion nicht bestätigt werden konnte. Erwartet wurde, dass die gedankliche Weiterbeschäftigung nach einem negativen (vs. positiven) Feedback eine umso stärkere Ausprägung aufweist, je höher die Attraktivitätskontingenz ist. Hier zeigte sich jedoch lediglich ein Effekt der Attraktivitätskontingenz auf das Ausmaß an gedanklicher Weiterbeschäftigung. Dieser Effekt war unabhängig von der Feedbackvalenz. Bei Probanden mit höherer Attraktivitätskontingenz fand folglich nicht nur nach einem negativen Feedback eine gedankliche Weiterbeschäftigung mit dem erhaltenen Attraktivitätsfeedback statt, sondern auch bei einer positiven Rückmeldung in diesem Bereich. Mit der Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“ sollten ursprünglich kognitive Symptome – im Sinne einer belastenden kognitiven Auseinandersetzung mit dem Ereignis – abgebildet werden. Die Items dieser Skala (z.B. „*In diesem Moment kreisen meine Gedanken um das Feedback*“) wiesen jedoch keine eindeutige negative Konnotation auf, sodass eine hohe Ausprägung auf der Skala lediglich bedeutet, dass eine gedankliche Weiterbeschäftigung bei den Probanden eingetreten war. Der insignifikante Interaktionseffekt kann im Nachhinein so erklärt werden, dass die Selbstwertkontingenz das Ausmaß an gedanklicher Weiterbeschäftigung beeinflusst, während die Valenz

des Ereignisses womöglich die Qualität bzw. den Inhalt der gedanklichen Weiterbeschäftigung determiniert – im Sinne von positiven vs. negativen selbstbezogenen Gedanken. Bei aversiven Ereignissen kreisen die Gedanken um negative Aspekte der eigenen Person, während bei positiven Ereignissen eher ein „Schwelgen im Erfolg“ stattfindet (vgl. Cambron et al., 2010). Im letzteren Fall stellt die gedankliche Weiterbeschäftigung keinen belastenden Faktor dar. In zukünftigen Studien sollte zur Erfassung kognitiver Symptome eine andere Skala eingesetzt bzw. die konkreten Inhalte der gedanklichen Weiterbeschäftigung erfasst werden.

4.4.2 *Der mediierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)*

Hypothese 2 bestätigend zeigte sich, dass die Interaktion zwischen Feedback und Attraktivitätskontingenz auf die emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch abwärtsgerichtete Fluktuationen des *state*-Selbstwerts mediert wird. Folglich kommt die depressive Belastungsreaktion hinsichtlich der emotionalen Symptome (Niedergeschlagenheit und Missmut) sowie des motivationalen Defizits (verminderter Tatendrang) nach einem negativen Attraktivitätsfeedback bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz vor allem dadurch zustande, dass Individuen mit hoher Attraktivitätskontingenz ein Absinken ihres Selbstwertgefühls infolge des negativen Feedbacks erleben. Bei Personen mit gering ausgeprägter Selbstwertkontingenz im Bereich Aussehen hat das Feedback keinen Effekt auf die emotionalen und motivationalen Symptome, da ihr Selbstwertgefühl von diesem Ereignis unberührt bleibt. Wie die Befunde nahelegen, erleben Individuen, die ihren persönlichen Wert von ihrem Äußeren abhängig machen, im Vergleich zu Personen mit geringer Attraktivitätskontingenz, nach negativen Rückmeldungen über ihre Attraktivität ein Absinken des Selbstwertgefühls und fühlen sich dadurch – wie in Kapitel 4.1 ausführlich dargestellt – in der Folge niedergeschlagener, antriebsloser und missmutiger.

Dieses Ergebnis stimmt mit der Annahme von Crocker und Wolfe (2001) überein, dass der *state*-Selbstwert und der negative Affekt bei Ereignissen in selbstwertkontingenten Domänen stärker miteinander assoziiert sind als in nicht selbstwertrelevanten Bereichen. Während die Autoren jedoch die Veränderungen des *state*-Selbstwerts und des Affekts eher als parallel laufende Prozesse auffassen, lassen die vorliegenden Befunde sogar kausale Schlussfolgerungen zu. So werden die in Abhängigkeit der Attraktivitätskontingenz aufgetretenen emotionalen und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion zumindest teilweise durch das Absinken des Selbstwertgefühls bedingt. Das Absinken des Selbstwertgefühls kann somit als zentraler Aspekt der depressiven Belastungsreaktion aufgefasst werden, der die Entstehung der weiteren Symptome einer spontanen depressiven Reaktion begünstigt.

4.4.3 Schlussfolgerungen und Implikationen

Das hier zur Überprüfung der Hypothesen gewählte experimentelle Vorgehen lässt wichtige Schlussfolgerungen hinsichtlich der kausalen Beeinflussungsrichtung der untersuchten Zusammenhänge zu. Es wird damit die Annahme gestützt, dass die Attraktivitätskontingenz als ein Vulnerabilitätsfaktor wirkt, der in Verbindung mit einem selbstwertbedrohlichen Ereignis in dieser Domäne zur Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion führt. Des Weiteren kann konstatiert werden, dass abwärtsgerichtete Fluktuationen des Selbstwertgefühls, die Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz nach dem negativen Attraktivitätsfeedback erleben, das Kernsymptom der depressiven Belastungsreaktion darstellen und die Genese weiterer emotionaler und motivationaler Defizite der depressiven Belastungsreaktion fördern.

Eine interessante Fragestellung für weitere Forschungen ist, durch welche Faktoren die hier festgestellten Effekte der Selbstwertkontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion möglicherweise beeinflusst werden. Wichtige Hinweise hierauf können aus den Erkenntnissen der attributionstheoretischen Forschung abgeleitet werden. Im Themenfeld der Attributionstheorien werden Ursachenzuschreibungen von Ereignissen und Handlungsergebnissen (= Attributionen) als wichtige Determinante des Verhaltens und emotionalen Erlebens betrachtet. In Weiners (2010) attributionalen Analyse der Emotion sind die kausalen Zuschreibungen ein wesentlicher Faktor sowohl für die qualitative Ausdifferenzierung als auch für die Intensität von selbstgerichteten Affekten wie Stolz oder Selbstwertgefühl. Eine genauere Betrachtung der Grundprämisse der Attributionstheorien und deren Implikationen für die in Studie 2 untersuchten Zusammenhänge erfolgt im nächsten Kapitel.

5 Studie 3: Der moderierende Einfluss der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback

5.1 Forschungsanliegen

Ein Ziel von Studie 3 ist es, die Ergebnisse der vorangegangenen experimentellen Untersuchung zu replizieren. Zu diesem Zweck wird analog zu Studie 2 die Annahme geprüft, dass die Selbstwertkontingenz einen Vulnerabilitätsfaktor für die Entwicklung einer depressiven Belastungsreaktion nach einem negativen kontingenz-kongruenten Ereignis darstellt. Als Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion wird, wie auch in Studie 2, das Absinken des Selbstwertgefühls betrachtet, welches die weiteren emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome auslöst bzw. verstärkt.

Ein zusätzliches Forschungsanliegen ist es, den Einfluss der Kausalattribution auf die hier postulierten Zusammenhänge zu untersuchen. Die Annahme ist, dass der Effekt der Selbstwertkontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion nach einem kontingenz-kongruenten Ereignis durch die Kausalattribution moderiert wird. Für eine Begründung dieser These sei zunächst auf einige Grundannahmen der Attributionstheorien hingewiesen. Attributionstheoretiker gehen davon aus, dass die Charakteristika und Eigenschaften der wahrgenommenen Kausalattribution das nachfolgende Verhalten und Erleben beeinflussen (Abramson, Seligman & Teasdale, 1978; Weiner, 1985; Weiner, 2000). So wird in der attributionstheoretischen Forschung auch die Entstehung von Veränderungen des *state*-Selbstwerts nach Erfolg und Misserfolg erklärt. Im motivationspsychologischen Ansatz von Weiner (2010) muss eine personenbezogene (internale) Attribution erfolgen, um einen Anstieg im Selbstwertgefühl nach Erfolg bzw. ein niedrigeres Selbstwertgefühl nach Misserfolg zu erleben. Wird die Ursache für Erfolg bzw. Misserfolg stattdessen in einem Faktor gesehen, der außerhalb der handelnden Person liegt, kommt es nicht zu Veränderungen des Selbstwertgefühls (vgl. auch Bradley, 1978; Rhodewalt, 2008; Zuckerman, 1979). Nach Weiner treten beispielsweise im leistungsthematischen Kontext nur dann Veränderungen des Selbstwertgefühls auf, wenn man das Leistungsergebnis auf internale Ursachen wie eigene Fähigkeiten oder Anstrengung zurückführt. Leistungsergebnisse, die auf externale Faktoren wie Zufall attribuiert werden, lösen hingegen keine Veränderungen des Selbstwertgefühls aus.

Diese Annahmen haben wichtige Implikationen für die in der vorliegenden Arbeit postulierten Zusammenhänge. Ob und inwiefern negative Ereignisse zu abwärtsgerichteten Schwankungen des Selbstwertgefühls führen, sollte nicht nur von der Selbstwertkontingenz abhängig

sein, sondern auch von der wahrgenommenen Kausalattribution des Ereignisses beeinflusst werden. Im Einklang mit Weiners attributionstheoretischer Sichtweise der Emotionsentstehung wird angenommen, dass Attributionen von negativen Ereignissen auf externale Ursachen selbstwertschützend wirken. Folglich sollten externale Attributionen den Effekt der Selbstwertkontingenz auf Veränderungen des Selbstwertgefühls nach negativen kontingenzkongruenten Ereignissen abschwächen. Im Unterschied zu Weiners Postulat, dass die Attribution eines Misserfolgs auf personenbezogene Ursachen hinreichend für Veränderungen des Selbstwertgefühls ist, wird hier angenommen, dass die Ursache nicht nur innerhalb der Person liegt, sondern auch in Bezug zur zugrundeliegenden Selbstwertkontingenz stehen muss. Internale Attributionen, die sich nicht auf selbstwertrelevante Merkmale der Person beziehen, sollten vergleichsweise selbstwertschützend wirken. Erste Forschungsbefunde, die diese Annahme stützen, liegen bereits vor. So konnte festgestellt werden, dass Personen mit hoher akademischer Kompetenzkontingenz nach einem Misserfolg bei einer leistungsbezogenen Aufgabe ein geringeres Selbstwertgefühl hatten, wenn sie ihre schlechte Leistung auf mangelnde Fähigkeiten attribuierten. Wenn der Misserfolg nicht mit mangelnder Kompetenz erklärt wurde, beispielsweise weil sich die Probanden nicht angestrengt hatten oder der Test keine diagnostischen Informationen über Fähigkeiten beinhaltete, sank der *state*-Selbstwert der Probanden mit hoher akademischer Kompetenzkontingenz nicht ab (Niiya, Brook & Crocker, 2010). Dieser Befund impliziert, dass Ereignisse wie negative Leistungsrückmeldungen für Personen mit hoher akademischer Kompetenzkontingenz zwar eine Bedrohung des Selbstwerts darstellen, aber nicht zwangsläufig mit einem Absinken des Selbstwertgefühls einhergehen müssen. So kommt es nicht zu einem Absinken des Selbstwertgefühls, wenn selbstwertrelevante Eigenschaften (hier: mangelnde Kompetenz) als Ursache für das negative Ereignis ausgeschlossen werden können. Erst durch die Attribution auf Faktoren, von denen der Selbstwert kontingent ist, sollten negative Aspekte der Person salient werden und das Selbstwertgefühl sinken.

Weitere wichtige Erkenntnisse für den Einfluss der Attribution auf die Entstehung von Fluktuationen des Selbstwertgefühls sowie depressiven Stimmungszuständen lassen sich aus der Theorie der Hoffnungslosigkeitsdepression (Abramson et al., 1989) ableiten. Abramson und Kollegen argumentieren, dass zur Erklärung von Selbstwertdefiziten als Symptom der Hoffnungslosigkeitsdepression nicht nur die Lokation, sondern auch die Stabilität und Globalität des Ursachenfaktors zu berücksichtigen sind. Die Stabilität charakterisiert, ob die Ursache zeitlich stabil oder veränderlich (variable Ursache) ist. Die Globalitätsdimension unterscheidet, ob sich die Ursache auf einen ganz bestimmten Fall oder eine Situation beschränkt (spezifische Ursache), oder ob die Ursache über viele Situationsbereiche generalisiert (globale Ursache).

Selbstwertdefizite treten den Autoren zufolge auf, wenn ein persönlich bedeutsames negatives Ereignis auf einen internalen, stabilen und globalen Ursachenfaktor attribuiert wird, während Attributionen auf etwaige externale oder internale, variable und spezifische Ursachen keine Veränderungen des Selbstwertgefühls nach sich ziehen. Der Effekt der Attribution wird dabei über negative Erwartungen vermittelt. Eine Person, die einen akademischen Misserfolg auf einen internalen, stabilen und globalen Faktor (z.B. mangelnde Fähigkeiten) attribuiert, kann erwarten, dass das negative Ereignis zukünftig wieder auftritt (stabile Ursache) und dass die Ursache auch andere Lebensbereiche negativ beeinflusst (globale Ursache). Die Annahmen der Hoffnungslosigkeitsdepression konnten in verschiedenen Studien bestätigt werden (Försterling & Binser, 2002; Metalsky et al., 1993; Stiensmeier-Pelster, 1989; Stiensmeier-Pelster & Schürmann, 1991).

Aus der Hoffnungslosigkeitstheorie lässt sich schlussfolgern, dass die Stabilität und Globalität – neben der Lokation sowie der Selbstwertrelevanz – eine wichtige Rolle bei der Entstehung von Fluktuationen des Selbstwertgefühls spielen. Es wird daher in Studie 3 angenommen, dass der Effekt der Selbstwertkontingenz auf das Selbstwertgefühl besonders stark ausgeprägt ist, wenn ein negatives kontingenz-kongruentes Ereignis auf ein personenbezogenes (internales), selbstwertrelevantes Merkmal (Disposition) attribuiert wird, das zudem als stabil und global bewertet wird. Während Abramson und Kollegen (1989) die Entwicklung von Selbstwertdefiziten und der weiteren Symptome der Hoffnungslosigkeitsdepression als parallele Prozesse verstehen, wird hier wie in Studie 2 postuliert, dass das Absinken des Selbstwertgefühls das Kernmerkmal der initialen depressiven Belastungsreaktion darstellt, welches die weiteren emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome begünstigt.

In Studie 3 werden die oben genannten Annahmen für die Attraktivitätsdomäne geprüft. Es wird erwartet, dass die Attraktivitätskontingenz nach einem negativen Attraktivitätsfeedback vor allem dann eine depressive Belastungsreaktion nach sich zieht, wenn das Ereignis auf das eigene mangelhafte äußere Erscheinungsbild (internal, stabil, global) attribuiert wird. Wird hingegen das eigene Aussehen als Ursache für das negative Ereignis ausgeschlossen, wie beispielsweise bei Attributionen auf situationsspezifische Ursachen (external, variabel, spezifisch), sollte der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die depressive Belastungsreaktion deutlich geringer ausfallen, da derartige Ursachen nicht auf eine gravierende Verletzung der Kriterien des Selbstwerts hinweisen und keine negativen Erwartungen bezüglich der Wirksamkeit der Ursache für zukünftige vergleichbare und andere Situationen aufgebaut werden.

In Abbildung 10 sind alle Annahmen zusammengefasst dargestellt. Die Attraktivitätskontingenz interagiert mit der Attribution bei der Entstehung einer depressiven Belastungsre-

aktion. Die Fluktuationen des Selbstwertgefühls stellen dabei das Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion dar und mediiieren den Interaktionseffekt zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution bei der Entstehung der weiteren emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome der depressiven Belastungsreaktion.

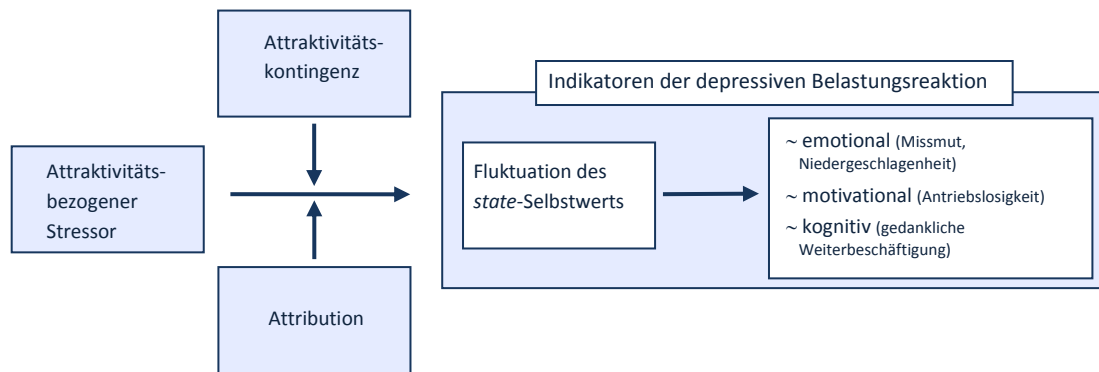


Abbildung 10. Zusammenfassung des Untersuchungsgegenstandes von Studie 3.

5.2 Methode

5.2.1 Überblick und Hypothesen

Um die Auswirkungen eines negativen selbstwertrelevanten Ereignisses auf die depressive Belastungsreaktion bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz festzustellen, wurde auf das Prozedere in Studie 2 zurückgegriffen. Die Versuchspersonen wurden erneut im Vorfeld der Untersuchung gebeten, einen Onlinefragebogen zur Erfassung der Attraktivitätskontingenz sowie der Selbstwerthöhe zu bearbeiten und ein digitales Porträtfoto von sich zur Verfügung zu stellen. Im Experiment wurde auf der Basis dieses Fotos ein negatives Attraktivitätsfeedback erteilt. In Studie 3 wurde auf die Induktion eines positiven Attraktivitätsfeedbacks verzichtet, da in der vorangegangenen Untersuchung nur bei einem negativen Feedback Effekte der Attraktivitätskontingenz gezeigt wurden. Die verschiedenen Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion wurden zu Beginn des Experiments zur Baseline-Messung und als abhängige Variable im Anschluss an das negative Feedback erfasst. Hierzu wurden erneut die *state*-Selbstwertskala sowie die Skalen „Niedergeschlagenheit“, „Tatendrang“ und „Missmut“ des POMS (Biehl et al., 1986) verwendet. Zur Erfassung kognitiver Symptome wurde eine neue Skala konzipiert. Die Kausalattribution wurde in zwei Bedingungen experimentell manipuliert. Hierzu sollte den Probanden entweder eine dispositionale Attribu-

tion auf das eigene äußere Erscheinungsbild (internale, stabile und globale Ursache) oder eine situationsabhängige Attribution (externale, variable und spezifische Ursache) nahegelegt werden. Die Manipulation diene zum einen dazu, kausale Schlussfolgerungen über die Bedeutsamkeit der Attribution bei der Depressionsgenese ziehen zu können, zum anderen sollte durch dieses Vorgehen die Unabhängigkeit der beiden Prädiktoren *Attraktivitätskontingenz* und *Attribution* gewährleistet werden.¹¹

Es wurden folgende Hypothesen überprüft:

Hypothese 1: Die Attribution moderiert den Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Entwicklung einer depressiven Belastungsreaktion. Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die depressive Belastungsreaktion ist bei einer dispositionalen Attribution größer als bei einer situationsabhängigen Attribution.

Hypothese 2. Die in Hypothese 1 postulierte Interaktion aus Attribution und Attraktivitätskontingenz wird für die emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch Veränderungen des *state*-Selbstwerts mediiert. Die emotionalen, kognitiven und motivationalen Symptome einer depressiven Belastungsreaktion sind bei Personen mit hoher (vs. niedriger) Attraktivitätskontingenz bei einer dispositionalen Attribution größer als bei einer situationsabhängigen Attribution, da Personen mit hoher (vs. niedriger) Attraktivitätskontingenz bei einer dispositionalen Attribution infolge des negativen Attraktivitätsfeedbacks ein stärkeres Absinken ihres Selbstwertgefühls erleben.

5.2.2 Stichprobe

An diesem Experiment nahmen 50 Studierende (82 % weiblich) aus insgesamt 19 verschiedenen Studiengängen (39.3 % Psychologie, 11.8 % Lehramt, 8 % Bildung und Förderung in der Kindheit, 6 % Umweltmanagement, je 4 % Ernährungswissenschaften, Jura, Humanmedizin und Veterinärmedizin, 18.9 % andere) der Justus-Liebig-Universität Gießen teil. Zum Zeitpunkt der Erhebung befand sich der überwiegende Teil der Versuchspersonen im ersten Fachsemester des Studiums (64.7 %). Das mittlere Alter betrug $M = 22.82$ ($SD = 3.49$) Jahre. Die Teilnehmer wurden in Lehrveranstaltungen sowie per E-Mail-Anschreiben über den Universitätsverteiler angeworben. Die Rekrutierung der Versuchspersonen erfolgte analog zu Studie 2.

¹¹ Da negative Ereignisse in kontingenz-kongruenten Domänen vor allem für Personen mit hoher Selbstwertkontingenz in diesem Bereich eine Bedrohung des Selbstwert darstellen sollten, ist es denkbar, dass Personen mit hoher Selbstwertkontingenz stärker zu selbstwertschützenden, attributionalen Verzerrungen neigen. In diesem Fall wären Selbstwertkontingenz und Attribution keine unabhängigen Prädiktoren.

Für die Teilnahme erhielten Studierende der Psychologie zwei Versuchspersonenstunden, die im Rahmen dieser Fachrichtung als Studienleistung erworben werden müssen. Teilnehmer anderer Fachrichtungen erhielten eine Aufwandsentschädigung von 8 Euro.

5.2.3 Material und Durchführung

5.2.3.1 Vorbefragung

Wie in Studie 2 bearbeiteten die Probanden im Vorfeld des Experiments einen Onlinefragebogen. Zu diesem Zweck erhielten alle Teilnehmer eine E-Mail mit einem entsprechenden Link. Der Fragebogen erfasste zu Beginn die demographischen Daten Alter, Geschlecht, Studienfach, Fachsemester und einen Code zur Pseudonymisierung der Probanden sowie der Zuordnung der Fragebogendaten zu den Daten aus dem Experiment. Des Weiteren wurden analog zu Studie 2 die Höhe des *trait*-Selbstwerts (RSES/D; Collani & Herzberg, 2003) und die Attraktivitätskontingenz (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Schwinger et al., eingereicht zur Publikation) erhoben. Die Beantwortung der Items erfolgte für beide Skalen auf einer fünfstufigen Likert-Skala von 1 („stimmt gar nicht“) bis 5 („stimmt genau“).

Zudem wurden die Probanden gebeten, ein Foto in Hochformat von sich zur Verfügung zu stellen, auf dem frontal Gesichts- und Schulterpartie zu sehen sind. Mit diesem Foto sollte angeblich das Stimulusmaterial für die Studie erweitert werden. Wie in der vorangegangenen Studie diente das Foto dazu, den Probanden während des Experiments ein manipuliertes Feedback über ihre Attraktivität geben zu können. Abschließend wurde eine E-Mail-Adresse der Studienteilnehmer erfragt, so dass sie zur Terminvereinbarung für das Experiment kontaktiert werden konnten.

5.2.3.2 Experiment

Zwei Wochen nachdem die Probanden den Onlinefragebogen bearbeitet hatten, fand das Experiment in Räumlichkeiten der Justus-Liebig-Universität in Gießen statt. Die Testung wurde in Einzelsitzungen durch eine instruierte Versuchsleiterin vollzogen und dauerte etwa 40 Minuten.

Coverstory. Wie in Studie 2 wurde den Probanden als Coverstory mitgeteilt, die Attraktivität von Menschen als wichtigste Determinante der Eindrucksbildung erforschen zu wollen. Die Versuchspersonen erhielten die Information, dass ihre Aufgabe darin bestehe, die Attrakti-

vität von anderen Personen „auf den ersten Blick“ zu beurteilen. Die Attraktivitätsbewertungen seien in zwei Durchgängen am Computer vorzunehmen. Außerdem wurden die Probanden darauf hingewiesen, dass ihre emotionale Verfassung vor jedem Bewertungsdurchgang mit einem Fragebogen erhoben werde. Dieses Vorgehen wurde damit begründet, dass emotionale Zustände die Eindrucksbildung wesentlich beeinflussen und daher im Rahmen des Experiments kontrolliert würden. Wie in Studie 2 diene dieser Fragebogen tatsächlich der wiederholten Erfassung des *state*-Selbstwerts sowie der weiteren Symptome einer depressiven Belastungsreaktion.

Affektfragebogen. Die Probanden bearbeiteten den Affektfragebogen während des Experiments insgesamt zweimal. Der erste Affektfragebogen wurde vor dem ersten Bewertungsdurchgang ausgefüllt und diene der Baseline-Bestimmung der genannten relevanten Variablen. Die Bearbeitung des zweiten Fragebogens erfolgte nach dem erhaltenen negativen Attraktivitätsfeedback direkt vor dem angeblichen zweiten Bewertungsdurchgang. Mit dieser Messung sollte die Entstehung einer depressiven Belastung als Reaktion auf das negative Feedback festgestellt werden.

Zur Erfassung des *state*-Selbstwerts wurde auf den selbstkonzipierten Fragebogen aus Studie 2 zurückgegriffen. Die Probanden bewerteten die jeweilige Aussage hinsichtlich ihres Zutreffens auf einer fünfstufigen Likert-Skala von 1 („stimmt gar nicht“) bis 5 („stimmt genau“). Zur Messung emotionaler und motivationaler Symptome wurde die deutsche Kurzform des POMS (Biehl et al., 1986) mit den Skalen „Niedergeschlagenheit“, „Missmut“ und „Tatendrang“ eingesetzt. Da sich die in Studie 2 verwendete Skala zur Erfassung kognitiver Symptome als ungeeignet erwiesen hatte, um kognitive Defizite im Sinne einer depressiven Belastungsreaktion abzubilden, wurde eine neue Skala konzipiert. Mit fünf Items misst die Skala „kognitive Defizite“, inwieweit nach dem negativen Attraktivitätsfeedback kognitive Symptome wie Konzentrationsprobleme (z. B. „In diesem Moment fällt es mir schwer, mich zu konzentrieren“), Entscheidungsschwierigkeiten (z. B. „[...] kann ich mich kaum entscheiden“) sowie gedankliche Weiterbeschäftigung („[...] kann ich nicht aufhören darüber nachzudenken, wie andere mich beurteilen“) bei den Probanden auftraten. Die Items wurden auf einem siebenstufigen Antwortformat von 1 („überhaupt nicht“) bis 7 („sehr stark“) beantwortet. Während die Skalen des POMS sowohl vor als auch nach dem Feedback eingesetzt wurden, erfolgte die Messung der Skala „kognitive Defizite“ nur danach, da sich einige der Items direkt auf das Feedback bezogen. In Anhang C sind alle Items der Skala zur Erfassung kognitiver Defizite dargestellt.

Erster Bewertungsdurchgang. Die Attraktivitätsbewertungen im angekündigten ersten Bewertungsdurchgang fanden statt, nachdem die Probanden den ersten Affektfragebogen

ausgefüllt hatten. Zu diesem Zweck wurde auf das Computer-Programm mit dem beschriebenen Prozedere und Stimulusmaterial von Studie 2 zurückgegriffen. Die Bewertung der Attraktivität wurde unter Zuhilfenahme eines semantischen Differenzials von „wenig attraktiv“ (1) bis „sehr attraktiv“ (7) vorgenommen.

Negatives Attraktivitätsfeedback. Im nächsten Schritt wurde ein negatives Attraktivitätsfeedback induziert. Den Probanden wurde zunächst mitgeteilt, dass das von ihnen zur Verfügung gestellte Foto als Stimulusmaterial verwendet und von anderen Personen bewertet wurde. Die Probanden erhielten an dieser Stelle folgende Information: „Genauso, wie du mehrere Personen hinsichtlich ihrer Attraktivität eingeschätzt hast, haben dich ebenfalls andere Personen bewertet. Ich werde dir nun eine kurze Rückmeldung darüber geben, wie andere dich eingeschätzt haben.“ Die Attraktivitätsbewertungen wurden den Probanden unter Vorlage einer Tabelle mit folgender Erklärung mitgeteilt: „Wie du hier sehen kannst, wurdest du von den Versuchspersonen 22, 26 und 27 bewertet. Diese Rater haben dir auf der Skala von eins bis sieben die Einzelbewertungen zwei, drei und drei gegeben; also eher Bewertungen im unteren Bereich.“

Feedbackvalenz. Um ein Maß für die eingeschätzte Valenz des Feedbacks zu erhalten, wurden alle Probanden gebeten, anhand eines siebenstufigen semantischen Differenzials anzugeben, ob es sich bei dem soeben erhaltenen Feedback für sie persönlich um ein eher „negatives Ereignis“ (1) oder „positives Ereignis“ (7) handelt.

Attributionsmanipulation. Bereits im Vorfeld des Experiments waren die Probanden randomisiert einer der beiden Experimentalbedingungen (dispositionale vs. situationsabhängige Attribution) zugeordnet worden. Neben der Mitteilung, dass ihre Attraktivität von drei unabhängigen Ratern beurteilt wurde, erhielten die Probanden im Anschluss an das negative Feedback Informationen darüber, wie diese drei Rater andere Versuchspersonen beurteilt hatten. Zur graphischen Unterstützung der Attributionsmanipulation wurde den Versuchsteilnehmern eine elektronisch erstellte Datentabelle vorgelegt (Abb. 11), in der die fiktiven Attraktivitätsbewertungen der beurteilten Probanden, einschließlich der eigenen Bewertungen (Zeilen) durch verschiedene Beurteiler (Spalten), aufgeführt waren. Für die beiden Attributionsbedingungen wurden unterschiedliche Datentabellen erstellt, die den Probanden jeweils durch eine korrespondierende verbale Instruktion der Versuchsleiterin erläutert wurden.

In der Bedingung *situationsabhängige Attribution* wurde den Versuchspersonen erklärt, dass die drei Beurteiler völlig undifferenziert allen Versuchspersonen negative Bewertungen erteilt hätten. Durch den Hinweis auf die geringe Distinktheit in den Beurteilungen sollte die

Validität der Attraktivitätsbewertungen infrage gestellt und damit eine Attribution auf das eigene Aussehen ausgeschlossen werden. Die Probanden erhielten in Ergänzung zu dem vorliegenden Datenblatt (Abb. 11) folgende verbale Erklärung: „In dieser Tabelle sind die Attraktivitätsbewertungen der Teilnehmer aufgeführt, die bis dato an dieser Studie teilgenommen haben. Die Bewertungen, die du erhalten hast, sind unter deinem Versuchspersonen-Code in dieser Zeile aufgeführt.“ Bei ihrer Erläuterung markierte die Versuchsleiterin die entsprechende Zeile (Versuchspersonen-Code H03HARM).¹² „Wie du sehen kannst, wurdest du von den Ratern 22, 26 und 27 bewertet. Wenn ich mir diese Tabelle nun genauer anschau, fällt auf, dass diese Rater die Attraktivität der Teilnehmer insgesamt relativ undifferenziert und eher negativ bewertet haben [Versuchsleiterin markiert die entsprechenden Spalten]. Man sieht, dass die Rater fast allen Teilnehmern denselben Wert gegeben haben, also fast nur zwei und drei. Die anderen Versuchsteilnehmer kamen also auch nicht besser weg als du.“

Seite 2/3																		
	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36
A12DRHA					5					7					6			6
F05EFFR	4		5			5		3			5			4				
M08MÖBO				3			5		3									4
U06SLMK												7			5			
B04AAN		1											1					
V05IRBE			2						2									5
H03HARM				3				3	2									
T09BIMA					6					5	6			7				
W12PIEG							6								7	6		
F03KADB									3		5							4
A07MIEG														3				
J09GIBD				2					2									
V11IADAA	4														4			

Abbildung 11. Datenblatt zur Manipulation einer situationsabhängigen Attribution. Die Zahlen innerhalb des Datenblatts stehen für die Attraktivitätsbewertungen der Probanden (Versuchspersonen-Codes in den Zeilen) durch verschiedene Rater (Nummerierungen 19–36 in den Spalten).

¹² Mit Ausnahme des individuellen Versuchspersonen-Codes war die Datentabelle für alle Probanden in der situationsabhängigen Attributionsbedingung identisch.

In der Bedingung *dispositionale Attribution* wurde den Probanden ein Datenblatt (Abb. 12) vorgelegt, aus dem hervorging, dass die Beurteiler insgesamt sehr übereinstimmend und auch differenziert beurteilt hatten. Durch diesen Hinweis sollte eine hohe Validität des Urteils nahegelegt und eine Kausalattribution des erhaltenen negativen Attraktivitätsfeedbacks auf das eigene äußere Erscheinungsbild induziert werden. Das Datenblatt wurde wie folgt erläutert: „In dieser Tabelle sind die Attraktivitätsbewertungen der Teilnehmer aufgeführt, die bis dato an dieser Studie teilgenommen haben. Die Bewertungen, die du erhalten hast, sind unter deinem Versuchspersonen-Code in dieser Zeile aufgeführt.“ Bei ihrer Erläuterung markierte die Versuchsleiterin die entsprechende Zeile (Versuchspersonen-Code H03HARM)¹³. „Wie du sehen kannst, wurdest du von den Ratern 22, 26 und 27 bewertet. Wenn ich mir diese Tabelle nun genauer anschau, fällt auf, dass die Rater die Attraktivität der Teilnehmer insgesamt sehr differenziert bewertet haben [Versuchsleiterin markiert die entsprechenden Spalten]. Man sieht, dass die Rater das gesamte Bewertungsspektrum von eins bis sieben ausgenutzt haben. Dabei waren sie sich in ihren Beurteilungen untereinander auch ziemlich einig. Das heißt, wenn jemand einen niedrigen Wert hat, hat er diesen meistens von allen Ratern gleichermaßen erhalten.“

¹³ Mit Ausnahme des individuellen Versuchspersonen-Codes war die Datentabelle für alle Probanden in der dispositionalen Attributionsbedingung identisch.

Seite 2/3																																				
	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36																		
A12DRHA															4		5																			
F05EFFR	4		3	2					3																											
M08MÖBO							5								7	4																				
U06SLMK												3			2																					
B04AAN		3		4				4				4																								
V05IRBE			6	7					7									5																		
H03HARM				3				3	2																											
T09BIMA					6					5	6			5																						
W12PIEG							6									6																				
F03KADB				6					5		4							6																		
A07MIEG								5	6						5																					
J09GIBD								2																												
V11IDAA	5													4																						

Abbildung 12. Datenblatt zur Manipulation einer dispositionalen Attribution. Die Zahlen innerhalb des Datenblatts stehen für die Attraktivitätsbewertungen der Probanden (Versuchspersonen-Codes in den Zeilen) durch verschiedene Rater (Numerierungen 19–36 in den Spalten).

Manipulationscheck. Zur Überprüfung der Attributionsmanipulation wurde eine adaptierte Version des *Attributionsstilfragebogens für Erwachsene* (ASF-E; Poppe, Stiensmeier-Pelster & Pelster, 2005) herangezogen. Die Probanden formulierten zunächst eine freie Antwort auf die Frage, welche Hauptursache sie für die erhaltene Beurteilung ihrer Attraktivität heranziehen. Anschließend sollten sie die Hauptursache auf den Attributionsdimensionen *Lo-kation*, *Stabilität* und *Globalität* einordnen. Hierzu konnten die Probanden anhand eines siebenstufigen semantischen Differenzials das Ausmaß ihrer Zustimmung zu den jeweiligen Item-polen angeben. So beurteilten die Probanden beispielsweise für die Lokationsdimension, ob die Hauptursache etwas „mit den Umständen“ (1) oder „mit der eigenen Person“ (7) zu tun hat. Für jede der drei Attributionsdimensionen wurden zwei Items vorgegeben. Der vollständige Fragebogen zur Erfassung der Attribution ist Anhang D zu entnehmen.

Affektfragebogen: Abhängige Variablen. Im Anschluss an die Attributionserfassung erfolgte mithilfe des oben beschriebenen zweiten Affektfragebogens die Messung der verschiedenen Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion.

Auf den angekündigten zweiten Bewertungsdurchgang wurde an dieser Stelle wie in Studie 2 aus ökonomischen Gründen verzichtet. Am Ende des Experiments wurden die Probanden ausführlich aufgeklärt. Sie wurden darüber informiert, dass ihr Foto im Rahmen der Studie weder in einer Datenbank gespeichert noch als Stimulusmaterial verwendet wurde. Es wurde explizit darauf hingewiesen, dass das Feedback über ihre Attraktivität manipuliert und frei erfunden war. Abschließend erhielten die Probanden für ihre Teilnahme Versuchspersonenstunden oder 8 € Aufwandsentschädigung.

5.3 Ergebnisse

5.3.1 Manipulationscheck

Feedbackvalenz. Vor den deskriptiven und inferenzstatistischen Analysen wurde geprüft, ob die intendierte Induzierung eines aversiven Ereignisses im Bereich Aussehen durch das negative Attraktivitätsfeedback auch tatsächlich erfolgte. Ein Vergleich des Mittelwerts ($M = 2.74$, $SD = 1.05$) mit dem Skalenmittelpunkt 4 zeigt, dass die Versuchspersonen das Attraktivitätsfeedback eher negativ beurteilten, so dass von einer erfolgreichen Induzierung eines negativen Ereignisses im Bereich Aussehen ausgegangen werden kann. Zudem sollte ausgeschlossen werden, dass sich die Probanden in den beiden Attributionsbedingungen hinsichtlich der eingeschätzten Feedbackvalenz unterscheiden. Varianzanalytisch ergaben sich keine bedeutsamen Unterschiede zwischen den Bedingungen. Probanden in der dispositionalen ($M = 2.80$, $SD = 1.22$) und situationsabhängigen Attributionsbedingung ($M = 2.68$, $SD = 0.87$) bewerteten das Attraktivitätsfeedback gleichermaßen als ein eher negatives Ereignis, $F(1, 48) = 0.16$, $p > .05$.

Attribution. Um zu überprüfen, ob die Attributionsmanipulation erfolgreich war und eine dispositionale versus situationale Attribution für das Attraktivitätsfeedback nahegelegt werden konnte, wurde eine einfaktorielle Varianzanalyse mit dem Faktor „Attributionsbedingung“ und den abhängigen Variablen „Lokation“, „Stabilität“ und „Globalität“ des Ursachenfaktors gerechnet. Die abhängigen Variablen wurden zuvor jeweils durch den Mittelwert der beiden Items der siebenstufigen Skalen des ASF-E (Pope et al., 2005) gebildet.

Die Varianzanalyse ergab für die Stabilitätsdimension einen signifikanten Mittelwertunterschied zwischen den Gruppen, $F(1, 48) = 3.23$, $p < .05$, einseitig. Probanden in der Bedingung *dispositionale Attribution* ($M = 4.08$, $SD = 1.22$) nahmen stabilere Ursachenzuschreibungen vor als Teilnehmer der Bedingung *situationsabhängige Attribution* ($M = 3.38$, $SD = 1.52$). Für die Dimension Globalität ergaben sich ebenfalls Unterschiede zwischen den Attributionsbedingungen, $F(1, 48) = 5.31$, $p < .05$. Die Werte auf der Globalitätsdimension waren für die Bedingung *dispositionale Attribution* ($M = 2.84$, $SD = 1.57$) höher als für die Bedingung *situationsabhängige Attribution* ($M = 1.98$, $SD = 1.00$). Hinsichtlich der Lokationsdimension ergaben sich varianzanalytisch zwischen den beiden Experimentalbedingungen keine Unterschiede, $F(1, 48) = 0.32$, $p > .05$. Es zeigte sich, dass die Probanden sowohl in der dispositionalen ($M = 2.92$, $SD = 1.42$) als auch in der situationsabhängigen Attributionsbedingung ($M = 2.70$, $SD = 1.33$) eher niedrige Werte auf der siebenstufigen Lokationsdimension aufwiesen und das negative Attraktivitätsfeedback folglich gleichermaßen eher auf externale als auf internale Ursachen attribuierten.

Hinsichtlich der Globalitäts- und Stabilitätsdimension konnte die intendierte Manipulation der Attribution erreicht werden. Für die Lokationsdimension deuteten die Ergebnisse zunächst darauf hin, dass die Attributionsmanipulation nicht erfolgreich war. Aufgrund der geringen Reliabilität ($\alpha = .56$) der verwendeten Skala zur Erfassung der Lokationsdimension, wurden in zusätzlichen Analysen die freien Antworten auf die Frage, welche Hauptursache die Versuchspersonen zur Erklärung des negativen Attraktivitätsfeedbacks heranziehen, näher betrachtet. Im ersten Schritt wurden zur inhaltlichen Strukturierung der Hauptursachen die Kategorien „Bewertungsverhalten der beurteilenden Personen“, „das eigene Aussehen“, „Subjektivität von Aussehen“, „Umstände des Experiments“ und „unbekannt“ gebildet. Die absoluten und prozentualen Häufigkeiten der Hauptursachen für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach experimentell manipulierter Attribution sind in Tabelle 21 dargestellt. Ein χ^2 -Test zeigte, dass sich die genannten Hauptursachen in beiden Bedingungen signifikant voneinander unterschieden, $\chi^2(4, N = 50) = 16.32$, $p < .01$. Gemäß der intendierten Attributionsmanipulation attribuierten Probanden in der Bedingung *dispositionale Attribution* das negative Attraktivitätsfeedback am häufigsten auf ihr eigenes Aussehen (44 %), während in der Bedingung *situationsabhängige Attribution* das Bewertungsverhalten der beurteilenden Personen (52 %) und die Umstände des Experiments (28 %) am häufigsten als Hauptursache genannt wurden.

Tabelle 21

Absolute und relative Häufigkeiten der genannten Hauptursachen für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Experimentalbedingung

Hauptursache	Attributionsbedingung		
	gesamt	dispositional	situationsabh.
Aussehen	16 (32 %)	11 (44 %)	5 (20 %)
Beurteiler	16 (32 %)	3 (12 %)	13 (52 %)
Subjektivität	5 (10 %)	5 (20 %)	–
Umstände	11 (22 %)	4 (16 %)	7 (28 %)
unbekannt	2 (4 %)	2 (8 %)	–
gesamt	50 (100 %)	25 (100 %)	25(100 %)

Im nächsten Schritt wurden für die genannten Hauptursachen die Oberkategorien „internale Attribution“ und „externale Attribution“ gebildet. Die Hauptursachen „Bewertungsverhalten der beurteilenden Personen“, „Subjektivität von Aussehen“ und „Umstände des Experiments“ wurden als externe Attribution klassifiziert. Als interne Attribution wurde die Hauptursache „eigenes Aussehen“ gewertet. Auf deskriptiver Ebene wird bereits ersichtlich, dass Probanden in der situationsabhängigen Attributionsbedingung häufiger eine externe Ursache als Erklärung für das negative Attraktivitätsfeedback aufführten als Versuchspersonen in der dispositionalen Attributionsbedingung. Dieser Zusammenhang zwischen Attributionsbedingung und den Oberkategorien externe vs. interne Attribution erwies sich als statistisch signifikant, $\chi^2(1, N = 48) = 4,17, p < .05$. Abbildung 13 zeigt die absoluten Häufigkeiten der genannten Hauptursachen in Abhängigkeit der beiden Attributionsbedingungen.

Die Ergebnisse des Manipulationschecks weisen insgesamt darauf hin, dass die Attributionsmanipulation erfolgreich war. Personen in der Bedingung *dispositionale Attribution* zogen internalere, stabilere und globalere Ursachenfaktoren für das negative Attraktivitätsfeedback heran als Probanden in der Bedingung *situationsabhängige Attribution*.

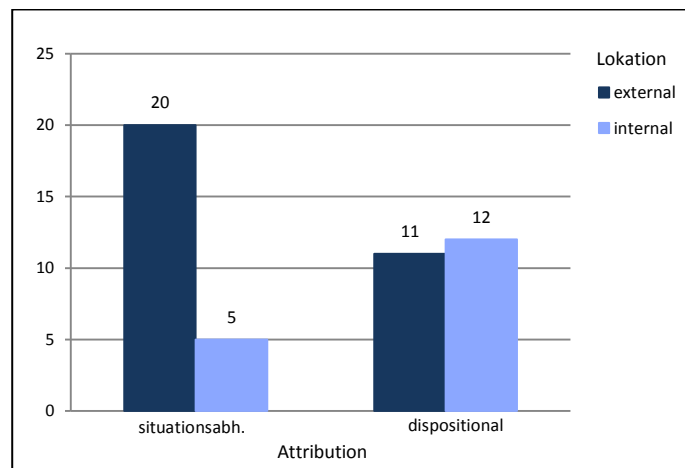


Abbildung 13. Absolute Häufigkeiten der genannten Hauptursachen hinsichtlich der Lokation (internal vs. external) in Abhängigkeit der Bedingung dispositionale vs. situationsabhängige Attribution ($N = 48$).

5.3.2 Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten

Zu Beginn der Datenanalyse wurden die internen Konsistenzen in Form von Cronbachs α (t_1) sowie Mittelwerte und Standardabweichungen der berücksichtigten Konstrukte für beide Erhebungszeitpunkte berechnet. Tabelle 22 zeigt die entsprechenden Skalenskennwerte für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Experimentalbedingung. Wie in Tabelle 22 ersichtlich ist, wiesen alle erhobenen Konstrukte sehr gute ($\alpha = .93$ für die RSES/D) bis zufriedenstellende ($\alpha = .75$ für die Skala „Attraktivitätskontingenz“) interne Konsistenzen auf.

Facetten des Selbstwerts. Es wurde getestet, ob sich die Personen in den Bedingungen *dispositionale versus situationsabhängige Attribution* zu Beginn des Experiments hinsichtlich der Selbstwerthöhe und der Attraktivitätskontingenz unterschieden. Die einfaktorielle ANOVA zeigte keine Mittelwertunterschiede zwischen den Experimentalbedingungen in Bezug auf die Selbstwerthöhe, $F(1, 48) = 0.17, p > .05$, und die Attraktivitätskontingenz, $F(1, 48) = 0.06, p > .05$.

Depressive Belastungsreaktion. Mittels ANOVA mit Messwiederholung wurde geprüft, inwiefern sich die verschiedenen Indikatoren der depressiven Belastungsreaktion im Verlauf des Experiments in Abhängigkeit der experimentell manipulierten Attribution verändert hatten. Für den *state*-Selbstwert der Probanden hatte der Messwiederholungsfaktor keinen statistisch signifikanten Effekt, $F(1, 48) = 0.44, p > .05$. Jedoch erwies sich der Interaktionsterm *Messwiederholungsfaktor* \times *Attribution* als statistisch signifikant, $F(1, 48) = 7.40, p < .01$. In der Bedingung *situationale Attribution* stieg der *state*-Selbstwert vom ersten zum zweiten Messzeitpunkt signifikant an, $t(24) = -2.1, p < .05$. In der Bedingung *dispositionale Attribution* erwies

sich die Abnahme des *state*-Selbstwerts als knapp nicht signifikant, $t(24) = 1.64, p = .11$. Hinsichtlich der Niedergeschlagenheit zeigte sich für den Messwiederholungsfaktor ein signifikanter Effekt, $F(1, 48) = 7.28, p < .01$, dergestalt, dass die Niedergeschlagenheit vom ersten zum zweiten Erhebungszeitpunkt zunahm. Die Interaktion zwischen Attribution und Messwiederholungsfaktor erwies sich als insignifikant, $F(1, 48) = 2.74, p > .05$. Für Missmut erreichte der Effekt des Messwiederholungsfaktors statistische Signifikanz, $F(1, 48) = 3.89, p < .05$, einseitig. Es konnte eine signifikante Zunahme des Missmuts festgestellt werden. Der Produktterm *Attribution* \times *Messwiederholungsfaktor* war nicht signifikant, $F(1, 48) = 0.11, p > .05$. In Bezug auf das Symptom Tatendrang erwies sich der Effekt des Messwiederholungsfaktors als signifikant, $F(1, 48) = 12.72, p < .01$, während die Interaktion zwischen Attribution und Messwiederholungsfaktor insignifikant war, $F(1, 48) = 2.77, p > .05$. Für die Skala Tatendrang wurden zum zweiten Erhebungszeitpunkt geringere Werte als zum ersten beobachtet.

Mittels einfaktorieller Varianzanalyse wurden zudem Mittelwertunterschiede zwischen den beiden Experimentalbedingungen hinsichtlich der Maße der depressiven Belastungsreaktion zum ersten Messzeitpunkt getestet, um ausschließen zu können, dass sich die Versuchsteilnehmer in beiden Attributionsbedingungen bereits im Vorfeld der Manipulation im Ausmaß der Indikatoren einer depressiven Belastungsreaktion unterschieden. Die ANOVA zeigte für keines der Maße der depressiven Belastungsreaktion einen signifikanten Mittelwertunterschied zwischen den beiden Attributionsbedingungen ($ps > .05$). Somit konnten bestehende Prätest-Differenzen zwischen den Probanden in beiden Bedingungen ausgeschlossen werden.

Zum zweiten Messzeitpunkt zeigte sich zwischen den Bedingungen *dispositionale* und *situationsabhängige Attribution* ein signifikanter Unterschied in den Mittelwerten für Niedergeschlagenheit, $F(1, 48) = 3.97, p = .05$. Für die Skalen „*state*-Selbstwert“, „Missmut“, „Tatendrang“ und „kognitive Defizite“ konnten in Abhängigkeit der Attributionsbedingung keine Mittelwertunterschiede zu t2 festgestellt werden ($ps > .05$).

Tabelle 22

Mittelwerte, Standardabweichungen und Reliabilitäten (Cronbachs α) der verwendeten Skalen für die Gesamtstichprobe sowie getrennt nach Experimentalbedingung und Messzeitpunkt

	α	t1			t2		
		gesamt	Attribution		gesamt	Attribution	
			dispositional	situationsab.		dispositional	situationsab.
Selbstwertkonstrukte							
Selbstwerthöhe	.93	4.07 (0.79)	4.03 (0.83)	4.12 (0.75)	–	–	–
Attraktivität SWK	.75	3.53 (0.71)	3.55 (0.75)	3.51 (0.74)	–	–	–
Depressive Belastungsreaktion							
state-Selbstwert	.80	3.98 (0.60)	4.00 (0.62)	3.97 (0.58)	4.02 (0.62)	3.90 (0.65)	4.13 (0.57)
Niedergeschlagenheit	.90	22.94 (9.09)	24.40 (10.01)	21.48 (7.85)	25.22 (10.45)	28.08 (11.82)	22.36 (8.14)
Tatendrang	.92	31.04 (7.40)	30.88 (7.89)	31.20 (7.89)	28.34 (8.64)	26.92 (9.06)	29.65 (8.00)
Missmut	.89	10.88 (4.60)	11.52 (5.01)	10.24 (4.16)	11.94 (5.37)	12.76 (5.80)	11.12 (4.88)
kognitive Defizite	.88	–	–	–	10.48 (2.57)	10.88 (2.64)	10.08 (2.48)

Anmerkungen. $N = 50$. theoretische Wertebereiche der einzelnen Skalen: Selbstwerthöhe, SWK = Selbstwertkontingenz und state-Selbstwert (1–5); Niedergeschlagenheit (14–98); Missmut und Tatendrang (7–49); kognitive Defizite (5–35).

5.3.3 Der Effekt der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)

Im Anschluss wurde der Interaktionseffekt zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution auf das Ausmaß der depressiven Belastungsreaktion hinsichtlich der emotionalen (Niedergeschlagenheit und Missmut), motivationalen (Tatendrang) und kognitiven Symptome getestet. Der Einfluss der Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution auf den *state*-Selbstwert wird im Rahmen der Testung von Hypothese 2 geprüft.

Die Interaktionseffekte der Attraktivitätskontingenz und der Attribution wurden einzeln für jedes Symptom der depressiven Belastungsreaktion zu t2 mittels multipler hierarchischer Regression berechnet. Die Selbstwerthöhe wurde im ersten Schritt der Regressionsanalysen kontrolliert¹⁴. Im zweiten Schritt wurde für Niedergeschlagenheit, Missmut und Tatendrang jeweils das entsprechende Symptom zu t1 als Kontrollvariable berücksichtigt. Zur Überprüfung der Haupteffekte wurden die Attraktivitätskontingenz sowie die Attribution im dritten Schritt als Prädiktoren in die Modellgleichung der Regression aufgenommen. Im vierten Schritt wurde das Produkt aus Attraktivitätskontingenz und Attribution als zusätzliche unabhängige Variable hinzugefügt, um die Moderatorhypothese zu testen (Backhaus et al., 2006). Alle kontinuierlichen Prädiktorvariablen wurden zur Reduzierung der Kollinearität z-standardisiert (Bühner & Ziegler, 2009). Die Moderatorvariable *Attribution* wurde mit -1 = situationsabhängige Attribution und $+1$ = dispositionale Attribution kontrastkodiert.

Niedergeschlagenheit. Für das Ausmaß an Niedergeschlagenheit zu t2 zeigte sich bezüglich der Kontrollvariablen ein signifikanter Effekt der Selbstwerthöhe ($\beta = -0.35, p < .05$) sowie der Niedergeschlagenheit zu t1 ($\beta = .87, p < .01$). Ferner erwies sich die Attraktivitätskontingenz als signifikanter Prädiktor ($\beta = .20, p < .05$). Je höher die Attraktivitätskontingenz der Probanden ausgeprägt war, desto niedergeschlagener waren sie nach dem negativen Attraktivitätsfeedback. Der Effekt der Attribution auf das Ausmaß an Niedergeschlagenheit zu t2 war einseitig signifikant ($\beta = .14, p < .05$). Die Niedergeschlagenheit war in der dispositionalen Attributionsbedingung höher als in der situationsabhängigen. Wie in Hypothese 1 angenommen erwies sich die Interaktion zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution als signifikant ($\beta = .16, p < .05$). Für eine weitergehende Analyse des Interaktionseffekts wurden Simple-Slopes berechnet. Die Selbstwerthöhe und die Niedergeschlagenheit zu t1 wurden als Kovariaten in das Modell aufgenommen. Die Simple-Slope-Analysen ergaben, dass die

¹⁴ In zusätzlichen Analysen wurden für die Selbstwerthöhe Zweifachinteraktionen mit der Attribution und Attraktivitätskontingenz sowie die Dreifachinteraktion aus diesen Variablen berechnet. Lediglich bei der Vorhersage der Niedergeschlagenheit erwies sich die Zweifachinteraktion *Selbstwerthöhe* \times *Attribution* sowie die Dreifachinteraktion *Selbstwerthöhe* \times *Attribution* \times *Attraktivitätskontingenz* als signifikant. Hierbei war die Niedergeschlagenheit bei einer dispositionalen Attribution mit zunehmender Attraktivitätskontingenz umso stärker, je höher der Selbstwert ausgeprägt war.

Attraktivitätskontingenz der Personen das Ausmaß der Niedergeschlagenheit zu t2 – unter Kontrolle der Niedergeschlagenheit zu t1 – in der dispositionalen Attributionsbedingung signifikant vorhersagt, $t(44) = 3.25, p < .01$, während die Attraktivitätskontingenz in der situationsabhängigen Attributionsbedingung keinen statistisch signifikanten Effekt auf die Höhe der Niedergeschlagenheit zu t2 hat, $t(44) = 0.48, p > .05$. Die Interaktion zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution zur Vorhersage des Ausmaßes an Niedergeschlagenheit zu t2 ist in Abbildung 14 dargestellt. Alle statistischen Kennwerte der Regressionsanalyse sind Tabelle 23 zu entnehmen.

Tabelle 23

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2 durch die Interaktion aus Attraktivitätskontingenz und Attribution

	AV: Niedergeschlagenheit t2				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.12/
Selbstwerthöhe	-3.59	1.41	-2.55	-0.35	
2. Schritt					.67/.55
Niedergeschlagenheit t1	9.05	1.02	8.89	0.87	
3. Schritt					.73/.06
Attribution	1.49	0.81	1.84	0.14	
Attraktivität SWK	2.08	0.83	2.50	0.20	
4. Schritt					.75/.02
Attribution × Attraktivität SWK	1.66	0.82	2.04	0.16	

Anmerkungen. $N = 50$. Attributionsbedingung: -1 = situationsabhängige Attribution, +1 = dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenz.

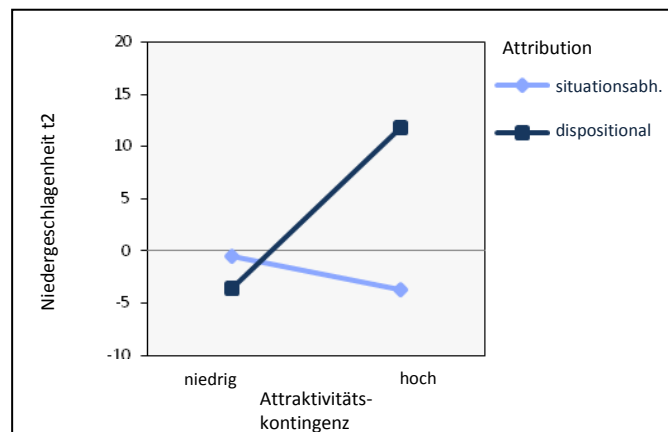


Abbildung 14. Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2.

Tatendrang. Die Selbstwerthöhe zeigte sich nicht als signifikante Determinante für den Tatendrang zu t2 ($\beta = .19, p > .05$). Jedoch erwiesen sich – neben dem Ausmaß des Tatendrangs zu t1 ($\beta = .92, p < .01$) – auch die Effekte für die Attraktivitätskontingenz ($\beta = -0.16, p < .05$, einseitig) und die Attribution ($\beta = -0.16, p < .05$, einseitig) als statistisch signifikant. Eine moderierende Wirkung der Attribution auf den Zusammenhang zwischen der Attraktivitätskontingenz und dem Tatendrang zu t2 konnte wider Erwarten nicht bestätigt werden ($\beta = -0.12, p = .17$). Der berechnete p -Wert für die Interaktion war jedoch nur knapp nicht signifikant. Aus diesem Grund wurden Simple-Slope-Analysen durchgeführt, um zu überprüfen, ob die Richtung des sich andeutenden Interaktionseffekts mit der postulierten Wirkrichtung übereinstimmt. Analog zu den bisherigen Analysen wurde für die Selbstwerthöhe und den Tatendrang zu t1 kontrolliert. Der Test ergab in der Bedingung *dispositionale Attribution* einen signifikanten Effekt der Attraktivitätskontingenz bei der Vorhersage des Tatendrangs zu t2 unter Kontrolle des Tatendrangs zu t1, $t(44) = -2.35, p < .05$. Wie die Interaktionsgraphen in Abbildung 15 zeigen, war der Tatendrang bei einer dispositionalen Attribution umso geringer, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt war. Bei einer situationsabhängigen Attribution hatte die Attraktivitätskontingenz keinen Effekt auf den Tatendrang zu t2 unter Kontrolle des Tatendrangs zu t1, $t(44) = -0.43, p > .05$. Tabelle 24 können die statistischen Kennwerte der Regressionsanalyse entnommen werden.

Tabelle 24

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2 durch die Interaktion aus Attraktivitätskontingenzt und Attribution

	AV: Tatendrang t2				
	B	SE	t	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.03/
Selbstwerthöhe	1.59	1.22	1.31	0.19	
2. Schritt					.66/.63
Tatendrang t1	7.90	0.84	9.37	0.92	
3. Schritt					.71/.05
Attribution	-1.36	0.68	-1.98	-0.16	
Attraktivität SWK	-1.36	0.70	-1.93	-0.16	
4. Schritt					.73/.02
Attribution \times Attraktivität SWK	-1.00	0.72	-1.40	-0.12	

Anmerkungen. $N = 50$. Attributionsbedingung: $-1 =$ situationsabhängige Attribution, $+1 =$ dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenzt.

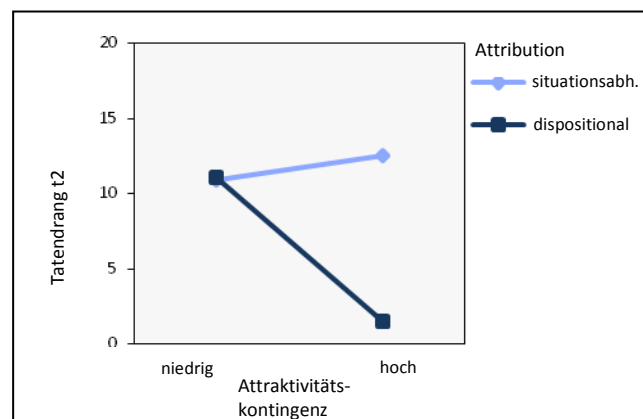


Abbildung 15. Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenzt und Attribution zur Vorhersage des Tatendrangs zu t2.

Missmut. Bei der Vorhersage des Missmutes zu t2 erwies sich in der Regressionsanalyse nur der Prädiktor Missmut zu t1 als signifikant ($\beta = .74, p < .01$). Weder die Effekte der Selbstwerthöhe ($\beta = -0.09, p > .05$), der Attraktivitätskontingenzt ($\beta = .15, p > .05$) noch die der Attribution ($\beta = .06, p > .05$) erreichten statistische Signifikanz. Auch der Interaktionsterm *Attraktivitätskontingenzt \times Attribution* erwies sich als statistisch insignifikant ($\beta = .00, p > .05$) (siehe Tabelle 25).

Tabelle 25

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage des Missmutes zu t2 durch die Interaktion aus Attraktivitätskontingenz und Attribution

	AV: Missmut t2				$R^2/\Delta R^2$
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	
1. Schritt					.01/
Selbstwerthöhe	-0.50	0.77	-0.65	-0.09	
2. Schritt					.53/.52
Missmut t1	4.00	0.55	7.25	0.74	
3. Schritt					.56/.03
Attribution	0.29	0.53	0.55	0.06	
Attraktivität SWK	0.80	0.55	1.44	0.15	
4. Schritt					.56/.00
Attribution × Attraktivität SWK	-0.01	0.55	-0.02	0.00	

Anmerkungen. $N = 50$. Attributionsbedingung: $-1 =$ situationsabhängige Attribution, $+1 =$ dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenz.

Kognitive Defizite. Als weiteres Symptom einer depressiven Belastungsreaktion wurden kognitive Defizite betrachtet. Zur Überprüfung der Hypothese, dass Probanden umso mehr kognitive Symptome aufweisen, je höher ihre Attraktivitätskontingenz ausgeprägt ist und dass dieser Zusammenhang durch die Attribution moderiert wird, wurde wie in den vorangegangenen Analysen eine multiple hierarchische Regressionsanalyse durchgeführt. Die Selbstwerthöhe wurde erneut als Kontrollvariable betrachtet (Schritt 1). Anschließend wurden die Attraktivitätskontingenz und die Attribution in die Regressionsanalyse bei der Vorhersage kognitiver Defizite einbezogen (Schritt 2). Der Interaktionsterm dieser beiden Variablen ging im dritten Schritt in die Analyse ein (vgl. Tabelle 26).

Die Ergebnisse der Regressionsanalyse zeigten für die Selbstwerthöhe ($\beta = -0.41$, $p < .01$) sowie die Attraktivitätskontingenz ($\beta = .35$, $p < .01$) einen statistisch bedeutsamen Effekt. Probanden wiesen umso mehr kognitive Defizite auf, je geringer der Selbstwert und je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt waren. Für die Attribution wurde kein signifikanter Effekt bei der Vorhersage der kognitiven Defizite zu t2 festgestellt ($\beta = .13$, $p > .05$).

Hypothesenkonform zeigte sich zudem eine signifikante Interaktion zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution ($\beta = .26$, $p < .05$). Um zu überprüfen, ob die Richtung des Interaktionseffekts mit der postulierten Wirkung übereinstimmt, wurden Simple-Slope-Analysen durchgeführt. Wie aus Abbildung 16 ersichtlich, sind die kognitiven Defizite bei einer

dispositionalen Attribution umso größer, je höher die Attraktivitätskontingenzen ausgeprägt war, $t(45) = 3.58, p < .01$. Bei einer situationsabhängigen Attribution hingegen war das Ausmaß an kognitiven Defiziten zu t_2 unabhängig von der Ausprägung der Attraktivitätskontingenzen, $t(45) = 0.57, p > .05$.

Tabelle 26

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage kognitiver Defizite durch die Interaktion aus Attraktivitätskontingenzen und Attribution

	AV: kognitive Defizite				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.07/
Selbstwerthöhe	-1.05	0.34	-3.12	-0.41	
2. Schritt					.31/.24
Attribution	0.32	0.31	1.01	0.13	
Attraktivität SWK	0.89	0.32	2.77	0.35	
3. Schritt					.33/.02
Attribution \times Attraktivität SWK	0.68	0.31	2.20	0.26	

Anmerkungen. $N = 50$. Attributionsbedingung: -1 = situationsabhängige Attribution, $+1$ = dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenzen.

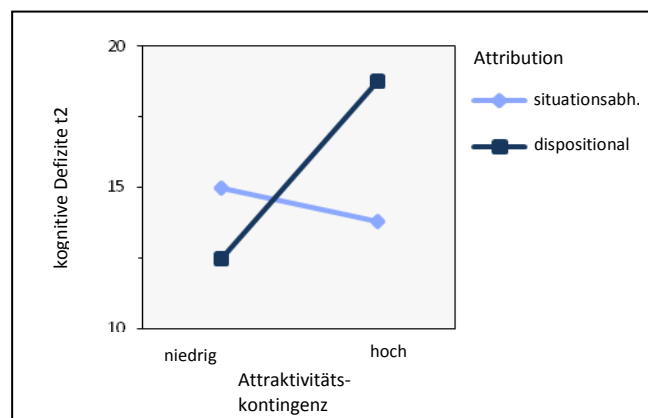


Abbildung 16. Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenzen und Attribution zur Vorhersage kognitiver Defizite.

5.3.4 Der mediierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)

In weiteren Analysen wurde getestet, ob die Interaktion aus Attraktivitätskontingenz und Attribution bei der Vorhersage der oben untersuchten Symptome einer depressiven Belastungsreaktion durch ein Absinken im *state*-Selbstwert mediiert wird (moderierte Mediation). Die Mediationshypothese wurde für die Maße der depressiven Belastungsreaktion getestet, die sich in Abschnitt 5.3.3 als signifikant erwiesen hatten (Niedergeschlagenheit und kognitive Defizite).

Die Überprüfung der Hypothese erfolgte mit *Process* für SPSS (Modell 8; Hayes, 2013). Das Konfidenzniveau des Vertrauensintervalls wurde auf 95 % festgelegt. Bei der Vorhersage der abhängigen Variablen (Niedergeschlagenheit zu t2, kognitive Defizite) wurde jeweils die Attraktivitätskontingenz als unabhängige Variable und die Attribution als Moderator festgelegt. Der *state*-Selbstwert zu t2 wurde als Mediatorvariable bestimmt, wobei für den *state*-Selbstwert zu t1 kontrolliert wurde. Die Selbstwerthöhe ging als Kovariate in das Modell ein. Für die abhängige Variable *Niedergeschlagenheit zu t2* wurde zusätzlich die Niedergeschlagenheit zu t1 kontrolliert.

Im Folgenden werden zunächst die Modellzusammenfassungen bei der Vorhersage der Mediatorvariablen und der abhängigen Variablen *Niedergeschlagenheit zu t2* vorgestellt. Darauf folgt eine Darstellung der Modelle für die abhängige Variable *kognitive Defizite*. Wie in Studie 2 werden die Modellzusammenfassungen nur für Niedergeschlagenheit ausführlich berichtet.

5.3.4.1 Niedergeschlagenheit

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable state-Selbstwert t2 (Tabelle 27). Bei der Vorhersage der Mediatorvariablen *state-Selbstwert zu t2* zeigten sich Effekte für den *state*-Selbstwert t1 (Coeff. = 0.69, $p < .01$) sowie für die Attribution (Coeff. = -0.11, $p < .05$). Bei einer dispositionalen Attribution war der *state*-Selbstwert zu t2 – unter Kontrolle des *state*-Selbstwerts zu t1 – geringer als bei einer situationsabhängigen Attribution. Für die Attraktivitätskontingenz (Coeff. = -0.10, $p > .05$) sowie die Selbstwerthöhe (Coeff. = 0.07, $p > .05$) zeigten sich keine Effekte. Der Interaktionsterm aus Attraktivitätskontingenz und Attribution erwies sich wider Erwarten nicht als Prädiktor für die Höhe des *state*-Selbstwerts zu t2 (Coeff. = -0.05, $p > .05$). Die konditionalen Effekte der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 stimmten jedoch mit der postulierten Wirkweise überein. Wie in Abbildung 17 dargestellt, zeigte sich, dass der *state*-Selbstwert zu t2 – unter Kontrolle des *state*-

Selbstwerts zu t1 – bei einer dispositionalen Attribution umso geringer ist, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt ist, $t(43) = -1.76, p < .05$, einseitig. Bei einer situationsabhängigen Attribution hatte die Attraktivitätskontingenz hingegen keinen Effekt, $t(43) = 0.20, p > .05$.

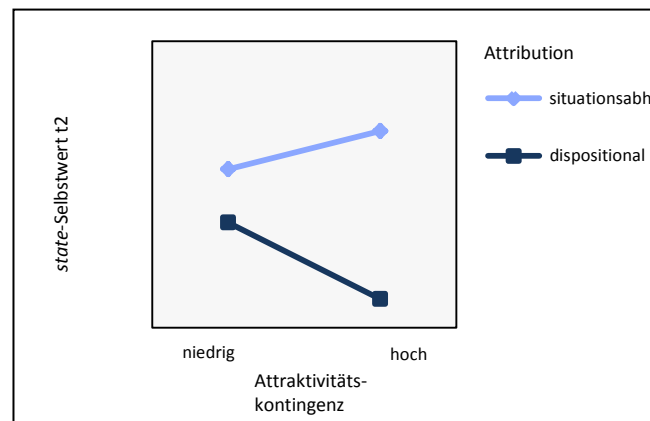


Abbildung 17. Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution zur Vorhersage des *state-Selbstwerts* zu t2.

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable Niedergeschlagenheit zu t2 (Tabelle 27). Bei der Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2 erwiesen sich – neben der Niedergeschlagenheit zu t1 (Coeff. = 11.64, $p < .01$) – die Attraktivitätskontingenz (Coeff. = 2.51, $p < .05$) und die Mediatorvariable *state-Selbstwert zu t2* (Coeff. = -4.79, $p = .05$) als signifikante Prädiktoren. Auch nach Aufnahme der Mediatorvariablen stellte sich der Interaktionseffekt zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution als signifikant heraus (Coeff. = 2.05, $p < .05$, einseitig). Eine moderierte Mediation lag wider Erwarten nicht vor (Index 0.43, CI: -0.37 bis 2.51). Die Ergebnisse der Analyse der konditionalen indirekten Effekte der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 zeigten jedoch in die erwartete Richtung. Der *state-Selbstwert zu t2* (kontrolliert für den *state-Selbstwert zu t1*) medierte den Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 – unter Kontrolle der Niedergeschlagenheit zu t1 – bei einer dispositionalen Attribution, während der konditionale indirekte Effekt bei einer situationsabhängigen Attribution nicht signifikant war (vgl. Tabelle 28).

Tabelle 27

Zusammenfassung der moderierten Mediationsanalyse zur Vorhersage der Niedergeschlagenheit zu t2

	ME: state-Selbstwert zu t2				AV: Niedergeschlagenheit t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Selbstwerthöhe	0.07	0.10	0.77	.45	1.79	1.51	1.19	.24
Niedergeschlagenheit t1	-0.09	0.10	-0.89	.38	11.64	1.60	7.29	.00
state-Selbstwert t1	0.69	0.14	5.01	.00	2.17	2.69	0.81	.42
state-Selbstwert t2	–	–	–	–	-4.79	2.36	-2.03	.05
Attribution	-0.11	0.05	-2.24	.03	1.07	0.82	1.30	.20
Attraktivität SWK	-0.10	0.07	-1.46	.15	2.51	1.12	2.25	.03
Attribution × Attraktivität SWK	-0.05	0.07	-0.61	.54	2.05	1.12	1.84	.07
	$R^2 = .73$ $F(6, 43) = 19.66, p < .01$				$R^2 = .78$ $F(7, 49) = 20.85, p < .01$			

Anmerkungen. N = 50. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Attributionsbedingung: -1 = situationsabhängige Attribution, +1 = dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 28

Konditionaler indirekter Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 für zwei Stufen der Attribution

Mediator	Attribution	AV: Niedergeschlagenheit t2			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
state-Selbstwert t2	situationsabh.	0.28	0.65	-0.33	1.80
state-Selbstwert t2	dispositional	0.71	0.62	0.03	2.28

Anmerkungen. N = 50. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000.

5.3.4.2 Kognitive Defizite

Modellzusammenfassung für die Mediatorvariable state-Selbstwert zu t2. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse zur Vorhersage der Mediatorvariablen state-Selbstwert zu t2 sind in Tabelle 29 zusammengefasst. Bei der Vorhersage des state-Selbstwerts zu t2 zeigte sich – wie für Niedergeschlagenheit – keine signifikante Interaktion zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution (Coeff. = -0.05, $p > .05$).

Modellzusammenfassung für die abhängige Variable kognitive Defizite (Tabelle 29). Erwartungskonform hatte die Mediatorvariable *state-Selbstwert zu t2* einen signifikanten Effekt auf die kognitiven Defizite (Coeff. = -2.21 , $p = .01$). Die kognitiven Defizite nach dem negativen Feedback waren umso höher, je geringer der *state-Selbstwert zu t2* ausgeprägt war. Der Interaktionsterm *Attribution × Attraktivitätskontingenz* erwies sich nach Aufnahme der Mediatorvariablen als insignifikant (Coeff. = 0.60 , $p > .05$). Der Index für die moderierte Mediation verfehlte das Signifikanzniveau (Index = 0.24 , CI: -0.25 bis 0.85). Wie der Tabelle 30 zu entnehmen ist, zeigten die konditionalen indirekten Effekte der Attraktivitätskontingenz auf die kognitiven Defizite in die erwartete Richtung. So fungierte der *state-Selbstwert zu t2* (kontrolliert für den *state-Selbstwert zu t1*) bei einer dispositionalen Attribution als Mediator für den Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit zu t2 – unter Kontrolle der Niedergeschlagenheit zu t1. Der konditionale indirekte Effekt war bei einer situationsabhängigen Attribution nicht signifikant.

Tabelle 29

Zusammenfassung der moderierten Mediationsanalyse zur Vorhersage kognitiver Defizite

	ME: <i>state-Selbstwert zu t2</i>				AV: Kognitive Defizite t2			
	Coeff.	SE	t	p	Coeff.	SE	t	p
Selbstwerthöhe	0.08	0.10	0.86	.39	0.27	0.50	0.54	.59
<i>state-Selbstwert t1</i>	0.74	0.12	6.00	.00	-0.69	0.87	-0.80	.43
<i>state-Selbstwert t2</i>	–	–	–	–	-2.21	0.78	-2.83	.01
Attribution	-0.12	0.05	-2.50	.02	0.14	0.50	0.54	.59
Attraktivität SWK	-0.11	0.07	-1.55	.13	0.89	0.37	2.38	.02
Attribution × Attraktivität SWK	-0.05	0.07	-0.77	.45	0.60	0.37	1.62	.11
	$R^2 = .75$ $F(6, 43) = 22.04, p < .01$				$R^2 = .73$ $F(5, 44) = 23.54, p < .01$			

Anmerkungen. $N = 50$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000. Attributionsbedingung: $-1 =$ situationsabhängige Attribution, $+1 =$ dispositionale Attribution; SWK = Selbstwertkontingenz.

Tabelle 30

Konditionaler indirekter Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die kognitiven Defizite für zwei Stufen der Attribution

Mediator	Attribution	AV: kognitive Defizite			
		Effekt	Boot SE	UG	OG
<i>state</i> -Selbstwert t2	situationsabh.	0.12	0.26	-0.18	0.68
<i>state</i> -Selbstwert t2	dispositional	0.36	0.26	0.05	0.91

Anmerkungen. $N = 50$. Anzahl der Bootstrap Resamples: 1000.

5.4 Diskussion

Das primäre Ziel dieser Studie war die Überprüfung der Annahme, dass die Attribution den Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Entwicklung einer depressiven Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback moderiert. Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion sollte bei einer dispositionalen Attribution größer sein als bei einer situationsabhängigen Attribution (Hypothese 1). Analog zu Studie 2 wurde des Weiteren angenommen, dass das Absinken des *state*-Selbstwerts ein Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion darstellt, wodurch die weiteren emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome der Belastungsreaktion erzeugt bzw. intensiviert werden. Das Absinken des Selbstwertgefühls wurde daher als Mediator für den Interaktionseffekt zwischen Attraktivitätskontingenz und Attribution auf die Entwicklung der weiteren Merkmale einer depressiven Reaktion postuliert (Hypothese 2). Es erfolgte eine experimentelle Manipulation der Attribution, um kausale Schlussfolgerungen über die Zusammenhänge treffen zu können.

5.4.1 Der Effekt der Attribution auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und depressiver Belastungsreaktion (Hypothese 1)

In Übereinstimmung mit der ersten Hypothese zeigte sich, dass die Effekte der Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion für die Symptome Niedergeschlagenheit und kognitive Defizite sowie in der Tendenz für Tatendrang durch die Attribution moderiert werden. Die Attraktivitätskontingenz erwies sich dabei nur für Probanden in der dispositionalen Attributionsbedingung als signifikanter Prädiktor der Symptome einer depressiven Belastungsreaktion. So waren beispielsweise kognitive Defizite wie Entscheidungs- und Konzentrationsprobleme nach dem negativen Feedback bei einer Attribution

auf das äußere Erscheinungsbild (dispositionale Attribution) umso größer, je stärker die Probanden ihren Selbstwert von ihrem Aussehen abhängig machten. Bei Versuchsteilnehmern in der situationsabhängigen Attributionsbedingung, die das negative Attraktivitätsfeedback auf das undifferenzierte Bewertungsverhalten der Beurteiler attribuierten, traten mit zunehmender Selbstwertkontingenz im Bereich Aussehen keine kognitiven Defizite auf. Es kann folglich konstatiert werden, dass die Attraktivitätskontingenz vor allem dann zu depressiven Reaktionen führt, wenn das negative Attraktivitätsfeedback auf das eigene mangelnde Aussehen attribuiert wird. Dieser Befund spricht für die Annahme, dass die Erfahrung eines negativen Attraktivitätsfeedbacks besonders durch die Induzierung einer dispositionalen Attribution auf selbstwertrelevante Eigenschaften subjektiv bedrohlich wird und eine depressive Belastungsreaktion hervorruft.

Bezugnehmend auf die Theorie der Hoffnungslosigkeitsdepression (Abramson et al., 1989) sind Attributionen von negativen Ereignissen auf internale, stabile und globale Eigenschaften (Dispositionen) wie mangelndes Aussehen mit negativen Auswirkungen verbunden, da sie zu der Erwartung führen, dass die Ursache zukünftig wieder wirksam wird (stabile Ursache), und dass die Ursache verschiedene Lebensbereiche beeinflussen wird (globale Ursache). Der Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die depressive Belastungsreaktion ist in der dispositionalen Attributionsbedingung besonders stark ausgeprägt, da attraktivitätskontingente Personen erwarten können, immer wieder mit negativen Attraktivitätsbewertungen konfrontiert zu werden und somit auch zukünftig die Kriterien für eine hohe Selbstwertschätzung nicht zu erfüllen. Bei Attributionen eines negativen Ereignisses auf externale, variable und spezifische Ursachenfaktoren führt die Attraktivitätskontingenz nicht zu einer depressiven Belastungsreaktion, da derartige Ursachen nicht auf gravierende Verletzungen der Kriterien des Selbstwerts wie gutes Aussehen hinweisen (externale Ursache) und keine negativen Erwartungen bezüglich der Wirksamkeit der Ursache für zukünftige vergleichbare (variable Ursache) und andere Situationen (spezifische Ursache) aufgebaut werden.

Generell ist anzumerken, dass die Befunde dieser Studie im Einklang mit den zentralen Annahmen der Theorie der Hoffnungslosigkeitsdepression stehen. Abramson und Kollegen (1989) weisen explizit darauf hin, dass die Genese depressiver Symptome durch verschiedene diathetische Faktoren beeinflusst wird. Hier werden vor allem kognitive Stile wie die Tendenz, Ereignisse global und stabil zu attribuiieren (depressiogener Attributionsstil), oder negative Ereignisse als persönlich bedeutsam zu bewerten, in den Fokus gestellt. Insbesondere in Bezug auf die Wichtigkeit oder den Wert eines Ereignisses lassen sich Zusammenhänge zur Selbstwertkontingenz herstellen. Aus theoretischen Überlegungen heraus kann angenommen werden, dass die Selbstwertkontingenzen Einfluss auf die Bewertung der persönlichen Wichtigkeit

von Ereignissen nehmen.¹⁵ So sollten selbstwertkontingente Personen Ereignissen in selbstwertrelevanten Domänen eine hohe persönliche Bedeutsamkeit beimessen, weil diese Ereignisse mit möglichen Auswirkungen für das Selbstwertgefühl verbunden sind. Beispielsweise sollten akademische Leistungssituationen für Personen mit hoher akademischer Kompetenzkontingenz u.a. deshalb persönlich bedeutsam sein, weil akademische Leistungsrückmeldungen zu Fluktuationen des Selbstwertgefühls führen können. Demzufolge sollte ein hoher Zusammenhang zwischen der Wichtigkeit und der Selbstwertkontingenz innerhalb einer Domäne bestehen.

Wenngleich die Studienbefunde dieser Arbeit die Bedeutsamkeit der Selbstwertkontingenz als Diathese im Prozess der Depressionsgenese hervorheben, fand die Selbstwertkontingenz im Rahmen der Überprüfung und Erweiterung attributionstheoretischer Depressionsmodelle bislang keine Berücksichtigung. In früheren Forschungsarbeiten wurde vorrangig eine Integration der Selbstwerthöhe in die Theorie der Hoffnungslosigkeitsdepression vorgenommen. Diese zeigten, dass Personen mit einem depressiogenen Attributionsstil bei negativen Ereignissen ein geringeres Risiko aufweisen, depressive Symptome zu entwickeln, wenn sie über einen hohen Selbstwert verfügen. Depressive Symptome entstehen hingegen vor allem dann, wenn Personen, die einen geringen Selbstwert haben und zu einem depressiogenen Attributionsstil neigen mit negativen Lebensereignissen konfrontiert werden (Metalsky et al., 1993). In Erweiterung dieser Forschungsbefunde legen die Ergebnisse dieser Studie nahe, dass nicht nur die Selbstwerthöhe, sondern auch die Attraktivitätskontingenz in Verbindung mit depressiogenen Attributionen und negativen kontingenz-kongruenten Ereignissen bei der Entstehung depressiver Stimmungszustände als Vulnerabilitätsfaktor wirkt.

Das insgesamt sehr positive Befundmuster wird durch die nicht signifikante Interaktion zwischen der Attraktivitätskontingenz und der Attribution bei der Vorhersage des *state*-Selbstwerts getrübt. Obschon sich die Interaktion als nicht signifikant erwies, geht doch die Tendenz des Interaktionseffekts in die erwartete Richtung. Die Simple-Slope-Analysen zeigten, dass bei einer Attribution des negativen Attraktivitätsfeedbacks auf das eigene mangelnde äußere Erscheinungsbild (dispositionale Attribution) der kurzfristige Selbstwertverlust umso stärker ausfiel, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt war. Bei einer Attribution auf situationsspezifische Faktoren wie die Willkür der Beurteiler (situationsabhängige Attribution) zeigte sich hingegen kein Zusammenhang zwischen der Attraktivitätskontingenz und dem Selbstwertgefühl. Dieser Befund lässt sich – wenn auch unter Berücksichtigung des insignifikanten Interaktionseffekts – so interpretieren, dass ein Misserfolg in einem Bereich, in dem

¹⁵ Es wird nicht behauptet, dass die Wichtigkeit von Ereignissen allein durch die Implikationen dieses Ereignisses für den Selbstwert determiniert wird. Wie bei Eccles und Wigfield (2002) dargelegt, sind darüber hinaus Faktoren wie *intrinsic value* oder *utility value* von Bedeutung.

der Selbstwert einer Person kontingent ist, vor allem dann einen Selbstwertverlust hervorruft, wenn der Misserfolg auf die der Kontingenz zugrundeliegende Eigenschaft (hier Aussehen) attribuiert wird. Attributionen, die das eigene äußere Erscheinungsbild nicht in Frage stellen, wirken hingegen eher selbstwertschützend (vgl. Niiya et al., 2010).

In Bezug auf das Symptom Missmut zeigten sich für die Attraktivitätskontingenz und Attribution keine Effekte. Ein Grund hierfür könnte sein, dass Missmut kein „typisches“ Symptom einer depressiven Belastungsreaktion darstellt. Die Skala Missmut weist generell geringere Zusammenhänge mit Depressivitätsscores auf als beispielsweise die Skala Niedergeschlagenheit (Albani et al., 2005). Während eine niedergeschlagene und traurige Stimmungslage oder der Verlust an Freude, Interesse und Antrieb Kernsymptome der Depression darstellen, nehmen Symptome wie Reizbarkeit eine eher untergeordnete Stellung ein, sodass sie im DSM-V (American Psychiatric Association, 2013) auch nicht als Symptome zur Diagnose einer Depression aufgeführt sind.

5.4.2 *Der mediiierende Effekt der Fluktuationen des Selbstwertgefühls (Hypothese 2)*

Die zweite Hypothese dieser Studie bezog sich auf die Frage, ob die Interaktion zwischen Attribution und Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung emotionaler, motivationaler und kognitiver Symptome der depressiven Belastungsreaktion durch ein Absinken des *state*-Selbstwerts mediiert wird. Diese Annahme konnte durch die vorliegenden Befunde nicht bestätigt werden. Die konditionalen indirekten Effekte der Attraktivitätskontingenz auf die Symptome Niedergeschlagenheit und kognitive Defizite zeigten jedoch in die erwartete Richtung. So mediierte das Absinken des *state*-Selbstwerts bei einer dispositionalen Attribution den Effekt der Attraktivitätskontingenz auf die Niedergeschlagenheit und die kognitiven Defizite, während der indirekte Effekt bei einer situationsabhängigen Attribution nicht signifikant war. Obschon sich die moderierte Mediation als nicht signifikant erwies, lässt sich in der Tendenz erkennen, dass bei Personen mit einer hohen Attraktivitätskontingenz und einer dispositionalen Attribution negative Fluktuationen des Selbstwertgefühls entstehen, wodurch sich verstärkt emotionale und kognitive Symptome nach einem negativen Attraktivitätsfeedback entwickeln. Bei einer situationalen Attribution entstehen bei attraktivitätskontingenten Personen keine oder kaum Schwankungen des Selbstwertgefühls, wodurch die weiteren Symptome der depressiven Belastungsreaktion gering ausgeprägt sind. Letztlich muss jedoch festgehalten werden, dass diese Interpretation nur unter Vorbehalt zu betrachten ist, da sich die indirekten Effekte der Interaktion aus Attribution und Attraktivitätskontingenz in den Analysen als insignifikant erwiesen. Eine Ursache für das Ausbleiben der erwarteten moderierten Mediation könn-

te sein, dass die Stichprobengröße mit $N = 50$ zu gering war, um die Annahme komplexer Zusammenhänge mit mehreren erklärenden Variablen zu überprüfen. Ein theoretisch fundiertes Argument zur Erklärung der insignifikanten Effekte lässt sich an dieser Stelle nicht direkt ableiten.

Zu diskutieren bleibt auch die Frage, inwiefern die Attribution eine notwendige Bedingung für die Entstehung depressiver Symptome ist. So sind verschiedene Bedingungen und Situationen vorstellbar, in denen die Selbstwertkontingenz bei negativen kontingenzkongruenten Ereignissen auch ohne das Einwirken der Attribution zu depressiven Symptomen führen kann. Der Tod einer nahestehenden Person oder die Trennung vom Partner sind hier adäquate Beispiele. Diese negativen Ereignisse können – unabhängig von der Einschätzung der Attribution – zu Selbstwertdefiziten und in der Folge zu depressiven Symptomen führen, wenn die Anerkennung und Liebe dieser Person wichtige Selbstwertquellen für das Individuum darstellen. Eine dispositionale Attribution für den Verlust ist hierbei keine notwendige Bedingung für die Entwicklung depressiver Symptome. Eine Relativierung der Rolle der Attribution im Bedeutungsfeld der Depressionsgenese erfolgte bereits in der Reformulierung der Theorie der erlernten Hilflosigkeit. Nach Abramson und Kollegen (1989) sollten – neben der Beurteilung der Ursache des Ereignisses – auch die Beurteilung der Negativität der Konsequenzen eines aversiven Ereignisses sowie die Beurteilung negativer Charakteristika der eigenen Person – jeweils separat oder in Kombination – zur Hoffnungslosigkeitsdepression führen (Abramson et al., 1989; Metalsky & Joiner, 1992). Folglich können aufgrund von aversiven Ereignissen negative Inferenzen über den eigenen Wert, die eigenen Fähigkeiten oder die Persönlichkeit abgeleitet werden, ohne dass eine Attribution auf internale, stabile und globale Ursachen vorgenommen wird. Die Beurteilung negativer Charakteristika wird jedoch nicht als gänzlich unabhängig von der Attribution des Ereignisses gesehen. So sollte beispielsweise das Ausmaß an Selbstwertverlust und depressiven Symptomen besonders stark sein, wenn der Selbstwert der Person in hohem Maße kontingent von der partnerschaftlichen Beziehung ist und die Trennung auf internale, stabile und globale Ursachen attribuiert wird.

5.4.3 Schlussfolgerungen und Implikationen

Insgesamt betrachtet liefern die Ergebnisse von Studie 3 wichtige Erkenntnisse zur Klärung der Frage, unter welchen Bedingungen negative Ereignisse in Bereichen der Selbstwertkontingenzen zu affektiven, motivationalen und kognitiven Symptomen einer depressiven Belastungsreaktion führen. So kann das Rahmenmodell dieser Arbeit – neben der

Selbstwertkontingenz – um die Attribution als einen weiteren wichtigen diathetischen Faktor bei der Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion ergänzt werden. Trotz dieser wichtigen Erkenntnisse bleibt zu diskutieren, warum die Mediationshypothese der Fluktuationen des *state*-Selbstwerts für den Effekt zwischen Attribution und Attraktivitätskontingenz auf die emotionalen, motivationalen und kognitiven Symptome der depressiven Belastungsreaktion nicht bestätigt werden konnte. Weitere Untersuchungen könnten sich der erneuten Überprüfung dieser Annahme widmen.

Eine spannende Frage für zukünftige Forschungsarbeiten ist auch, ob und in welchem Zusammenhang Selbstwertkontingenz und Attribution zueinander stehen. So wäre es denkbar, dass Personen mit hoher Selbstwertkontingenz in einem Bereich – im Sinne des Selbstwert-schutzes – Attributionen systematisch verzerren, indem sie positive Ereignisse als Validierung ihrer Selbstwertkontingenzen betrachten und negative Ereignisse auf Ursachen attribuieren, die keine Implikationen für den Selbstwert haben. Möglich ist auch, dass in einigen Fällen überhaupt erst durch die Attribution eine Kongruenz zwischen Ereignis und Selbstwertkontingenz hergestellt wird. So sollte beispielsweise die Attribution einer erhaltenen Job-Absage auf das eigene äußere Erscheinungsbild bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz zu einem Absinken des Selbstwertgefühls und negativen Affekt führen, obwohl zunächst keine inhaltliche Kongruenz zwischen der Job-Absage und der Attraktivitätskontingenz bestand. Der Zusammenhang zwischen diesem negativen Ereignis und der Selbstwertkontingenz würde in diesem Beispiel erst durch die Ursachenzuschreibung für das Ereignis erzeugt werden. Da die Attribution in dieser Studie experimentell manipuliert wurde, konnte die kausale Struktur zwischen der Attribution und der Selbstwertkontingenz hier nicht untersucht werden.

6 Gesamtdiskussion der Studien 2 und 3

Dieses Kapitel dient der zusammenfassenden Diskussion sowie der Darstellung wichtiger Forschungsdesiderate, die sich aus der gemeinsamen Betrachtung und Bewertung der Studien 2 und 3 ergeben und Ansatzpunkte für weitere Forschungsarbeiten bieten. Die Diskussion orientiert sich dabei an zentralen Aspekten und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Eine weiterführende und übergreifende Diskussion findet in Kapitel 8 statt.

Ausgangspunkt der beiden vorangegangenen experimentellen Studien war es – aufbauend auf den Ergebnissen der ersten Studie dieser Arbeit, dass die Attraktivitätskontingenzen über die subjektive Belastung mediierten Effekt der *daily hassles* auf die depressive Symptomatik moderiert – weitere Erkenntnisse über die Entstehungsbedingungen sowie die Qualität des subjektiven Belastungserlebens zu gewinnen. Als Kernmerkmal des Belastungserlebens wurde das Absinken des Selbstwertgefühls angesehen, welches weitere emotionale, motivationale und kognitive Symptome einer kurzfristigen depressiven Reaktion hervorruft bzw. verstärkt. Hinsichtlich der Genese der depressiven Belastungsreaktion wurde postuliert, dass die Attraktivitätskontingenzen als Vulnerabilitätsfaktor wirkt, der mit einem negativen kontingenzen-kongruenten Ereignis (Studie 2) sowie der Kausalattribution für das Ereignis (Studie 3) interagiert. Die dargelegten theoretischen Annahmen werden durch ein in sich weitgehend konsistentes Befundmuster gestützt. In Studie 2 war die depressive Belastungsreaktion erwartungskonform nach einem negativem (vs. positivem) Attraktivitätsfeedback bei hoch attraktivitätskontingenten Personen stärker ausgeprägt als bei Personen mit geringer Attraktivitätskontingenzen. Als Kennzeichen der depressiven Belastungsreaktion erwiesen sich hier das Absinken des *state*-Selbstwerts, ein verminderter Tatendrang sowie Gefühle der Niedergeschlagenheit und des Missmutes. In den Analysen zur Wirkweise der Vulnerabilitäts-Stress-Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenzen und domänenspezifischen Stressoren zeigte sich darüber hinaus, dass das Absinken des Selbstwertgefühls die Entstehung der weiteren Symptome einer depressiven Belastungsreaktion begünstigt. In Studie 3 konnte zudem festgestellt werden, dass der Effekt der Attraktivitätskontingenzen auf die depressive Belastungsreaktion nach einem negativen Attraktivitätsfeedback durch die Attribution moderiert wird. Hierbei fiel der depressiogene Effekt der Attraktivitätskontingenzen auf die Symptome Niedergeschlagenheit und kognitive Defizite bei einer dispositionalen Attribution stärker aus als bei einer situationsspezifischen Attribution. Die Mediationshypothese für die Fluktuationen des *state*-Selbstwerts konnte nicht bestätigt werden, obschon der konditionale indirekte Effekt in die erwartete Richtung zeigte. So lässt sich auch hier zumindest in der Tendenz erkennen, dass die negative Veränderung des

Selbstwertgefühls weitere emotionale, motivationale und kognitive Symptome einer depressiven Belastungsreaktion nach sich zieht.

Gleichwohl die Studienbefunde insgesamt positiv zu bewerten sind, weisen die hier präsentierten Ergebnisse doch auch einige diskussionswürdige Einschränkungen auf, die zum größten Teil dem experimentellen Untersuchungsdesign geschuldet sind. Ein Kritikpunkt ergibt sich aus dem Umstand, dass in den Experimenten jeweils nur ein negatives kontingenzkongruentes Ereignis von relativ moderatem Schweregrad induziert wurde. In Anlehnung an das hier postulierte Diathese-Stress-Modell war jedoch angenommen worden, dass ein gravierendes Lebensereignis oder mehrere kleinere alltägliche Belastungen in Bereichen der externalen Selbstwertkontingenzen zur Genese depressiver Symptome beitragen. Der kumulative Effekt dieser Stressoren – unter Einbeziehung der Selbstwertkontingenz – wurde somit nicht erfasst. Ein Nachteil von Laborexperimenten im Allgemeinen ist ihre geringe ökologische Validität. So bleibt aufgrund der „künstlichen“ Untersuchungssituation und des komprimierten zeitlichen Rahmens der Studien unklar, ob sich die Ergebnisse hinsichtlich einer laborinduzierten depressiven Belastungsreaktion auf die Prozesse in realen Settings übertragen lassen. Die Versuche hatten zum Ziel, die verschiedenen Symptombereiche der depressiven Belastungsreaktion möglichst umfassend und realitätsnah abzubilden; somatische Symptome wie Kopfschmerzen oder vegetative Reaktionen wie Veränderungen der Hautleitfähigkeit wurden jedoch nicht erfasst.

Den aufgeführten Einschränkungen der zur Überprüfung der Hypothesen herangezogenen experimentellen Untersuchungen stehen im Hinblick auf den Erkenntnisgewinn der hier zugrundeliegenden Fragestellung jedoch wesentliche positive Aspekte gegenüber. So konnten die postulierten Abläufe und Prozesse unter standardisierten und kontrollierten Bedingungen überprüft und Aussagen über die kausale Einflussrichtung der untersuchten Beziehungen getroffen werden. Zudem lassen sich aus den experimentellen Befunden wichtige Implikationen für zukünftige theoretische Fragestellungen ableiten. Diese beziehen sich hier vor allem auf die Frage, durch welche Prozesse und Wirkmechanismen aus den hier untersuchten kurzfristigen depressiven Reaktionen depressive Symptome mit Krankheitswert entstehen. Denn nicht jeder, der nach negativen Ereignissen depressive Reaktionen zeigt, entwickelt auch eine klinische Depression. Vielmehr überwinden die meisten Menschen diesen Zustand relativ schnell. So können auch akute depressive Reaktionen durch geeignete Strategien ohne pathogene Konsequenz bewältigt werden. Die Art und Weise, wie Personen mit emotionalen Belastungen bzw. Verletzungen des Selbstwertgefühls umgehen, ist daher von entscheidender Bedeutung. Eine Verstärkung bzw. Persistenz depressiver Verstimmungen ist vor allem dann zu erwarten, wenn dysfunktionale Bewältigungsstrategien zur Verarbeitung der depressiven Reaktion eingesetzt

werden (Brown & Harris, 2001; Hautzinger, 1991; Kuiper & Olinger, 1986; Pyszczynski & Greenberg, 1987). In Studie 4 wird daher die Bedeutung dysfunktionaler Copingstrategien für das in dieser Arbeit postulierte Entstehungsmodell depressiver Symptome näher betrachtet.

7 Studie 4: Der moderierende Einfluss habitueller dysfunktionaler Bewältigungsstrategien auf den Zusammenhang zwischen der Attraktivitätskontingenz und depressiven Symptomen nach negativen attraktivitätsbezogenen Ereignissen

7.1 Forschungsanliegen

In den vorangegangenen experimentellen Untersuchungen konnte gezeigt werden, dass die Attraktivitätskontingenz die Entstehung depressiver Symptome nach negativen attraktivitätsbezogenen Ereignissen begünstigt. Da diese depressiven Symptome relativ kurzfristige Reaktionen darstellen, die nur für die Dauer des Experiments bestehen, sollen in Studie 4 die Auswirkungen der Attraktivitätskontingenz hinsichtlich der Genese längerfristiger depressiver Symptome abgesichert werden. Analog zu den bisherigen Studien wird postuliert, dass die Attraktivitätskontingenz mit negativen kontingenz-kongruenten Stressoren bei der Vorhersage depressiver Symptome interagiert. Des Weiteren wird der Frage nachgegangen, welche Faktoren das Voranschreiten kurzfristiger depressiver Reaktionen hin zu längerfristigen depressiven Symptomen fördern. Als potenzielle Einflussfaktoren werden hier dysfunktionale Bewältigungsstrategien angesehen. Die Bedeutsamkeit dysfunktionaler Verarbeitungsprozesse für die Entstehung sowie Chronifizierung depressiver Störungen wurde bereits in einigen Forschungsbeiträgen herausgearbeitet (Hautzinger, 1998; Joiner, 2000; Kühner, Huffziger & Nolen-Hoeksema, 2007; Perrez & Reicherts, 1992; Teasdale, 1988). In diesem Kontext konnte wiederholt gezeigt werden, dass depressionsgefährdete Personen häufig kognitive und behaviorale Reaktionen zeigen, die zu einer Aufrechterhaltung von dysphorischen Verstimmungen (hier: depressive Belastungsreaktionen) führen und die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass sich diese negativen Stimmungszustände zu einer Major Depression entwickeln (Nolen-Hoeksema, Wisco & Lyubomirsky, 2008; Seemann, 2004; Oppenheimer, Technow, Hankin, Young & Abela, 2012; Perrez & Reicherts, 1992). Vor diesem Hintergrund ist vorstellbar, dass selbstwertkontingente Individuen, die negative Ereignisse in Bereichen ihrer Selbstwertkontingenzen erleben, ein erhöhtes Risiko aufweisen, dass sich kurzfristige depressive Belastungsreaktionen zu längerfristigen depressiven Symptomen entwickeln, wenn die Personen dysfunktionale Bewältigungsstrategien anwenden.

7.1.1 Coping (dt. Bewältigung)

Die kurzfristigen depressiven Reaktionen, die selbstwertkontingente Personen nach negativen Ereignissen erleben, stellen einen belastenden und stressreichen Zustand für den Or-

ganismus dar. Derartige Stresszustände erfordern eine Bewältigung, die durch das Individuum geleistet werden muss. Im transaktionalen Stressmodell von Lazarus (Lazarus, 1999; Lazarus & Folkman, 1984) wird Coping definiert als die Gesamtheit aller Bemühungen und Anstrengungen einer Person, mit spezifischen internen und externen Belastungen und Anforderungen umzugehen (Lazarus, 1999). Dieser Definition folgend ist Coping ein prozesshaft-dynamisches Geschehen, in dem die Bewältigung als Vermittler (Mediator) zwischen Stressor bzw. stressreichen Zuständen und seinen Konsequenzen fungiert. Abzugrenzen ist diese Auffassung von Konzepten der dispositionalen Bewältigungsstile (z.B. Typ A-Verhalten; Hyde et al., 2008) oder der habituellen Bewältigungsmechanismen (Erdmann & Janke, 2008; Krohne, 1996), die das Bewältigungsverhalten als relativ konsistent über Zeit und/oder Situationen betrachten. Die Konsistenzannahme bedeutet jedoch nicht, dass eine Person in allen Situationen immer dieselbe Bewältigungsstrategie anwendet. Habituelle Bewältigungsstrategien sind vielmehr durch eine Bereitschaft gekennzeichnet, in stressbehafteten Situationen mit einer bestimmten erlernten Verarbeitungsweise zu reagieren. In diesem Sinne nehmen sie Einfluss auf die aktuelle Bewältigung sowie deren physischen und psychischen Konsequenzen und wirken somit als Moderatoren im Copingprozess.

Neben dieser Differenzierung in aktuelle Bewältigung und habituelle Bewältigungstendenzen lassen sich Copingstrategien hinsichtlich ihrer Effektivität bzw. Funktionalität unterscheiden. So beschreibt Coping – wie oben definiert – lediglich den Versuch der Bewältigung und impliziert nicht, dass die Bewältigung zwingend erfolgreich ist (Kanning, 2000; Lazarus & Folkman, 1984). Alltagssprachlich ist der Begriff „Bewältigung“ demnach irreführend, da dieser sowohl erfolgreiche als auch nicht erfolgreiche Bewältigungsbemühungen subsumiert (Laux & Weber, 1993). Die Bestimmung und Operationalisierung der Effektivität einzelner Copingformen kann dabei nur unter Berücksichtigung von Kriterien erfolgen, die ein erfolgreiches Copingergebnis definieren (Krohne, 1996; Lazarus & Folkman, 1984). Diese Kriterien wiederum richten sich nach der intendierten Zielrichtung und Funktion einer Bewältigungsstrategie. So kann sich die Bewältigung beispielsweise auf das Vorbereiten, Verhindern, Eliminieren oder Erhöhen/Vermindern des Stressors, des eigenen Zustands oder der eigenen Stressreaktionen beziehen (Erdmann & Janke, 2008). In Studie 4 werden Bewältigungsweisen fokussiert, die intentional oder automatisch als Folge einer depressiven Belastungsreaktion initiiert werden, wobei die Bewältigung auf verschiedene Bereiche der depressiven Belastungsreaktion wie emotionale, somatische, behaviorale oder kognitive Symptome ausgerichtet sein kann (vgl. Laux & Weber, 1993). Die zentrale Funktion des Copings sollte jedoch die Wiederherstellung bzw. Erhöhung des Selbstwertgefühls sein, da das Absinken des Selbstwertgefühls – wie in den Studien 2 und 3 untersucht – als Kernmerkmal der depressiven Belastungsreaktion auch die Entstehung

der anderen Symptomfacetten begünstigt. Gelingt die Regulation des Selbstwertgefühls, so sollte es auch zu einer Verringerung oder Eliminierung der physiologischen, emotionalen und motivationalen Symptome kommen (vgl. Kuiper & Olinger, 1986). Die verschiedenen Bewältigungsfunktionen sind somit interdependent und vielfach aufeinander bezogen.

Hinsichtlich der Effektivität der Bewältigungsstrategien wird angenommen, dass die gegenwärtige depressive Belastungsreaktion bei funktionalem Bewältigungsverhalten abgebaut oder eliminiert wird, während maladaptive Strategien zu einer Intensivierung der depressiven Symptomatik führen (Joiner, 2000; Nolen-Hoeksema, 1991; Pyszczynski & Greenberg, 1987; Teasdale, 1988). In der Literatur wird dabei eine Vielzahl an Bewältigungsformen und Verhaltensweisen diskutiert, die zu Beeinträchtigungen des psychischen Wohlbefindens führen und somit maladaptiv wirken. Verschiedene theoretische Konzepte fokussieren dabei auf unterschiedliche kognitive und/oder behaviorale Verarbeitungsweisen. Teasdale (1988) beispielsweise geht davon aus, dass dysfunktionale kognitive Funktionsweisen, die im Zustand der Dysphorie auftreten können, zu schweren Formen der Depression führen. So erhöht die depressive Stimmung die Wahrscheinlichkeit, dass deprimierende Erinnerungen aktiviert werden und negative Verzerrungen in der Wahrnehmung und Interpretation von Erfahrungen stattfinden. In der Response-Style-Theorie (Nolen-Hoeksema, 1991) wird Rumination – definiert als wiederholtes und anhaltendes Nachdenken über depressive Symptome, deren Ursachen und Konsequenzen – als eine weitere kognitive Copingstrategie im Umgang mit depressiven Belastungsreaktionen betrachtet, die zu einer Aufrechterhaltung und Verstärkung von dysphorischen bzw. depressiven Verstimmungen führt. Behaviorale Strategien, die durch depressive Verstimmungen initiiert werden und eine Verstärkung der Symptomatik bewirken, sind u.a. negative Feedbacksuche oder exzessive Bestätigungssuche (Beck, 1983; Cambron & Acitelli, 2010; Joiner et al., 1992). Die genannten Theorien richten das Augenmerk zwar auf unterschiedliche kognitive und behaviorale Verarbeitungsweisen, sie haben jedoch gemein, dass sie die Intensivierung bzw. Aufrechterhaltung depressiver Stimmungen im Sinne eines Teufelskreismodells erklären. Hierbei löst eine depressive Verstimmung eine dysfunktionale Verarbeitung aus, die wiederum die depressive Verstimmung verstärkt.

7.1.2 Eine Betrachtung spezifischer maladaptiver Copingstrategien

Für ein besseres Verständnis der Bedeutsamkeit dysfunktionaler Bewältigungsstrategien bei der Depressionsgenese ist die Betrachtung spezifischer Copingformen zielführend, da die Wirkmechanismen, die zu einer Intensivierung der depressiven Belastungsreaktion führen, zwischen den einzelnen Copingstrategien differieren können. Die Auswahl der in dieser Arbeit

betrachteten Bewältigungsweisen folgt nicht einer explizit formulierten Bewältigungstheorie, sondern basiert auf theoretischen Überlegungen und bisherigen empirischen Befunden. In dieser Studie werden die Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug einer genaueren Betrachtung unterzogen, da diese sowohl in einschlägigen Depressionsmodellen thematisiert werden als auch empirisch in einer Vielzahl von Bedingungen zu einer Intensivierung von Belastungsfaktoren und deren Folgen geführt haben. In den nachfolgend berichteten Arbeiten wird – mit wenigen Ausnahmen – keine konkrete inhaltsbezogene Differenzierung hinsichtlich der spezifischen Bewältigungsintention der jeweiligen Strategie vorgenommen. Stattdessen wird der Fokus auf den Prozess, d.h. die depressionsverstärkende Wirkung der dysfunktionalen Bewältigungsstrategie, gerichtet. Die folgende Darstellung ist dadurch inhaltlich nicht vorrangig auf die Bewältigung eines fluktuierenden Selbstwertgefühls begrenzt, sondern bezieht sich auf die Verarbeitung der depressiven Belastungsreaktion im Allgemeinen.

Rumination. Die Tendenz zur Rumination wird in verschiedenen Depressionsmodellen als ein depressiogener kognitiver Prozess verstanden (Cambron et al., 2009; Hyde et al., 2008; Nolen-Hoeksema, 1991). Mit Rumination ist hier die perservierende kognitive Auseinandersetzung mit der depressiven Verstimmung gemeint. Dazu zählen auch die Tendenz zum Grübeln oder Überlegungen über Ursachen, Folgen und Bedeutung der depressiven Verstimmung für die eigene Person. Diese Gedanken drängen sich auf und sind häufig negativer Valenz (Erdmann & Janke, 2008). Rumination kann zur Problemlösung intendiert werden, beinhaltet aber häufig keine erfolgreiche Bewältigung eines Problems oder Zustands, da die gedankliche Weiterbeschäftigung mit der eigenen Person und den inneren Zuständen eher handlungshemmend wirkt und nicht zu aktiven Versuchen führt, den eigenen Zustand zu verändern (Kühner et al., 2007; Nolen-Hoeksema et al., 2008). Da die Aufmerksamkeit bei einer grüblerischen Rumination nach innen gerichtet ist, interferiert sie mit aufgabenrelevanten Informationsverarbeitungsprozessen und resultiert so häufig in Konzentrationsschwierigkeiten, längeren Bearbeitungszeiten und Leistungsdefiziten (Kuhl, 1983; Lyubomirsky, Boehm, Kasri & Zehm, 2011; Lyubomirsky & Nolen-Hoeksema, 1995). Im Zustand erhöhter negativer Selbstaufmerksamkeit werden zudem negative selbstwertrelevante Erfahrungen aus der Vergangenheit ins Gedächtnis gerufen, während die Fähigkeit zum Abrufen von positiven Erlebnissen reduziert ist (Pyszczynski & Greenberg, 1987; Pyszczynski, Hamilton, Herring & Greenberg, 1989). Diese negative Verzerrung bezieht sich nicht nur auf retrospektive Inhalte, sondern zeigt sich auch prospektiv in negativen Zukunftserwartungen (Lyubomirsky & Nolen-Hoeksema, 1995; Pyszczynski, Holt & Greenberg, 1987). Rumination begünstigt bei dysphorischen Personen zu-

dem kognitive Fehler wie pessimistische Attributionen (internal, stabil, global) und Übergeneralisierungen nach Misserfolgen (Lyubomirsky & Nolen-Hoeksema, 1995). Längsschnittstudien mit Schülern der 3. und 7. Klasse zeigen, dass der Effekt der Rumination auf die Entstehung depressiver Symptome durch Selbstwertdefizite und Hoffnungslosigkeit mediiert wird (z.B. Abela, Brozina & Haigh, 2002). Hoffnungslosigkeit, die aufgrund pessimistischer Attributionen auftritt (vgl. Abramson et al., 1989), erzeugt wiederum Motivationsdefizite und trägt so zu Konzentrationsschwierigkeiten und zu einer geringen Problemlösefähigkeit bei. Darüber hinaus geht ein ruminativer Reaktionsstil mit wahrgenommenen interpersonellen Problemen, wie kleineren Streitereien mit wichtigen Bezugspersonen, einer inadäquaten emotionalen Unterstützung sowie Gefühlen der Isolation einher (Nolen-Hoeksema & Dvis, 1999).

Querschnittliche und längsschnittliche Untersuchungen stützen insgesamt die These, dass ruminatives Coping mit depressiven Symptomen assoziiert ist und einen Vorhersagewert für zukünftige Depressionswerte aufweist (für einen Überblick siehe Aldao, Nolen-Hoeksema & Schweizer, 2010). Studien zeigen relativ konsistent, dass Rumination prädiktiv für die Entstehung subklinischer Depressionen sowie klinisch diagnostizierter Major Depressionen ist. Bezüglich des Einflusses der Rumination auf die Dauer und den Schweregrad depressiver Episoden sind die Ergebnisse bisheriger Forschungsarbeiten jedoch eher widersprüchlich (zsf. Nolen-Hoeksema et al., 2008).

Resignation. Als eine weitere depressiogene Bewältigungsstrategie wird die Tendenz zur Resignation angenommen. Resignation bedeutet, dass die Person keine Bewältigungsmöglichkeiten für einen belastenden Stressor oder einen belastenden Zustand sieht, wodurch sich passives Verhalten einstellt und weitere Bemühungen um Bewältigung aufgegeben werden (vgl. Erdmann & Janke, 2008). Gefühle der Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit begleiten dabei die Resignation. Eine resignierende Haltung und pessimistische Erwartungen sollen das Individuum auf das Eintreten zukünftiger negativer Ereignisse vorbereiten und so prospektiv die darüber erlebte Enttäuschung reduzieren (Pyszczynski & Greenberg, 1987). Resignation ist dann maladaptiv, wenn das Individuum nicht erkennt, dass die erwarteten negativen Ereignisse vermieden werden können. Grüblerische Ruminationstendenzen und Resignation können sich gegenseitig begünstigen. So finden sich bei weiblichen Studierenden Korrelationen zu $r = .47$ zwischen den dysfunktionalen habituellen Bewältigungsstrategien Rumination und Resignation (Erdmann & Janke, 2008). Die Annahme, dass eine resignierende Haltung depressive Symptome auslösen kann, findet sich auch in der Theorie der Hoffnungslosigkeitsdepression (Abramson et al., 1989). Hier entsteht Hoffnungslosigkeit, wenn eine Person sich nicht in der Lage sieht, Ereignisse in seiner Umwelt zu beeinflussen und erwartet, dass negative Ereignisse

mit hoher Wahrscheinlichkeit eintreten und positive Ereignisse ausbleiben werden. Hoffnungslosigkeit wird als Vorläufer oder Ursache der Depression bzw. Hoffnungslosigkeitsdepression angesehen (Abramson et al., 1989; vgl. auch Brown & Harris, 2001). Querschnittliche Studien zeigen positive Zusammenhänge zwischen Resignation und depressiven Symptomen. Jugendliche mit höherem Ausgangsniveau depressiver Symptome wiesen im Vergleich zu Jugendlichen mit niedrigeren Depressionswerten eine deutlich höhere Resignationstendenz auf (Seemann, 2004). In einer weiteren Untersuchung mit jungen Frauen konnte eine positive Korrelation zwischen einem pessimistischen Attributionsstil und depressiven Symptomen festgestellt werden (Goldstein, 2006). In Studien zum Einfluss des dispositionalen Pessimismus auf depressive Symptome erwies sich eine pessimistische Haltung in unterschiedlichen Populationen wie Studierenden (Chang & Farrehi, 2001), Patienten mit Herzfehlern (Trivedi et al., 2009) oder auch bei Partnern von Lungenkrebspatienten (Pinquart & Duberstein, 2005) als Prädiktor für depressive Symptome.

Sozialer Rückzug. Der soziale Rückzug beinhaltet das allgemeine Meiden von sozialen Kontakten und sozialer Interaktion unter belastenden Bedingungen (Erdmann & Janke, 2008). Zu sozialem Rückzug infolge einer depressiven Verstimmung kann es kommen, wenn beispielsweise die Zuwendung von anderen als nicht hilfreich oder sogar als zusätzliche Belastung empfunden wird. Diese Bewältigungstendenz steht dadurch in engem Zusammenhang mit Resignation. So zeigen sich bei weiblichen Studierenden mittelhohe Korrelation von $r = .41$ zwischen den Subskalen „sozialer Rückzug“ und „Resignation“ des *Stressverarbeitungsfragebogens* (SVF; Erdmann & Janke, 2008). Wenn das Individuum die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Bewältigung als gering einschätzt, dann besteht auch kaum Hoffnung, dass andere einem helfen können. Vielmehr kann in der sozialen Interaktion auch die Gefahr der Bloßstellung oder Zurückweisung liegen. Die Tendenz zum sozialen Rückzug kann als Gegenpol der positiv bewerteten Verarbeitungsweise „soziale Unterstützung“ betrachtet werden. Soziale Unterstützung ist der Beitrag, den die sozialen Beziehungen eines Menschen zu dessen Schutz vor negativen Belastungsfolgen leisten. Diese umfasst eine enge, vertrauensvolle Beziehung, in der das Individuum seine Gefühle zum Ausdruck bringen kann und Zuneigung und Wärme erhält (Hautzinger, 2003). Während die Erfahrung sozialer Unterstützung ein protektiver Faktor ist, weisen Personen, die sozial isoliert sind, eine höhere Vulnerabilität für Depressionen auf. Aus lerntheoretischer Perspektive betrachtet, lässt sich die Aufrechterhaltung des sozialen Rückzugs durch Verstärkungsprozesse erklären. So wird die Isolationstendenz beispielsweise durch die Erleichterung verstärkt, die man darüber empfindet, einem möglichen weiteren Konflikt aus dem Weg gegangen zu sein. Langfristig werden jedoch die Anzahl und/oder die Inten-

sität positiver Verstärkung durch den sozialen Rückzug reduziert. So führt soziale Isolation zu einem Mangel an Zuwendung und hat häufig zur Konsequenz, dass die Person weniger an Aktivitäten teilnimmt, die ihr sonst positive Verstärkung einbringen würden (z.B. Sport), was eine weitere Verminderung der Verstärkerrate zur Folge hat. Gemäß der Verstärkerverlusttheorie von Lewinsohn (1974) verfestigt sich mit sinkender Anzahl an positiven Verstärkern eine Abwärtsspirale, die depressives Verhalten sowie depressiogene Kognitionen fördert und so die Entstehung und Aufrechterhaltung depressiver Störungen begünstigt. Die Ineffizienz des sozialen Rückzugs als Bewältigungsstrategie und ihre Assoziation mit depressiven Symptomen wurde mehrfach empirisch nachgewiesen (Boivin, Hymel & Bukowski, 1995; Gullone, Ollendick & King, 2006; Jeney-Gammon, Daugherty, Finch, Belter & Foster, 1993).

Insgesamt zeichnet sich das Bild, dass depressive Verstimmungen durch die Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug verstärkt und aufrechterhalten werden. Unter Beibehaltung dysfunktionaler Bewältigung mündet dieser Prozess in die emotionalen, kognitiven, motivationalen und körperlichen Symptome der Depression. Wo und wodurch die Grenze zu einer klinisch relevanten Störung im Sinne einer Major Depression überschritten wird, bleibt eine der zentralen Fragen im Kontext der Depressionsgenese (Hautzinger, 1998).

Ziel der nachfolgend beschriebenen Studie ist es, den Einfluss der Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und kontingenz-kongruenten Stressoren bei der Entstehung depressiver Symptome zu untersuchen. In der aktuellen Literatur liegen nach Wissen der Autorin in diesem Kontext bislang keine Studienbefunde vor. Im Fokus sollen hier habituelle Bewältigungsstrategien stehen, da es weniger um die Bewältigung und deren Auswirkungen in einer spezifischen selbstwertbedrohlichen Situation geht, als vielmehr um die Identifizierung von situationsübergreifenden dysfunktionalen Bewältigungsmustern. So ist das Feststellen und Erkennen von Regelmäßigkeiten im Bewältigungsrepertoire einer Person wichtig, um Implikationen für die Prävention und Therapie von Depressionen ableiten zu können (vgl. Krohne, 1996). Es wird erwartet, dass die depressive Symptomatik bei Personen, deren Selbstwert von ihrem Aussehen abhängig ist, nach attraktivitätsbezogenen Stressoren besonders hoch ausgeprägt ist (vgl. Studien 1–3), wenn diese Personen zur Verarbeitung depressiver Belastungsreaktionen, in deren Kern abwärtsgerichtete Fluktuationen des Selbstwertgefühls stehen, zu den genannten dysfunktionalen Copingstrategien neigen. Alle Annahmen von Studie 4 sind in Abbildung 18 schematisch darstellt.

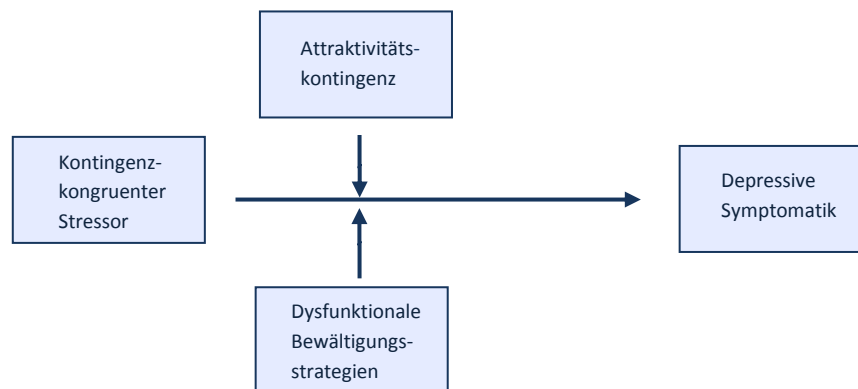


Abbildung 18. Untersuchungsgegenstand von Studie 4.

7.2 Methode

7.2.1 Überblick und Hypothese

Die Überprüfung der Fragestellung, ob die dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug den Interaktionseffekt zwischen Attraktivitätskontingenz und attraktivitätsbezogenen Stressoren bei der Vorhersage depressiver Symptome moderieren, erfolgte mithilfe einer längsschnittlichen Onlinefragebogenstudie. Da der Anteil männlicher Probanden in den vorangegangenen Untersuchungen jeweils zu gering war, um Geschlechtseffekte berechnen zu können, wurden zur Homogenisierung der Stichprobe ausschließlich weibliche Studierende rekrutiert. Das Auftreten von attraktivitätsbezogenen Stressoren wurde über einen Zeitraum von vier Wochen an zwölf Messzeitpunkten anhand eines Tagebuchverfahrens als unabhängige Variable erhoben. Die Attraktivitätskontingenz sowie die habituelle Tendenz zur Anwendung der dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug wurden als zusätzliche unabhängige Variablen in einer Vorbefragung eine Woche vor den Tagebuchmessungen erfasst. Die Erhebung der Selbstwerthöhe als Kontrollvariable erfolgte ebenfalls in der Vorbefragung. Um Veränderungen der depressiven Symptomatik abbilden zu können, wurde diese mithilfe der ADS (Hautzinger & Bailer, 1992) in der Vorbefragung sowie zwei Wochen nach Abschluss des Tagebuchverfahrens in einem weiteren Onlinefragebogen erhoben.

Auf Grundlage der im vorherigen Abschnitt aufgeführten theoretischen Überlegungen wurde folgende Hypothese überprüft:

Hypothese: Der Interaktionseffekt zwischen Attraktivitätskontingenz und attraktivitätsbezogenen Stressoren auf die Entstehung einer depressiven Symptomatik wird durch die maladaptiven Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug moderiert. Bei einer hohen Tendenz zu diesen dysfunktionalen Bewältigungsstrategien, nicht aber bei einer geringen Ausprägung der dysfunktionalen Bewältigungsstrategien, ist der Effekt attraktivitätsbezogener Stressoren umso größer, je höher die Attraktivitätskontingenz ausgeprägt ist.

7.2.2 Stichprobe

An der Fragebogenstudie nahmen zur Vorbefragung insgesamt 143 weibliche Studierende der Justus-Liebig-Universität Gießen teil. Mehrheitlich befanden sich die Teilnehmerinnen im ersten Fachsemester (93.5 %) der Studiengänge Psychologie (52 %), BuG (28.1 %) sowie Lehramt (19.9 %). Der Altersbereich der Stichprobe lag zwischen 18 und 33 Jahren ($M = 20.77$, $SD = 2.83$). Nach Abschluss der Nachbefragung lagen von 95 Studierenden vollständige Datensätze¹⁶ vor. Dies entspricht einer Drop-Out-Rate von 34 %. Die Stichprobencharakteristika der verbleibenden Gesamtstichprobe sind hinsichtlich Alter ($M = 20.74$, $SD = 2.86$), Fachsemester (1. Semester = 97.92 %) und Studiengang (Psychologie = 53.7 %, BuG = 28.4 %, Lehramt = 17.9 %) mit denen der Vorbefragung vergleichbar.

Die Teilnehmerinnen wurden in Seminaren und Vorlesungen für Erstsemester der Studiengänge Psychologie, BuG sowie Lehramt angeworben. Durch die Rekrutierung von Studierenden des ersten Fachsemesters sollte ausgeschlossen werden, dass die Studierenden bereits mit den in der Untersuchung verwendeten diagnostischen Messinstrumenten vertraut waren oder an vorangegangenen Studien zum Einfluss der Selbstwertkontingenz auf die Entstehung depressiver Symptome teilgenommen hatten. Interessierte Studierende trugen ihre E-Mail-Adresse in Listen ein und erhielten wenige Tage später eine Informations-E-Mail mit einem Link, der zur Online-Vorbefragung führte. Versuchspersonen der Studiengänge Psychologie sowie BuG wurden nach Abschluss der Studie Versuchspersonenstunden angerechnet. Unter den Lehramtsstudierenden wurden Warengutscheine im Wert von insgesamt 250 € verlost.

¹⁶ Ein Datensatz ist vollständig, wenn die Daten der Vorbefragung, der Nachbefragung sowie von mindestens elf der zwölf Messungen der Tagebuchehebungen vorliegen.

7.2.3 Material und Durchführung

Demographische Daten, die depressive Symptomatik als Baseline-Messung, die Selbstwerthöhe, die Attraktivitätskontingenz sowie die habituelle Tendenz zur Anwendung der dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug, wurden in einer Vorbefragung zu Semesterbeginn erhoben. Eine Woche nachdem die Vorbefragung abgeschlossen war, wurden über ein vierwöchiges Intervall mithilfe eines Tagebuchverfahrens dreimal wöchentlich Stressoren im Bereich Aussehen erfasst. Eine Woche nach Abschluss des Tagebuchverfahrens fand eine erneute Messung der depressiven Symptomatik statt. Die Datenerhebung erfolgte ausschließlich mit Online-Fragebögen, die mit der Onlinesoftware *Unipark* (QuestBack, 2004) konstruiert worden waren. Im Folgenden werden die einzelnen Messungen in chronologischer Reihenfolge, beginnend mit der Vorbefragung, vorgestellt.

7.2.3.1 Vorbefragung

Zu Beginn des ersten Onlinefragebogens wurden die demographische Daten Alter, Studienfach und Fachsemester sowie ein individueller Code zur Pseudonymisierung der personenbezogenen Daten erfasst.

Selbstwerthöhe. Die Selbstwerthöhe wurde als Kontrollvariable mithilfe der deutschen Übersetzung der Rosenberg-Skala (RSES/D; Collani & Herzberg, 2003) mit einem fünfstufigen Antwortformat (1 = „stimmt gar nicht“, 5 = „stimmt genau“) gemessen.

Attraktivitätskontingenz. Die Attraktivitätskontingenz wurde mit fünf Items der deutschen Fassung der CSWS (Crocker, Luhtanen et al., 2003; Schwinger et al., Manuskript eingereicht zur Publikation) erhoben. Auch diese Skala wies ein fünfstufiges Antwortformat (1 = „stimmt gar nicht“, 5 = „stimmt genau“) auf.

Maladaptive Bewältigungsstrategien. Zur Erfassung der dysfunktionalen Copingstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug wurden Subskalen des SVF (Erdmann & Janke, 2008) verwendet. Durch Selbstauskunft misst der SVF sowohl adaptive als auch maladaptive Bewältigungs- und Verarbeitungsmaßnahmen, die in belastenden, stressbehafteten Situationen angewendet werden, um eine kurzfristige oder langfristige Belastung zu reduzieren (Erdmann & Janke, 2008). Ziel des SVF ist die Erfassung längerfristiger und habitueller psychischer Stressverarbeitungsweisen (Erdmann & Janke, 2008). Der Fragebogen beinhaltet im Original 120 Items, bestehend aus 20 Subtests mit je sechs Items. In dieser Studie wurde der Subtest „soziale Abkapselung“ zur Erfassung des sozialen Rückzugs eingesetzt. Die Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“ diente der Erhebung von Ruminationstendenzen. Die Bewälti-

gungsstrategie Resignation wurde mithilfe der gleichnamigen Skala des SVF erfasst. Die Probandinnen beurteilten bei jedem Item, wie wahrscheinlich die darin umschriebene Bewältigungsweise ihrer Art zu reagieren entspricht. Jedes der Items wurde mit folgendem Satz eingeleitet¹⁷: „Wenn mein Selbstwertgefühl durch irgendetwas oder irgendjemanden beeinträchtigt oder aus dem Gleichgewicht gebracht worden ist [...]“. Beispielitems der drei Subskalen lauten: „[...] möchte ich am liebsten ganz allein sein“ (sozialer Rückzug); „[...] kann ich lange Zeit an nichts anderes mehr denken“ (Rumination) und „[...] erscheint mir alles so hoffnungslos“ (Resignation). Die Beantwortung der Items erfolgte auf einer fünfstufigen Skala (0 = „gar nicht“, 4 = „sehr wahrscheinlich“). Die insgesamt 18 Items der zuvor dargestellten drei Subskalen wurden für die Erstellung des Onlinefragebogens in ihrer Reihenfolge durchmischt.

Depressive Symptomatik. Wie in Studie 1 wurden sowohl emotionale und motivationale als auch kognitive, somatische und motorische Symptome der Depression mittels ADS (Hautzinger & Bailer, 1992) erhoben. Die 20 Items der ADS erfragten das Auftreten depressiver Symptome mit Bezug auf die letzte Woche auf einer vierstufigen Skala von 0 = „selten oder überhaupt nicht (weniger als ein Tag)“ bis 3 = „meistens oder die ganze Zeit (fünf bis sieben Tage lang)“.

Am Ende des ersten Fragebogens wurden die Teilnehmerinnen gebeten, ihre Mobilfunknummer anzugeben, um sie für die weiteren Befragungen per Smartphone kontaktieren zu können.

7.2.3.2 Tagebuchverfahren

Die Erfassung von attraktivitätsbezogenen Stressoren erfolgte mithilfe eines Tagebuchverfahrens. Die Tagebucherhebungen begannen eine Woche nach Abschluss des ersten Onlinefragebogens. Dazu erhielten die Teilnehmerinnen über ein Vier-Wochen-Intervall dreimal wöchentlich (dienstags, donnerstags, sonntags) einen Link zu einem kurzen Onlinefragebogen per SMS an ihre Mobilfunknummer. Die SMS wurde um 19 Uhr des jeweiligen Tages an alle Probandinnen versendet. Eine Erinnerungsnachricht folgte um 22 Uhr. Die Fragen konnten bis 24 Uhr des jeweiligen Tages beantwortet werden.

Der Onlinefragebogen konnte direkt durch Anklicken des Links per Smartphone aufgerufen werden. Zu Beginn des Fragebogens wurden die Versuchspersonen zunächst um die Eingabe ihres persönlichen Codes gebeten. Im Anschluss wurden die Teilnehmerinnen retrospektiv gefragt, ob an diesem Tag negative Ereignisse im Bereich des Aussehens aufgetreten waren.

¹⁷ Der Einleitungssatz wurde im Vergleich zum Original geringfügig zum Zweck der Studie modifiziert.

Hierbei wurden Ereignisse internaler und externaler Art unterschieden. Als interne Ereignisse wurden Situationen beschrieben, in denen man selbst mit seinem Äußeren unzufrieden war. Folgendes Beispiel wurde zur Orientierung vorgegeben: *„Manchmal gibt es Tage, an denen man etwas an seinem Äußeren entdeckt, das einem nicht gefällt. Vielleicht hat man unreine Haut oder die Haare liegen nicht richtig. Womöglich ist man unzufrieden mit dem eigenen Körper oder denkt, die Kleidung, die man gerade trägt, steht einem nicht.“* Anschließend wurden die Probandinnen gefragt, ob es an dem jeweiligen Tag eine Situation gab, in der sie etwas an ihrem Äußeren als störend empfunden haben. Die Antworten wurden dichotom mit 0 = „Nein“ und 1 = „Ja“ erfasst. Der Erhebung des Auftretens eines internalen Ereignisses folgte die Erfassung von Ereignissen externaler Art. Die Frage wurde so eingeleitet: *„Manchmal erhält man auch von anderen Personen eine negative Rückmeldung über das eigene Aussehen. Hat heute eine andere Person eine abfällige Bemerkung über dein Äußeres gemacht?“* Auch diese Frage wurde mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet.

Je Tagebuchmessung konnten folglich maximal zwei negative Ereignisse im Bereich Aussehen berichtet werden. Über den gesamten Erhebungszeitraum ergibt dies ein Minimum von 0 und ein Maximum von 24 potenziell aufgetretenen Stressoren.

7.2.3.3 Nachbefragung

Eine Woche nach Ablauf der Tagebucherhebungen erfolgte eine erneute Erfassung der depressiven Symptomatik (ADS t2). Dazu erhielten die Teilnehmer eine E-Mail mit dem Link zu dem entsprechenden Onlinefragebogen. Die dazu verwendete Skala entspricht dem im ersten Onlinefragebogen verwendeten Messinstrument zur Erfassung depressiver Symptome.

7.3 Ergebnisse

7.3.1 Selektiver Drop-Out

Da sich der Datensatz aufgrund unvollständiger Daten von ursprünglich 143 auf 95 Fälle reduzierte, wurde getestet, ob ein selektiver Drop-Out stattgefunden hatte. Hierzu wurde geprüft, ob sich die 48 ausgeschiedenen Fälle in einer der relevanten Variablen von den verbleibenden 95 Versuchspersonen unterschieden. In einfaktoriellen ANOVAs konnten für die Skalen „Selbstwerthöhe“, $F(1, 141) = 1.02, p > .05$, „Attraktivitätskontingenz“, $F(1, 141) = 2.59, p > .05$, „Rumination“, $F(1, 141) = 2.13, p > .05$, „Resignation“, $F(1, 141) = 2.07, p > .05$, „sozialer Rückzug“, $F(1, 141) = 1.30, p > .05$, sowie die „ADS zu t1“, $F(1, 141) = 0.02, p > .05$, keine Mittel-

wertunterschiede festgestellt werden. Ein selektiver Drop-Out aufgrund dieser Merkmale konnte demnach ausgeschlossen werden. Den folgenden deskriptiven und inferenzstatistischen Analysen lag der reduzierte Datensatz ($N = 95$) zugrunde.

7.3.2 Fallausschluss

Zu Beginn der Datenanalyse sollte sichergestellt werden, dass nur Daten derjenigen Probandinnen ausgewertet und interpretiert werden, deren Antwortmuster einem gewissenhaften Vorgehen unterlag. Zur Überprüfung der gewissenhaften Beantwortung wurde das Lügenkriterium des ADS mit einem kritischen Wert von < -28 Punkten herangezogen (Hautzinger & Bailer, 1992). Das Lügenkriterium wurde von keiner Teilnehmerin erfüllt.

7.3.3 Deskriptive Kennwerte und Reliabilitäten

Interne Konsistenzen (Cronbachs α) sowie Mittelwerte und Standardabweichungen der einzelnen Skalen sind in Tabelle 31 aufgeführt. Die Reliabilitäten lagen im guten ($\alpha = .79$ für die Skala „Attraktivitätskontingenz“) bis sehr guten Bereich ($\alpha = .90$ für die „ADS“).

Selbstwertkonstrukte. Die Selbstwerthöhe betrug im Mittel $M = 3.84$ ($SD = 0.69$). Hinsichtlich der Attraktivitätskontingenz lag der Mittelwert der Stichprobe bei $M = 3.65$ ($SD = 0.75$).

In Bezug auf die untersuchten Bewältigungsstrategien lag der Mittelwert der Skala „Rumination“ bei $M = 13.95$ ($SD = 4.66$). Die habituelle Tendenz zur Resignation wies einen Mittelwert von $M = 7.91$ ($SD = 3.92$) auf. Zu sozialem Rückzug tendierten im Mittel $M = 6.14$ ($SD = 4.75$) der Probandinnen.

Depressive Symptome. Zum Zeitpunkt der Vorbefragung betrug der mittlere ADS-Summenwert der Stichprobe $M = 16.28$ ($SD = 8.83$). Ein ADS-Summenwert > 23 , der als depressiv auffällig gilt (Hautzinger & Bailer, 1992), wurde zum ersten Messzeitpunkt von 11.6 % der Teilnehmerinnen überschritten. Bei der Nachbefragung war der mittlere ADS-Summenwert $M = 15.33$ ($SD = 8.63$), wobei 12.35 % der Probanden einen kritischen Wert aufwiesen. Eine signifikante Veränderung der depressiven Symptomatik vom ersten zum zweiten Messtermin wurde nicht festgestellt, $t(94) = 1.10$, $p > .05$.

Stressoren. Zur Erstellung der Skala „Stressoren gesamt“ wurde der Mittelwert der aufgetretenen internalen und externalen Ereignisse im Bereich Aussehen gebildet. Da die Ereignisse dichotom mit 0 und 1 kodiert waren, lag der theoretische Wertebereich des Mittel-

werts zwischen 0 und 1. Der Mittelwert in der Stichprobe war $M = 0.18$ ($SD = 0.10$). Folglich wurden im Mittel in 18 % der Messungen negative Ereignisse im Bereich Aussehen berichtet. Betrachtet man die Mittelwerte getrennt für die Skalen „Stressoren internal“ und „Stressoren external“, fällt auf, dass deutlich mehr interne ($M = 0.33$, $SD = 0.19$) als externe ($M = 0.02$, $SD = 0.04$) Stressoren erlebt wurden, $t(94) = 16.28$, $p < .01$.

Aufgrund der geringen Anzahl an externalen Stressoren, wurde in der folgenden Hypothesentestung auf getrennte Analysen für interne und externe Stressoren verzichtet, stattdessen wurde jeweils die Gesamtzahl an Stressoren betrachtet.

Tabelle 31

Mittelwerte, Standardabweichungen und Reliabilitäten (Cronbachs α) der verwendeten Skalen getrennt nach Messzeitpunkt

	t1			t1 – t2			t2		
	α	M	SD	α	M	SD	α	M	SD
Selbstwertkonstrukte									
Selbstwerthöhe	.89	3.84	0.69	–	–	–	–	–	–
Attraktivität SWK	.79	3.65	0.75	–	–	–	–	–	–
Bewältigungsstrategien									
Rumination	.84	13.95	4.66	–	–	–	–	–	–
Resignation	.86	7.91	3.92	–	–	–	–	–	–
Sozialer Rückzug	.89	6.14	4.75	–	–	–	–	–	–
Stressoren									
Stressoren gesamt	–	–	–	–	0.18	0.10	–	–	–
Stressoren internal	–	–	–	–	0.33	0.19	–	–	–
Stressoren external	–	–	–	–	0.02	0.04	–	–	–
Depressive Symptomatik									
ADS	.90	16.28	8.83	–	–	–	.90	15.33	8.63

Anmerkungen. $N = 95$. Theoretische Wertebereiche der einzelnen Skalen: Selbstwerthöhe und Attraktivität SWK = Attraktivitätskontingenz (1–5); Rumination, Resignation und sozialer Rückzug (0–24); Stressoren gesamt, Stressoren internal und Stressoren external (0–1); ADS = Allgemeine Depressionsskala (0–60).

7.3.4 Interkorrelationen

Zur Prüfung der Unabhängigkeit der in der Hypothese postulierten Prädiktoren einer depressiven Symptomatik wurden Interkorrelationen der berücksichtigten Skalen berechnet. Die depressive Symptomatik (ADS) korreliert zum ersten Messzeitpunkt – außer der Negativkorrelation mit der Selbstwerthöhe ($r = -.56$) – mit allen betrachteten Variablen signifikant positiv. Die Korrelationen liegen im Bereich von $r = .26$ (Stressoren) bis $r = .62$ (sozialer Rück-

zug). Mit Ausnahme der Attraktivitätskontingenz bestehen auch zum zweiten Messzeitpunkt durchweg signifikante positive Zusammenhänge zwischen der ADS und den in der Hypothese postulierten Prädiktorvariablen ($r = .26 - .44$). Die drei untersuchten Bewältigungsstrategien sind untereinander hoch korreliert. Die Skala „Resignation“ korreliert mit der Skala „Rumination“ zu $r = .64$ und mit der Skala „sozialer Rückzug“ zu $r = .71$. Die Skalen „Rumination“ und „sozialer Rückzug“ sind etwas geringer miteinander assoziiert ($r = .49$). Positive Zusammenhänge zeigen sich auch zwischen der Attraktivitätskontingenz und den Bewältigungsstrategien Rumination ($r = .29$), Resignation ($r = .32$) und sozialer Rückzug ($r = .33$). Ähnlich wie in Studie 1 korreliert die Attraktivitätskontingenz mit Stressoren in diesem Bereich signifikant positiv zu $r = .30$. Alle Interkorrelationen sind in Tabelle 32 dargestellt.

Tabelle 32

Interkorrelationen der in Studie 4 berücksichtigten Variablen

	1	2	3	4	5	6	7	8
1 Selbstwerthöhe	1							
2 Attraktivität SWK	-.25*	1						
3 Rumination	-.46**	.29**	1					
4 Resignation	-.68**	.32**	.64**	1				
5 Sozialer Rückzug	-.66**	.33**	.49**	.71**	1			
6 Stressoren	-.30**	.30**	.25*	.25**	.20*	1		
7 ADS t1	-.56**	.27**	.37**	.53**	.62**	.26*	1	
8 ADS t2	-.44**	.18	.27**	.41**	.45**	.26*	.60**	1

Anmerkungen: * $p < .05$. ** $p < .01$. Stressoren = Stressoren gesamt; ADS = Allgemeine Depressionsskala; SWK = Selbstwertkontingenz.

7.3.5 *Der Einfluss dysfunktionaler Bewältigungsstrategien auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz, Stressoren und depressiven Symptomen*

Im Folgenden wurde die zentrale Hypothese der Dreifachinteraktion zwischen der Attraktivitätskontingenz, Stressoren und den dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug auf die Entstehung depressiver Symptome überprüft. Da die einzelnen Bewältigungsstrategien hoch miteinander korreliert sind, wurden drei separate multiple hierarchische Regressionsanalysen berechnet, in denen jeweils eine der drei Bewältigungsstrategien als Prädiktorvariable untersucht wurde.

In die Analyse gingen jeweils die Selbstwerthöhe (Schritt 1) sowie die depressive Symptomatik zu t1 (Schritt 2) als Kontrollvariablen ein. Zur Überprüfung der Effekte wurden die Attraktivitätskontingenz, die Stressoren sowie die jeweilige Bewältigungsstrategie als Prä-

diktoren im dritten Schritt hinzugefügt. Im vierten Schritt wurden die Zweifachinteraktionen und im fünften Schritt die Dreifachinteraktion in die Modellgleichung der linearen Regressionsanalyse aufgenommen. Alle metrischen Variablen wurden zuvor z-standardisiert (Aiken & West, 1991). Nachfolgend wird zunächst die Regressionsanalyse vorgestellt, in der die Rumination als Prädiktor betrachtet wurde. Anschließend werden die Regressionsanalysen für die Prädiktoren *Resignation* und *sozialer Rückzug* präsentiert.

Rumination. Bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 erwiesen sich die Selbstwerthöhe ($\beta = -.44, p < .01$) sowie die depressive Symptomatik zu t1 ($\beta = .52, p < .01$) als signifikante Determinanten. Die depressive Symptomatik zu t2 war hierbei umso höher, je geringer die Selbstwerthöhe und je höher die depressive Symptomatik zu t1 ausgeprägt waren. Zudem erwiesen sich weder die Effekte der Attraktivitätskontingenz, der Stressoren und der Rumination noch die Zweifachinteraktionen dieser Variablen als statistisch signifikant (siehe Tabelle 33). Wie erwartet, zeigte sich bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t1 – unter Kontrolle der depressiven Symptomatik zu t2 – eine signifikante Dreifachinteraktion aus Attraktivitätskontingenz, Stressoren und Rumination ($\beta = .24, p < .05$). Daraufhin wurden die konditionalen Effekte der Interaktion aus Attraktivitätskontingenz und Stressoren für Werte der Rumination berechnet, die $\pm 1SD$ zum Mittelwert liegen. So war die Interaktion *Attraktivitätskontingenz* \times *Stressoren* bei hoher habitueller Rumination, $t(85) = 2.74, p < .01$, statistisch signifikant. Bei einer geringen Tendenz zur Rumination erwies sich die Interaktion hingegen als nicht signifikant, $t(85) = -0.42, p > .05$.

Wie in Abbildung 19 (links) ersichtlich ist, steigt bei einer hohen Ruminationstendenz die depressive Symptomatik mit steigender Anzahl an Stressoren bei hoher Attraktivitätskontingenz an, $t(85) = 2.63, p = .01$, während der Effekt der Stressoren auf die depressive Symptomatik bei geringer Attraktivitätskontingenz nicht signifikant ist, $t(85) = -0.79, p > .05$. In Abbildung 19 (rechts) ist zu sehen, dass bei einer geringen Ruminationstendenz der Effekt der Stressoren auf die depressive Symptomatik weder bei hoher Attraktivitätskontingenz, $t(85) = -0.56, p > .05$, noch bei geringer Ausprägung der Attraktivitätskontingenz, $t(85) = 0.00, p > .05$, signifikant ist. Die Modellzusammenfassung der Regressionsanalysen ist in Tabelle 33 dargestellt.

Tabelle 33

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die Dreifachinteraktion Attraktivitätskontingenz \times Stressoren \times Rumination

	AV: Depressive Symptomatik t2				
	B	SE	t	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.19/
Selbstwerthöhe	-3.90	0.82	-4.73	-.44	
2. Schritt					.38/.19
depressive Symptomatik t1	4.69	0.89	5.26	.52	
3. Schritt					.39/.01
Stressoren	0.56	0.79	0.72	.07	
Attraktivität SWK	0.70	0.95	0.74	.08	
Rumination	-0.04	0.89	-0.04	.00	
4. Schritt					.42/.03
Stressoren \times Attraktivität SWK	1.14	0.83	1.37	.15	
Stressoren \times Rumination	0.70	0.82	0.85	.09	
Attraktivität SWK \times Rumination	-0.11	0.87	-0.13	-.01	
5. Schritt					.45/.03
Stressoren \times Attraktivität SWK \times Rumination	1.50	0.66	2.27	.24	

Anmerkungen. N = 95. SWK = Selbstwertkontingenz; Stressoren = Stressoren gesamt.

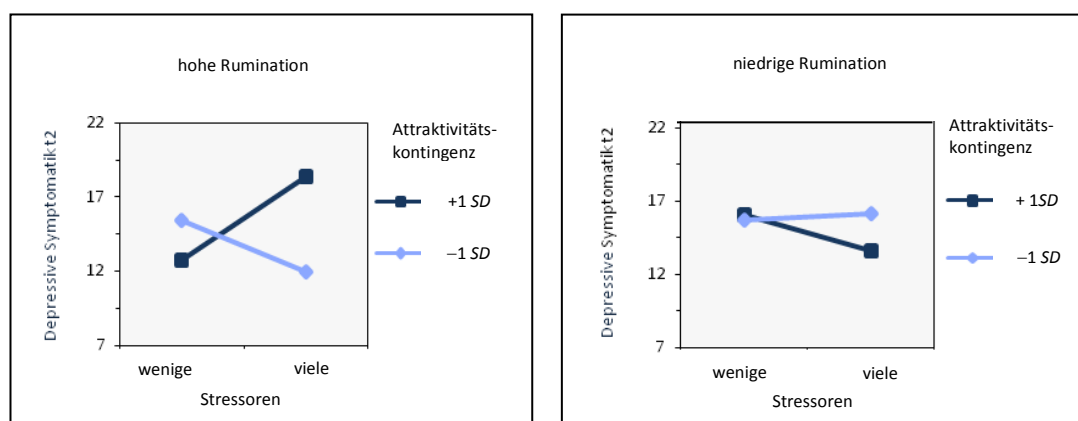


Abbildung 19. Zweifachinteraktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Stressoren bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2. Links: bei hoher Rumination (+1 SD); Rechts: bei geringer Rumination (-1 SD).

Resignation. Effekte der Attraktivitätskontingenzen, der Stressoren und der Resignation sowie Zweifachinteraktionen dieser Prädiktoren konnten nicht festgestellt werden. Allerdings erwies sich im fünften Schritt der Regressionsanalyse die Dreifachinteraktion *Attraktivitätskontingenzen* × *Stressoren* × *Resignation* als signifikant ($\beta = .24, p < .05$). Die Zweifachinteraktion *Attraktivitätskontingenzen* × *Stressoren* war bei einer hohen Ausprägung der habituellen Resignationstendenz signifikant, $t(85) = 2.10, p < .05$. Bei einer geringen Ausprägung der habituellen Resignation erreichte die Zweifachinteraktion *Attraktivitätskontingenzen* × *Stressoren* keine statistische Signifikanz, $t(85) = -0.63, p > .05$. In Abbildung 20 ist die Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenzen und Stressoren getrennt nach hoher und niedriger Tendenz zur Resignation dargestellt. Bei hoher Resignationstendenz (vgl. Abb. 20 links) ist der Effekt der Stressoren auf die depressive Symptomatik bei einer hohen Attraktivitätskontingenzen signifikant, $t(85) = 2.29, p < .05$, während der Effekt bei einer geringen Attraktivitätskontingenzen das Signifikanzniveau verfehlt, $t(85) = -0.65, p > .05$. Bei einer niedrigen Resignationstendenz (vgl. Abb. 20, rechts) erwiesen sich die Stressoren weder bei einer hoch ausgeprägten Attraktivitätskontingenzen, $t(85) = -0.56, p > .05$, noch bei geringer Attraktivitätskontingenzen, $t(85) = 0.28, p > .05$, als Prädiktor für Veränderungen depressiver Symptomatik.

Tabelle 34

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die Dreifachinteraktion Attraktivitätskontingenz \times Stressoren \times Resignation

	AV: Depressive Symptomatik t2				
	<i>B</i>	<i>SE</i>	<i>t</i>	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.19/
Selbstwerthöhe	-3.90	0.82	-4.73	-.44	
2. Schritt					.38/.19
depressive Symptomatik t1	4.69	0.89	5.26	.52	
3. Schritt					.39/.01
Stressoren	0.81	0.78	1.03	.09	
Attraktivität SWK	-0.17	0.82	-0.21	-.02	
Resignation	0.48	1.04	0.46	.06	
4. Schritt					.42/.03
Stressoren \times Attraktivität SWK	1.03	0.81	1.28	.13	
Stressoren \times Resignation	0.96	0.81	1.18	.13	
Attraktivität SWK \times Resignation	-0.45	0.93	-0.05	-.49	
5. Schritt					.45/.03
Stressoren \times Attraktivität SWK \times Resignation	1.33	0.66	2.00	.25	

Anmerkungen. $N = 95$. SWK = Selbstwertkontingenz; Stressoren = Stressoren gesamt.

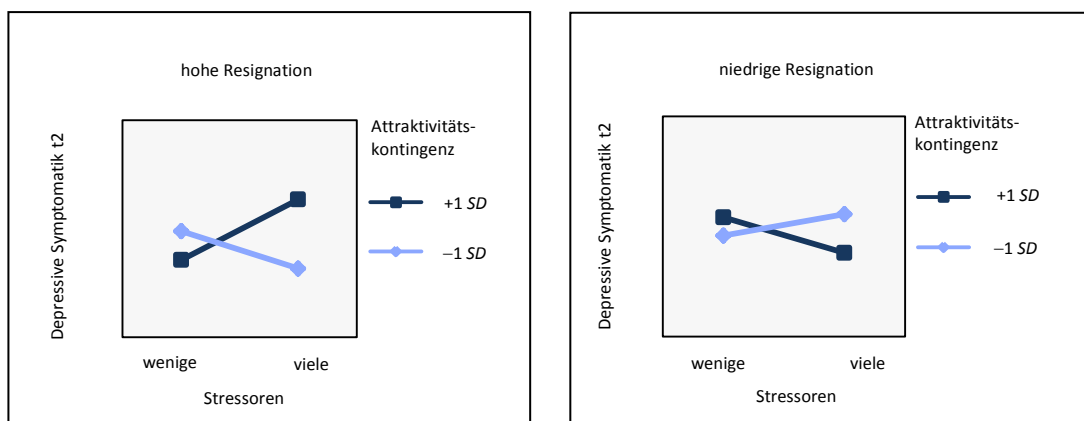


Abbildung 20. Zweifachinteraktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Stressoren bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2. Links: bei hoher Resignation (+1 SD); Rechts: bei geringer Resignation (-1 SD).

Sozialer Rückzug. Bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 konnten weder Haupteffekte noch Zweifachinteraktionen der postulierten Prädiktorvariablen konstatiert werden (vgl. Tabelle 35). Die erwartete Dreifachinteraktion *Attraktivitätskontingen*z \times *Stressoren* \times *sozialer Rückzug* zeigte sich in der Tendenz ($\beta = .20, p < .05$, einseitig). Der Moderatoreffekt der Attraktivitätskontingenz auf den Zusammenhang zwischen den Stressoren und der depressiven Symptomatik zu t2 ist folglich abhängig von der habituellen Tendenz zum sozialen Rückzug. So erwies sich die Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Stressoren nur bei hohem sozialen Rückzug als signifikant, $t(85) = 1.98, p < .05$, während die Zweifachinteraktion bei geringem sozialen Rückzug insignifikant war, $t(85) = -0.24, p > .05$. Abbildung 21 illustriert diesen Effekt durch eine getrennte Darstellung der Zweifachinteraktion *Attraktivitätskontingen*z \times *Stressoren* in Abhängigkeit der Ausprägung des sozialen Rückzugs. In der linken Hälfte der Abbildung 21 ist zu erkennen, dass bei einer hohen Ausprägung der habituellen Tendenz zu sozialem Rückzug die depressive Symptomatik zu t2 – unter Kontrolle der depressiven Symptomatik zu t1 – bei einer hohen Attraktivitätskontingenz umso größer ist, je mehr Stressoren aufgetreten waren, $t(85) = 2.73, p < .01$. Bei einer geringen Ausprägung der Attraktivitätskontingenz wiesen die Stressoren keinen Effekt auf die depressive Symptomatik zu t2 auf, $t = -0.02, p > .05$. Die Abbildung 21 (rechts) zeigt, dass ein Effekt der Stressoren auf die Veränderung depressiver Symptome bei geringem sozialen Rückzug weder bei einer hohen Attraktivitätskontingenz, $t(85) = -0.42, p > .05$, noch einer gering ausgeprägten Attraktivitätskontingenz, $t(85) = -0.17, p > .05$, festzustellen ist.

Tabelle 35

Zusammenfassung der multiplen hierarchischen Regressionsanalyse zur Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2 durch die Dreifachinteraktion Attraktivitätskontingenz \times Stressoren \times sozialer Rückzug

	AV: Depressive Symptomatik t2				
	B	SE	t	β	$R^2/\Delta R^2$
1. Schritt					.19/
Selbstwerthöhe	-3.90	0.82	-4.73	-.44	
2.Schritt					.38/.19
depressive Symptomatik t1	4.69	0.89	5.26	.52	
3. Schritt					.39/.01
Stressoren	0.81	0.78	1.07	.10	
Attraktivität SWK	-0.19	0.82	-0.24	-.02	
sozialer Rückzug	0.60	1.07	0.56	.07	
4. Schritt					.43/.04
Stressoren \times Attraktivität SWK	1.03	0.80	1.29	.14	
Stressoren \times sozialer Rückzug	1.38	0.96	1.44	.17	
Attraktivität SWK \times sozialer Rückzug	-1.31	0.84	-1.57	-.18	
5. Schritt					.45/.02
Stressoren \times Attraktivität SWK \times sozialer Rückzug	1.01	0.58	1.76	.20	

Anmerkungen. $N = 95$. SWK = Selbstwertkontingenz; Stressoren = Stressoren gesamt.

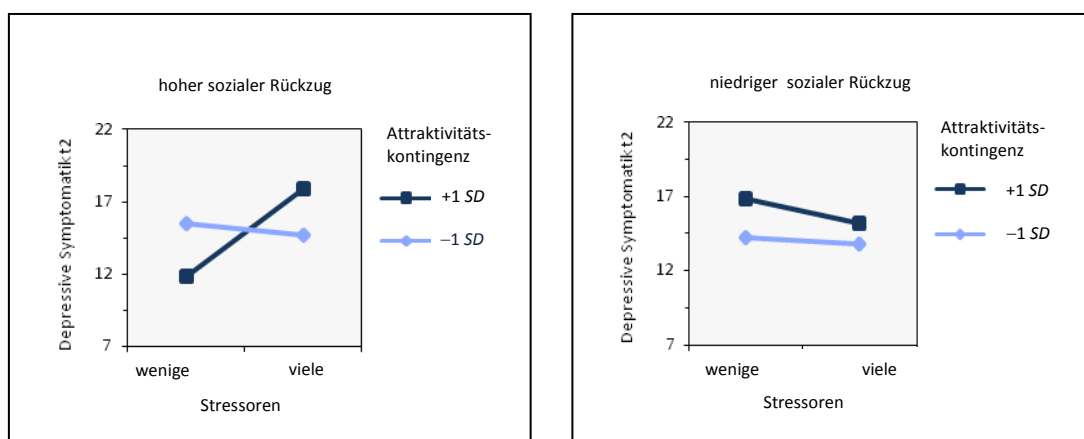


Abbildung 21. Zweifachinteraktion zwischen Attraktivitätskontingenz und Stressoren bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik zu t2. Links: bei hohem sozialen Rückzug (+1 SD); Rechts: bei geringem sozialen Rückzug (-1 SD).

7.4 Diskussion

7.4.1 Der Einfluss dysfunktionaler Bewältigungsstrategien

In dieser Studie wurde der Einfluss habitueller dysfunktionaler Bewältigungsstrategien auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenz und attraktivitätsbezogenen Stressoren bei der Entstehung depressiver Symptome untersucht. Es konnte die Annahme bestätigt werden, dass Personen mit hoher Attraktivitätskontingenz nach kontingenz-kongruenten Stressoren vor allem dann eine depressive Symptomatik entwickeln, wenn sie dazu tendieren, zur Verarbeitung von depressiven Belastungsreaktionen, in deren Kern die Regulation des Selbstwertgefühls steht, die dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug einzusetzen. Mit diesem Befund trägt Studie 4 zu einer Erweiterung der Kenntnislage hinsichtlich der Einflussfaktoren und Wirkmechanismen der hier zur Erklärung der Depressionsgenese angenommenen Vulnerabilitäts-Stress-Interaktion aus Attraktivitätskontingenz und domänenspezifischen Stressoren bei.

Die Ergebnisse stehen im Einklang mit dem in der Literatur vertretenen Postulat, dass depressionsgefährdete Personen kognitive und behaviorale Reaktionen zeigen, die zu einer Aufrechterhaltung bzw. Intensivierung von dysphorischen Stimmungszuständen führen und so die Wahrscheinlichkeit der Entstehung einer Major Depression erhöhen (z.B. Joiner, 2000; Nolen-Hoeksema et al., 2008; Teasdale, 1988). Im Gegensatz zum vorliegenden Beitrag fand jedoch die Selbstwertkontingenz in diesen Arbeiten keine Berücksichtigung. Nach Wissen der Autorin ist die vorliegende Studie die erste, in der die dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug als Moderatoren des Effekts der Attraktivitätskontingenz auf die Entstehung depressiver Symptome nach negativen Ereignissen im Bereich Aussehen untersucht wurden. Für andere Domänen konnte hingegen bereits empirische Evidenz für das Zusammenspiel zwischen Selbstwertkontingenz und dysfunktionalen Bewältigungsweisen bei der Depressionsgenese erbracht werden. So erwies sich die Rumination in einer Untersuchung von Cambron und Kollegen als Mediator für den Effekt des *friendship contingent self-esteem* auf die Entstehung depressiver Symptome (Cambron & Acitelli, 2010). In einer weiteren Studie derselben Forschergruppe ergaben sich Hinweise darauf, dass die Rumination als Moderator für den Zusammenhang zwischen *friendship contingent self-esteem* und depressiven Symptomen nach negativen Ereignissen im Bereich enger Freundschaften fungiert (Cambron et al., 2010). Dieser Befund steht in Übereinstimmung mit dem vorliegenden Studienergebnis, dass attraktivitätskontingente Personen nach negativen attraktivitätsbezogenen

Ereignissen ein erhöhtes Risiko für die Entwicklung depressiver Symptome aufweisen, wenn sie zu grüblerischem Ruminieren neigen.

Über die potenziellen Wirkmechanismen lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren. Aufgrund bisheriger Forschungsarbeiten zur depressiogenen Wirkung ruminativen Grübelns ist jedoch anzunehmen, dass die Fokussierung auf negative äußere Ereignisse und innere Zustände zu einer Intensivierung der depressiven Belastungsreaktion führt. Diese intensivierende und prolongierende Wirkung ist häufig auch darauf zurückzuführen, dass das Verharren in Grübeleien mit Interferenzen des problemlösenden Handelns, mit Konzentrationsschwierigkeiten, interpersonellen Problemen und Passivität einhergeht (zsf. Teismann, 2012). Passives Verhalten wiederum verhindert, dass Aktivitäten aufgenommen werden, die ablenkend und/oder positiv verstärkend wirken. Zudem werden im Ruminationsprozess stimmungskongruente negative Kognitionen aktiviert, die sich auf aversive Erinnerungen aus der Vergangenheit, pessimistische Zukunftserwartungen und die Interpretation von Situationen beziehen können (z.B. Lyubomirsky & Nolen-Hoeksema, 1995; Pyszczynski et al., 1989). Ruminative Gedanken einer attraktivitätskontingenten Person könnten so beispielsweise auf vergangene Situationen ausgerichtet sein, in denen sie sich ebenfalls „hässlich“ und „wertlos“ gefühlt hat. Die Inhibition dieser Gedanken ist häufig unmöglich; vielmehr entsteht eine Kaskade von negativen Kognitionen (Nolen-Hoeksema et al., 2008).

Zwar wurden hier die durch Rumination ausgelösten Prozesse nicht näher untersucht, dennoch bleibt aufgrund der Befundlage festzuhalten, dass ein ruminativer Reaktionsstil den Effekt negativer attraktivitätsbezogener Ereignisse auf die Entwicklung einer depressiven Symptomatik für attraktivitätskontingente Personen verstärkt. Wie die Studienergebnisse darüber hinaus zeigen, ist dieser Zusammenhang auch für die Bewältigungsstrategie Resignation festzustellen. So war der Einfluss von attraktivitätsbezogenen Stressoren auf die depressive Symptomatik bei attraktivitätskontingenten Probandinnen mit hoher Resignationstendenz besonders stark ausgeprägt. Resignation ist hierbei gekennzeichnet durch die Neigung „alles sinnlos“ zu finden und kein Bewältigungspotenzial für die gegenwärtige oder zukünftige vergleichbare Situationen zu sehen (vgl. Erdmann & Janke, 2008). So mag eine attraktivitätskontingente Person, die viele negative kontingenz-kongruente Stressoren erlebt hat, denken, dass sie auch zukünftig ihre Standards für eine hohe Selbstwertschätzung nicht erfüllen kann und sich weiterhin wertlos fühlen wird. Durch die Aktivierung negativer zukunftsgerichteter Kognitionen wird die depressive Belastungsreaktion verstärkt. Die Tendenz, mit Gefühlen der Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit auf die eigene depressive Stimmung zu reagieren, führt häufig zu einem Motivationsverlust und einer Aktivitätsminderung. Durch eine reduzierte Aktivitätsrate kommt es wiederum zu einem Verstärkerdefizit, das die depressive Stimmung intensiviert.

Eine vergleichbare Abwärtsspirale ist auch bei der Bewältigungsstrategie sozialer Rückzug anzunehmen. Entsprechend der Hypothesen war der Effekt von attraktivitätsbezogenen Stressoren auf die Entstehung depressiver Symptome mit zunehmendem Ausmaß der Attraktivitätskontingenz nur bei einer hohen Neigung zum sozialen Rückzug signifikant. Die Tendenz, auf Verletzungen des Selbstwertgefühls mit sozialem Rückzug zu reagieren, wird dabei häufig durch die Angst begünstigt, dass der soziale Austausch über die eigenen Probleme und Gefühlszustände zu weiterer Zurückweisung führen könnte (Kuiper & Olinger, 1989). Die depressionsintensivierende Wirkung dieser behavioralen Bewältigungsstrategie ist u.a. darauf zurückzuführen, dass die Tendenz, dem Kontakt mit anderen aus dem Weg zu gehen, langfristig zu Schwierigkeiten führt, soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten (Park & Maner, 2009). So geht die Meidung von Sozialkontakten unweigerlich mit einem Mangel an Zuwendung und Unterstützung einher, welcher gerade selbstwertkontingente Personen bedürfen. Zudem kommt es auch hier zu einer Abnahme der allgemeinen Aktivitätsrate, was das Verstärkerdefizit und dadurch die Progredienz und Aufrechterhaltung depressiver Belastungssymptome begünstigt (Hautzinger, 1998).

7.4.2 Limitationen und Ausblick

Einschränkungen hinsichtlich der Interpretierbarkeit der Studienergebnisse beziehen sich auf die hier zur Überprüfung der Fragestellung angewandten Analyseverfahren. Aufgrund der zum Teil hohen Interkorrelationen zwischen den Copingstilen wurden die Dreifachinteraktionen in separaten Regressionsanalysen für jede der drei Bewältigungsstrategien berechnet, ohne die jeweils anderen Copingstrategien als Kontrollvariablen zu berücksichtigen. Mit diesem Vorgehen sollte eine ungenaue Schätzung der Standardfehler vermieden werden. Ein Nachteil dieser Vorgehensweise ist jedoch, dass der gemeinsame Varianzanteil der korrelierten Bewältigungsstrategien nicht auspartialisiert wurde. Das heißt, dass aus der Varianz der Resignation die Varianz, die auf die Assoziation mit Rumination zurückgeht, nicht entfernt wurde (vice versa), sodass letztlich keine Aussagen über die Erklärungskraft der einzelnen Bewältigungsstrategie bei der Vorhersage der depressiven Symptomatik möglich sind. Es sei darauf hingewiesen, dass die hier berechneten Interkorrelationen der Bewältigungsstrategien wahrscheinlich überschätzt sind, vor allem wenn man diese mit den im Manual des SVF angegebenen Korrelationen vergleicht (Erdmann & Janke, 2008). Zu einer Überschätzung der Interkorrelationen könnten die selektive Auswahl einzelner Subskalen aus dem SVF sowie die Anpassung der Instruktion in Bezug auf die Bewältigung von selbstwertrelevanten Ereignissen und deren Implikationen beigetragen haben.

Limitationen der Studienergebnisse ergeben sich auch aufgrund der Tatsache, dass die postulierten Prozesse der Depressionsgenese nicht direkt untersucht wurden. Aus den Befunden der Studien 1–3, dass attraktivitätsbezogene Stressoren in Interaktion mit der Attraktivitätskontingenz eine unmittelbare depressive Belastungsreaktion auslösen, war die Annahme abgeleitet worden, dass maladaptive Bewältigungsversuche zu einer Intensivierung der depressiven Belastungsreaktion hin zu längerfristigen depressiven Symptomen führen. Da diese unmittelbare depressive Belastungsreaktion hier nicht direkt erfasst wurde, kann nur unterstellt werden, dass attraktivitätskontingente Personen nach einem Auftreten von Stressoren ein Absinken des Selbstwertgefühls sowie weitere emotionale, kognitive und physiologische Symptome erlebten, durch welche dann wiederum Bewältigungsversuche initiiert worden sind. In zukünftigen Untersuchungen sollten diese kurzfristigen Belastungsreaktionen daher als Mediatoren im Depressionsgeschehen berücksichtigt werden. Beispielsweise könnte im Rahmen des Tagebuchverfahrens nicht nur das Auftreten von negativen Ereignissen, sondern auch die darauf folgende depressive Belastungsreaktion erfragt werden. Desgleichen könnten weitere Erkenntnisse über die Depressionsgenese durch eine Erweiterung der Tagebuchbefragung um die Erhebung von situationsbezogenen Bewältigungsweisen gewonnen werden. In Studie 4 wurden Rumination, Resignation und sozialer Rückzug als Bewältigungsweisen im Sinne von zeit- und situationsstabilen Persönlichkeitsmerkmalen erfasst. Mit diesem Vorgehen sollten Informationen über Regelmäßigkeiten in einem dysfunktionalen Bewältigungsrepertoire einer Person erfasst werden, die im Rahmen der Depressionsbehandlung Ansatzpunkte zur therapeutischen Intervention liefern. Dabei wurde implizit davon ausgegangen, dass Personen, die eine bestimmte habituelle Tendenz zur Anwendung dysfunktionaler Copingmechanismen aufweisen, auch situationsbezogen auf die entsprechende Form der Bewältigung zurückgreifen.

Der prädiktive Wert habitueller Bewältigungsstrategien für konkretes Copingverhalten und dessen Konsequenzen steht in der Kritik, da situative Bewältigungsprozesse von mehr Faktoren als nur der Bewältigungsdisposition einer Person beeinflusst werden. Ob die Probandinnen ihre depressiven Belastungssymptome tatsächlich gemäß ihrem habituellen Bewältigungsstil reguliert haben, bleibt hier letztlich unklar. Die Vorhersage situativer Bewältigungsprozesse wird dabei zusätzlich durch die hohen Interkorrelationen der einzelnen habitueller Copingstrategien erschwert. Es erscheint ohnehin wahrscheinlich, dass sich die einzelnen Strategien aufgrund ihres dysfunktionalen Charakters im aktuellen Copingprozess gegenseitig bedingen. Da beispielsweise die repetitive kognitive Beschäftigung mit dem eigenen inneren Zustand zu einer Intensivierung der depressiven Stimmung führt, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Betroffenen mit Pessimismus und Resignation auf ihr Symptomerleben reagieren (Pyszczynski et al., 1987).

Die Bewältigungsstrategie *Resignation* kann hierbei auch einen Versuch darstellen, dem mit Rumination assoziierten negativen Selbstfokus zu entfliehen. Grübeltendenzen werden jedoch häufig gerade durch die Vermeidung und Unterdrückung von aversiven Gefühlen und negativen Kognitionen geschürt (zsf. Wenzlaff, 2003). Die Erfahrung, dass die eigenen Grübeleien nicht zu unterdrücken sind, intensiviert das Hilflosigkeitsempfinden, welches dann selbst zum Gegenstand des Grübelns werden kann (Teismann, 2012). Rumination zieht zudem häufig die Vermeidung von Sozialkontakten nach sich, beispielsweise aus Angst vor Zurückweisung oder aber aufgrund der Überzeugung, dass einem andere auch nicht helfen können. Das Rückzugsverhalten bedeutet wiederum mehr Inaktivität und weniger Ablenkung, was weiteren Anlass zur Rumination bietet. So lässt sich dysfunktionales Coping als eine Abfolge verschiedener Bewältigungsschritte verstehen, bei der die depressive Belastungsreaktion hin zu depressiven Symptomen verstärkt wird.

Ein weiterer diskussionswürdiger Aspekt ist, dass die Teilnehmerinnen über den vierwöchigen Messzeitraum insgesamt relativ wenige negative Ereignisse im Bereich Aussehen berichteten. Entweder erlebten die Probandinnen wirklich nur wenige Stressoren oder aber sie gaben weniger Ereignisse an, als tatsächlich aufgetreten waren. Letzteres könnte möglicherweise durch die methodische Operationalisierung der Stressoren begünstigt worden sein. So könnte die geringe Angabe attraktivitätsrelevanter Ereignisse auf eine Beeinflussung des Antwortverhaltens der Teilnehmerinnen durch die beispielhaften Erläuterungen in der Instruktion zurückzuführen sein. Die Angabe von Beispielen für attraktivitätsbezogene Stressoren wie „*unreine Haut*“ hat die Teilnehmerinnen womöglich dahingehend beeinflusst, dass sie das Auftreten von Stressoren nur in Bezug auf diese Beispiele bewerteten und andere aufgetretene attraktivitätsbezogene negative Ereignisse nicht angaben. Dies könnte vor allem bei der Erhebung der externalen Ereignisse der Fall gewesen sein, bei denen in der Instruktion Beispiele wie „*abfällige Bemerkung einer anderen Person*“ vorgegeben waren. Dieses Problem könnte in zukünftigen Studien durch eine freie Nennung von attraktivitätsrelevanten Stressoren oder den Verzicht von Beispielen in der Instruktion gelöst werden. Ein weiterer methodischer Erklärungsansatz für die geringe Anzahl berichteter Stressoren ist, dass die retrospektive Erfassung der Stressoren durch fehlerhafte Erinnerungsprozesse ungenau wurde. Die Probandinnen wurden zu den einzelnen Tagebuchmessungen jeweils abends gefragt, ob an diesem Tag ein negatives Ereignis im Bereich Aussehen aufgetreten war. So ist denkbar, dass selbstwertrelevante Stressoren schlichtweg abends nicht mehr in Erinnerung gerufen wurden. Dies erscheint vor allem dann plausibel, wenn die Ereignisse bzw. die damit einhergehende Selbstwertbedrohung durch situationsspezifisch angewandte Bewältigungsmechanismen wie Verdrängung und

Vergessen reguliert wurde. In diesem Fall erscheint es für weitere Forschungen sinnvoll, dass Probanden das Auftreten von negativen attraktivitätsrelevanten Ereignissen situationsnah dokumentieren.

8 Zusammenfassende Diskussion

Im Sinne eines abschließenden Fazits werden nachfolgend die Kernbefunde dieser Dissertationsschrift zusammenfassend dargestellt sowie wichtige Limitationen und Implikationen der zur Überprüfung der Fragestellung durchgeführten Studien diskutiert.

8.1 Überblick über die zentralen Forschungsziele und -ergebnisse

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stand die Frage, ob die externalen Selbstwertkontingenzen einen Vulnerabilitätsfaktor für die Entstehung einer depressiven Symptomatik darstellen. Im Sinne des Vulnerabilitäts-Stress-Modells wurde angenommen, dass depressive Symptome durch eine Interaktion zwischen externalen Selbstwertkontingenzen (Vulnerabilitäten) und kontingenz-kongruenten Stressoren bedingt werden. Ein weiteres Forschungsanliegen bestand darin, relevante Moderatoren sowie Mediatoren dieser Interaktion zu identifizieren.

In der ersten Untersuchung wurden selbstwertrelevante Stressoren als Auslöser einer Depression angesehen, die in Interaktion mit den externalen Selbstwertkontingenzen Attraktivität, akademische Kompetenz, Anerkennung und Wettbewerb zunächst zu einer unmittelbaren subjektiven Belastungsreaktion führen, welche sich im weiteren Verlauf in einer depressiven Symptomatik manifestieren kann. Als zentrales Ergebnis der ersten Studie zeigte sich, dass die kumulierten externalen Selbstwertkontingenzen den Effekt kontingenz-kongruenter *daily hassles* auf das Erleben einer subjektiven Belastung moderieren. So fiel die Belastung mit steigender Anzahl an Stressoren umso stärker aus, je höher die externalen Selbstwertkontingenzen ausgeprägt waren. Die subjektive Belastung wiederum fungierte als Prädiktor für Veränderungen der depressiven Symptomatik. Bei der domänenspezifischen Betrachtung dieser Zusammenhänge erwiesen sich nur die Effekte der Attraktivitätskontingenz als signifikant. Dieser Befund wurde als Hinweis darauf gedeutet, dass die Attraktivitätskontingenz unter den externalen Selbstwertkontingenzen einen besonderen Stellenwert in der Depressionsgenese einnimmt. Ziel der zweiten und dritten Studie war es, den Einfluss der Attraktivitätskontingenz auf das unmittelbare Belastungserleben nach einem negativen Ereignis im Bereich Aussehen mithilfe eines experimentellen Designs weiter abzusichern und das subjektive Belastungserleben durch spezifische, depressionsähnliche Belastungsindikatoren inhaltlich zu qualifizieren. Die Befunde zeigen, dass die Belastungsreaktion vor allem durch ein Absinken des

Selbstwertgefühls charakterisiert ist, wodurch weitere emotionale und motivationale Symptome einer depressiven Belastungsreaktion erzeugt bzw. verstärkt werden. Die dritte Studie dieser Arbeit lieferte zudem wichtige Hinweise auf den moderierenden Einfluss der Attribution bei der Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion. Nach einem negativen Attraktivitätsfeedback war die Attraktivitätskontingenz nur bei einer dispositionalen Attribution (mangelhaftes Aussehen), nicht aber einer situationsabhängigen Attribution (undifferenziertes Bewertungsverhalten), ein Prädiktor für das Ausmaß der depressiven Belastungsreaktion. In der letzten Studie wurden die theoretischen Annahmen hinsichtlich des weiteren Verlaufs einer kurzfristigen Belastung hin zu einer längerfristigen Depression überprüft. Die Studie erbrachte empirische Evidenz dafür, dass die Verarbeitung der unmittelbaren depressiven Belastungsreaktion entscheidend dafür ist, ob sich diese zu längerfristigen depressiven Symptomen entwickelt. So erwies sich die Vulnerabilitäts-Stress-Interaktion zwischen Attraktivitätskontingenz und attraktivitätsbezogenen Stressoren bei der Vorhersage depressiver Symptome nur bei einer hohen Ausprägung der dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Ruminaton, Resignation und sozialer Rückzug als signifikant.

Für eine Gesamtbewertung der vorliegenden Befunde lässt sich als zentraler Erkenntnisgewinn dieser Arbeit festhalten, dass sich die Attraktivitätskontingenz unter ätiologischen Gesichtspunkten im Sinne eines Diathese-Stress-Modells in allen vier Studien als bedeutsamer Vulnerabilitätsfaktor für die Entstehung einer depressiven Belastungsreaktion bzw. depressiven Symptomatik herauskristallisierte. Dies ist insofern ein neuer Forschungsbeitrag, da der Einfluss der Attraktivitätskontingenz bei der Depressionsgenese bislang kaum Beachtung fand. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen legen nahe, dass die Attraktivitätskontingenz nicht nur bei der Erforschung von Essstörungen oder körperdysmorphen Störungen, sondern auch bei Depressionen Berücksichtigung finden sollte.

Die Befunde dieser Arbeit bieten zudem wichtige Erklärungsansätze für andere interessante Forschungsergebnisse. So ließe sich beispielsweise erklären, warum eine hohe Selbstwertkontingenz im Bereich Aussehen häufig nicht mit einer positiven Selbsteinschätzung der eigenen Attraktivität einhergeht. Während die Befunde einer Studie von Park (2007) auf eine Nullkorrelation zwischen der selbsteingeschätzten Attraktivität und der Attraktivitätskontingenz hinweisen, konnte in einer Forschungsarbeit, in der die Selbstwertkontingenz als globaler Faktor operationalisiert wurde, sogar ein negativer Zusammenhang der Selbstwertkontingenz mit der selbsteingeschätzten Attraktivität festgestellt werden (Patrick et al., 2004). Auch wenn aufgrund dieses korrelativen Zusammenhangs keine kausalen Aussagen möglich sind, so erscheint es unter Berücksichtigung der Ergebnisse der ersten und vierten Studie doch plausibel,

dass die Attraktivitätskontingenenz eine Ursache für die geringe Selbsteinschätzung des eigenen Aussehens darstellt. Hier zeigte sich eine positive Beziehung der Attraktivitätskontingenenz mit der Anzahl an Stressoren in diesem Bereich. Folglich berichteten die Probanden umso mehr Stressoren im Bereich Aussehen, je höher ihre Attraktivitätskontingenenz ausgeprägt war. Aus diesem Befund könnte geschlussfolgert werden, dass attraktivitätskontingente Personen subjektiv häufiger Stressoren erleben, weil sie ständig ihr Äußeres validieren und bestätigen müssen. Die Beschäftigung mit dem eigenen Aussehen erzeugt dabei möglicherweise eine Sensibilität für potenzielle Stressoren, die Verletzungen der eigenen Standards widerspiegeln. Diese Schlussfolgerung steht auch in Übereinstimmung mit dem in der Literatur berichteten Befund, dass Personen mit hoher globaler Selbstwertkontingenenz vorwiegend aufwärtsgerichtete soziale Vergleiche beispielsweise mit Mediens Schönheiten vornehmen, wenn sie ihre Attraktivität bewerten (Patrick et al., 2004). Der Vergleich mit „perfekten“ Models wird somit unweigerlich als Misserfolg erlebt und die eigene Attraktivität als gering bewertet (vgl. Buckingham, Weber & Sypher, 2012). Wie diese Arbeit gezeigt hat, führen Misserfolge wie negative Bewertungen des eigenen Aussehens vor allem bei Personen mit hoher Attraktivitätskontingenenz zu einem Absinken des Selbstwertgefühls, weiteren depressiven Belastungsreaktionen und in der Folge langfristig zu depressiven Symptomen.

8.2 Limitationen und Forschungsperspektiven

Bevor auf praktische Implikationen der Befunde eingegangen wird, sei auf Einschränkungen hingewiesen, die bei der Interpretation der Studienbefunde berücksichtigt werden sollten und die zugleich einen Ausblick auf wichtige Forschungsperspektiven ermöglichen. Eine Limitation der vorliegenden Arbeit besteht in der eingeschränkten Generalisierbarkeit der Studienergebnisse für Männer. In allen Studien lag ein relativ unausgeglichenes Geschlechterverhältnis vor, wobei in der letzten Untersuchung ausschließlich Studentinnen befragt wurden. Zwar war die Überprüfung möglicher Geschlechtsunterschiede keine explizite Fragestellung dieser Arbeit, dennoch ist die Betrachtung von Geschlechtsunterschieden nicht uninteressant, da Frauen sowohl höhere Werte in der Attraktivitätskontingenenz als auch höhere Depressionswerte aufweisen – wie die Ergebnisse der ersten Studie belegen. Durch Geschlechtsunterschiede in der Selbstwertkontingenenz können möglicherweise die höheren Prävalenzzahlen depressiver Störungen bei Frauen erklärt werden (vgl. Cambron et al., 2009). In weiteren Studien sollte daher eine homogene Geschlechterverteilung angestrebt werden, um wichtige Erkenntnisse über den Einfluss des Geschlechts auf den Zusammenhang zwischen Attraktivitätskontingenenz und depressiven Symptomen zu gewinnen.

Einschränkend ist auch festzuhalten, dass diese Arbeit der Depressionsgenese im Sinne eines komplexen Geschehens, bei dem viele Faktoren wie u.a. genetische, interpersonale oder soziale Prädispositionen sowie verschiedene vermittelnde Prozesse und Mechanismen beteiligt sind, sowohl auf theoretischer als auch empirischer Seite nicht in Gänze gerecht werden konnte. So wurden beispielsweise keine neurochemischen oder körperlichen Veränderungen betrachtet, die im Zusammenhang mit der Depressionsentwicklung stehen. Vielversprechend für zukünftige Forschungsarbeiten könnte es sein, den Einfluss der Selbstwertkontingenz auf biologische Prozesse der Depressionsentstehung wie der Freisetzung von Kortisol zu untersuchen. Erste Hinweise darauf stammen aus einer nicht publizierten Studie von Knight und Crocker (2005; zitiert nach Crocker et al., 2006), in der Effekte der Kompetenzkontingenz auf negative Veränderungen des Kortisolspiegels und des physischen Wohlbefindens bei Auftreten von Stressoren wie schlechte Noten nachgewiesen werden konnten. Diese Ergebnisse sollten in weiteren Untersuchungen abgesichert und in Beziehung mit der Depressionsgenese gesetzt werden.

Unter methodischen Gesichtspunkten ist einschränkend zu nennen, dass zur Erfassung längerfristiger depressiver Symptome die ADS eingesetzt wurde (Studien 1 und 4). Die ADS ist ein Selbstbeurteilungs-Fragebogen, der das Ausmaß bzw. den Schweregrad eines momentanen depressiven Zustands misst, aber kein alleiniges Diagnoseinstrument einer klinischen Depression nach den geläufigen Klassifikationssystemen wie DSM V und ICD-10 darstellt. Die Diagnose einer Major Depression ist wesentlich spezifischer und bedarf der Abklärung einiger Ausschlusskriterien. Um neue Erklärungsansätze für die Entstehung einer Depression zu erforschen, sind solche reduktionistischen Strategien jedoch häufig nicht zu vermeiden. Es bedarf hier weiterer Untersuchungen mit komplexeren Untersuchungsdesigns, um die vorliegenden Befunde abzusichern und um weitere Moderatoren und Mediatoren zu ergänzen.

Lohnend für die Forschung erscheint es zudem, den Zusammenhang zwischen der Selbstwertkontingenz und der Depression in klinischen Stichproben zu untersuchen. Mithilfe einer prospektiven Längsschnittuntersuchung könnte beispielsweise aufgezeigt werden, ob das Ausmaß der Selbstwertkontingenzen im Jugendalter signifikant zur Vorhersage späterer Depressionswerte beiträgt oder gar prädiktiv für die Entwicklung einer klinisch relevanten Depression im Erwachsenenalter ist. Wie epidemiologische Studien zeigen, lässt sich in der frühen und mittleren Adoleszenz eine Zunahme an depressiven Störungen verzeichnen, wobei dieser Anstieg vor allem bei Mädchen ab dem Einsetzen der Pubertät zu beobachten ist (Hilt & Nolen-Hoeksema, 2008; Stiensmeier-Pelster, Braune-Krickau, Schürmann & Duda, 2014). Die Adoleszenz ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl an körperlichen, kognitiven und psychosozialen Veränderungen, die von Mädchen häufig intensiver und belastender wahrgenommen werden

als von Jungen (zsf. Groen & Petermann, 2011). Unter dem Einfluss verschiedener kontextueller Faktoren, wie neuen gesellschaftlichen Erwartungen und Normen seitens der Eltern, der Peers und Medien, entwickeln sich in der Adoleszenz Werte und Ziele, die in das Selbstkonzept integriert werden müssen. Dabei scheint vor allem für Mädchen die wahrgenommene Attraktivität eine wichtige Domäne zu sein (Harter, 2012). Veränderungen des Selbstkonzepts in Bereichen wie dem äußeren Erscheinungsbild lassen sich während der Jugendzeit u.a. durch eine zunehmende Differenziertheit hinsichtlich der eigenen Stärken und Schwächen charakterisieren. Dabei wird die Wahrnehmung des Selbst zunehmend durch Vergleiche mit selbstkonstruierten Idealbildern determiniert, die zu Unzufriedenheit mit dem eigenen Aussehen, Enttäuschungen und negativem Affekt führen können (zsf. Harter, 2012). Negative Selbstbewertungen werden bei einigen Mädchen auch durch die mit der Pubertät einhergehenden körperlichen Veränderungen wie dem Einsetzen der Geschlechtsreife oder der Zunahme an Körperfett und der Herausbildung rundlicher Formen hervorgerufen (Hyde et al., 2008). Der Anstieg depressiver Symptome in dieser vulnerablen Phase der Entwicklung hängt somit möglicherweise damit zusammen, dass vor allem Mädchen in diesem Alter eine stark ausgeprägte Attraktivitätskontingenz entwickeln, die mit Stressoren wie pubertätsbedingten körperlichen und psychosozialen Veränderungen bei der Entstehung depressiver Reaktionen interagieren (Burwell & Shirk, 2009). Ein weiterer Faktor, der das Risiko für die Entstehung bzw. Intensivierung depressiver Symptome bei jugendlichen Mädchen erhöht, ist die im Vergleich zu Jungen stärker ausgeprägte Tendenz zu dysfunktionalen Bewältigungsstilen von depressiven Reaktionen. Mädchen neigen beispielsweise stärker dazu, intensiv und langanhaltend über negative Erfahrungen und Emotionen zu ruminieren, während Jungen eher ablenkendes Verhalten in stressreichen Situationen zeigen (für einen Überblick siehe Hilt & Nolen-Hoeksema, 2008). Es bleibt zukünftigen Studien vorbehalten, die Frage zu klären, ob die zunehmende Depressionsrate in der Adoleszenz – insbesondere bei Mädchen – auf einzelne Risikofaktoren oder eine Kombination von Faktoren wie der Attraktivitätskontingenz, entwicklungsbedingter Stressoren und einem dysfunktionalen Bewältigungsstil zurückzuführen ist.

8.3 Praktische Implikationen

Die Studienbefunde beinhalten nicht nur Implikationen für weitere Forschungsarbeiten zum Einfluss der Selbstwertkontingenz auf die Depressionsgenese, sondern sind auch von hoher praktischer Relevanz. Die Tatsache, dass depressive Störungen zu den am häufigsten vorkommenden psychischen Störungen zählen, verdeutlicht die Notwendigkeit, die Erkenntnisse der ätiologischen Depressionsforschung in therapeutische Präventions- und Interventions-

maßnahmen einfließen zu lassen. Aus den in dieser Arbeit berichteten Befunden lässt sich ableiten, dass die Berücksichtigung der externalen Selbstwertkontingenzen – insbesondere der Attraktivitätskontingenz – aussichtsreich für therapeutische Maßnahmen erscheint. Empfehlungen für spezifische, praktische Operationalisierungen vorzunehmen, würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Vielmehr sollen nachfolgend erste Ansatzpunkte für die Prävention und Behandlung von depressiven Störungen skizziert werden.

Wie die theoretischen Ausführungen in Kapitel 2.1 sowie die Ergebnisse der vorgestellten Untersuchungen verdeutlichen, ist die Bedeutsamkeit des Selbstwerts bei der Genese depressiver Symptome nicht unter der Betrachtungsweise eines monolithischen Konstrukts zu erklären. Vielmehr zeigen die Studienbefunde, dass neben oder gar anstelle der Selbstwerthöhe die Selbstwertkontingenz als Risikofaktor für depressive Symptome wirkt und daher auch in die therapeutische Arbeit integriert werden muss (vgl. Roberts, 2006). Im psychotherapeutischen Arbeitsfeld lag das Augenmerk jedoch bislang vorrangig auf der Erhöhung des Selbstwerts. Hierbei soll der Selbstwert beispielsweise durch positive Selbstinstruktion wie *„Ich bin eine liebenswerte Person“* oder durch die Erfahrung von Erfolgserlebnissen gestärkt werden. Einige Untersuchungsbefunde weisen jedoch darauf hin, dass diese zur Selbstwerterhöhung intendierten Maßnahmen teilweise gegenteilige Effekte aufweisen und negative Stimmungszustände, Ängste und physische Symptome induzieren können (zsf. Wood, Anthony & Foddis, 2006). Eine mögliche Ursache für diese Kontraindikation ist, dass durch die bloße Induzierung von Erfolgserlebnissen oder durch positive Selbstinstruktionen keine dysfunktionalen Selbstwertkontingenzen abgebaut werden. Solange diese bestehen, sind die beschriebenen Methoden vor allem für selbstwertkontingente Personen wenig effektiv oder gar kontraindiziert, da Erfolgserlebnisse auf nicht erfüllte Standards aufmerksam machen oder zur Festlegung neuer höherer Standards führen können, deren Nicht-Erfüllung befürchtet oder bereits antizipiert wird.

Ableitend aus den vorliegenden Studienbefunden erscheint daher eine auf den Abbau von dysfunktionalen Selbstwertkontingenzen fokussierte Zielformulierung in der Psychotherapie und Depressionsprävention sinnvoll. Nach Crocker (2002) ist es nicht das Streben nach Selbstwert, sondern gerade das Nicht-Streben nach Selbstwert, was die adaptive Funktionalität des Individuums erhöhe. Ein Selbstwert, der unabhängig von äußeren Faktoren ist, ließe sich somit als Zielzustand von Präventions- und Interventionsmaßnahmen definieren. Ein nicht-kontingenter Selbstwert kann jedoch nur dann das Ziel sein, wenn dieses Ziel auch realistisch ist. Die Existenz eines Selbstwerts, der gänzlich unabhängig von dem Erreichen interner oder externer Standards ist, wird jedoch von verschiedenen Forschern stark angezweifelt (z.B. Arndt & Schimel, 2003; Crocker & Park, 2004; Rhodewalt & Tragakis, 2003). Selbst in der Definition

des wahren Selbstwerts von Deci und Ryan (1995) ist der Selbstwert nicht unabhängig, sondern kontingent von der erfolgreichen Bewältigung von Lebensaufgaben, dem Ausdruck eigener Gedanken und Werte sowie dem Erhalt von sozialer Akzeptanz. Wichtiger als die Frage, ob der Selbstwert kontingent oder nicht kontingent ist, erscheint daher die Frage, welche spezifischen Standards dem Selbstwert zugrunde liegen und ob diese Standards durch die Person erreicht werden können. Wie oben beschrieben ist die Attraktivitätskontingenz mit negativen Auswirkungen assoziiert, weil der Selbstwert hier häufig an rigide Ziele oder hohe Standards gebunden ist, die für das Individuum nicht zu erreichen sind.

Für Behandlungsansätze lassen sich drei wichtige Therapieinhalte ableiten. *Erstens* sollten überhöhte oder rigide Standards innerhalb der Selbstwertkontingenzen identifiziert und durch realistische Ziele ersetzt werden (vgl. Kuiper & Olinger, 1989). Im Sinne einer kognitiven Umstrukturierung könnten niedrigere und flexiblere Standards etabliert werden, wodurch auch Erfolgserlebnisse wahrscheinlicher und häufiger werden. Eine attraktivitätskontingente Person könnte sich beispielsweise sagen „*Ich muss nicht wie ein Topmodel aussehen, um attraktiv und somit wertvoll zu sein.*“ *Zweitens* bietet die Fokussierung oder Stärkung der internalen Selbstwertkontingenzen einen vielversprechenden therapeutischen Ansatzpunkt. Wie die zum Teil positiven Zusammenhänge der eher internalen oder intrinsischen Selbstwertkontingenzen mit verschiedenen Indikatoren des psychischen Wohlbefindens nahelegen, erscheinen diese Selbstwertkontingenzen funktionaler zu sein als die eher externalen Selbstwertkontingenzen (siehe Kapitel 2.3.3). Im Rahmen therapeutischer Maßnahmen könnten die Selbstwertkontingenzen beispielsweise durch die Betonung von Werten wie Hilfsbereitschaft oder Ehrlichkeit modifiziert werden. Zu berücksichtigen bleibt jedoch, dass der Selbstwert auch bei internalen Selbstwertkontingenzen letztlich abhängig bleibt, sodass Misserfolge auch hier zu einem Absinken des Selbstwertgefühls führen können (vgl. Crocker & Park, 2004). Daher ist es *drittens* nicht nur wichtig, die Selbstwertkontingenzen zu modifizieren, sondern auch funktional mit diesen Misserfolgen bzw. den Implikationen dieser Misserfolge für den Selbstwert umzugehen (Kuiper & Olinger, 1989). Vor dem Hintergrund der im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Befunde ist es vor allem die Kombination aus einer hohen Selbstwertkontingenz und dysfunktionalem Coping, die ein hohes Depressionsrisiko erzeugt. Hier war der Anstieg der depressiven Symptomatik nach kontingenz-kongruenten Stressoren bei attraktivitätskontingenten Personen besonders stark ausgeprägt, wenn sie zu den dysfunktionalen Bewältigungsstrategien Rumination, Resignation und sozialer Rückzug neigten. Eine Therapie, die sich ausschließlich auf die Modifizierung der Selbstwertkontingenzen fokussiert, ohne das Ausmaß dysfunktionaler Bewältigungsstrategien zu reduzieren, kann die Depressionsbehandlung und Therapieansprache somit verzögern und verkomplizieren. Ein Ziel im therapeutischen Arbeits-

feld sollte es daher sein, diese dysfunktionalen Strategien abzubauen und durch funktionalere Verarbeitungsweisen zu ersetzen.

Eine seit langem in der Psychotherapie von Depressionen erfolgreich eingesetzte Behandlungsmethode ist die Verstärkeraktivierung (z.B. Abel & Hautzinger, 2013). Mit dieser behavioralen Therapieform wird die Steigerung angenehmer Beschäftigungen angestrebt und so der Tendenz entgegengewirkt, sich sozial zurückzuziehen. Bei der Verstärkeraktivierung werden vom Klienten Aktivitäten aufgespürt und ausgeübt, die ihm Spaß bereiten und sich positiv auf die Stimmung auswirken. Zu positiven Verstärkern gehört beispielsweise das Aufsuchen von sozialen Aktivitäten, wie Verabredungen mit Freunden, das Anschließen an eine Jugendgruppe oder das Ausüben einer Mannschaftssportart. Wichtig ist hierbei, dass der Klient lernt, diese alltäglichen Ereignisse als unabhängig vom Selbstwert zu erleben. Es geht darum, Freude an den Aktivitäten im gegenwärtigen Moment zu verspüren, ohne eine wertende Haltung gegenüber der eigenen Person einzunehmen.

Ein weiteres therapeutisches Ziel könnte sich auf den Abbau eines Bewältigungsstils beziehen. In der Hoffnungslosigkeitsdepression (Abramson et al., 1989) entstehen Resignation und pessimistische Gedanken vor allem dann, wenn Personen Ereignisse auf internale, globale und stabile Ursachen attribuieren. Die Befunde der dritten Studie dieser Arbeit (Kapitel 5) haben verdeutlicht, dass attraktivitätskontingente Personen nach einem negativen Attraktivitätsfeedback eine depressive Belastungsreaktion zeigten, wenn sie das Feedback einem internalen, stabilen und globalen Ursachenfaktor, nämlich ihrem Aussehen, zugeschrieben hatten. Durch eine kognitive Umstrukturierung der Kausalattribution im Sinne eines Reattributionstrainings (Poppe et al., 2005) könnte möglicherweise die Tendenz zur Resignation reduziert werden. In einem Reattributionstraining lernen Personen, ungünstige Attributionen für Ereignisse zu identifizieren und durch alternative funktionale Attribution zu ersetzen.

Methoden und Strategien zur Behandlung eines ruminativen Reaktionsstils lassen sich aus verschiedenen theoretischen und empirischen Arbeiten ableiten und finden zum Teil auch in etablierten Therapieverfahren als Einzelstrategien oder in Kombination Anwendung (für einen Überblick siehe Teismann, 2012). So sind beispielsweise Problemlösetrainings, in denen die Betroffenen dabei unterstützt werden, alternative problemorientierte Verhaltensweisen aufzubauen, eine gängige Praxis in der kognitiven Verhaltenstherapie depressiver Störungen. Neben Problemlösetrainings werden häufig Methoden wie Ablenkung, Achtsamkeit und Akzeptanz zur Überwindung persistierenden Grübelns eingesetzt. Im Rahmen von Achtsamkeitsinterventionen wird der Patient angeleitet, seine Aufmerksamkeit absichtsvoll auf das Hier-und-Jetzt zu zentrieren, um negative Gedanken an vergangene und zukünftige Ereignisse zu vermeiden. Zudem wird angeraten, Gedanken als mentale Ereignisse und nicht als Tatsachen

wahrzunehmen, wodurch die Distanzierung von diesen Gedanken erleichtert werden soll. Bei der Ablenkung soll der Aufmerksamkeitsfokus durch das Aufsuchen angenehmer Aktivitäten von den eigenen negativen Gedankeninhalten abgewendet werden. Da die Betroffenen auch bei sozialen oder physischen Aktivitäten weiter grübeln können, wird zudem häufig angestrebt, die Qualität des Denkens durch eine Aufmerksamkeitsausrichtung auf neutrale oder positive Aspekte zu verändern. Eine Aktivierung positiver Aspekte kann z.B. durch die Strategie der Selbstbestätigung (Steele, 1988) erfolgen. Hierbei konzentriert sich die Person auf positive Selbstaspekte, die nicht in Verbindung mit den ursprünglich Dissonanz erzeugenden Kognitionen stehen, um das Selbstwertgefühl wiederherzustellen und das Wohlbefinden zu steigern. Wenn sich beispielsweise eine Person mit hoher Attraktivitätskontingenz als unattraktiv erlebt hat, kann sie den dadurch erfahrenen kurzfristigen Selbstwertverlust nivellieren oder abschwächen, indem sie sich auf Erfolge in anderen selbstwertrelevanten Bereichen konzentriert. Die Voraussetzung für eine erfolgreiche Selbstbestätigung ist, dass die Person über mehrere Selbstwertkontingenzen verfügt. Wie die Ergebnisse der ersten Studie zeigen, bergen jedoch multiple Selbstwertkontingenzen, sofern sie external sind, ein erhöhtes Depressionsrisiko. Daher sollte die Selbstbestätigung mit der Aktivierung intrinsischer Selbstaspekte kombiniert werden (vgl. Arndt, Schimel, Greenberg & Pyszczynski, 2002).

Die praktischen Implikationen dieser Arbeit verweisen zusammengefasst darauf, dass die Umstrukturierung des Bewältigungsrepertoires in Kombination mit der Modifizierung der externalen Selbstwertkontingenzen sowohl unmittelbar in der Depressionsbehandlung als auch präventiv von therapeutischem Nutzen sein kann.

Literaturverzeichnis

- Abel, U. & Hautzinger, M. (2013). *Kognitive Verhaltenstherapie bei Depressionen im Kindes- und Jugendalter*. Heidelberg: Springer.
- Abela, J. R. Z., Brozina, K. & Haigh, E. P. (2002). An examination of the response styles theory of depression in third- and seventh-grade children: A short-term longitudinal study. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 30, 515–527.
- Abramson, L. Y., Alloy, L. B. & Metalsky, G. I. (1989). Hopelessness depression: A theory based subtype of depression. *Psychological Review*, 96, 358–372.
- Abramson, L. Y., Seligman, M. E. P. & Teasdale, J. (1978). Learned helplessness in humans: Critique and reformulation. *Journal of Abnormal Psychology*, 87, 49–74.
- Aiken, L. S. & West, S. G. (1991). *Multiple regression: Testing and interpreting interactions*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Albani, C., Blaser, G., Geyer, M., Schmutzer, G., Brähler, E., Bailer, H. et al. (2005). Überprüfung der Gütekriterien der deutschen Kurzform des Fragebogens "Profile of Mood States" (POMS) in einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 55, 324–330.
- Aldao, A., Nolen-Hoeksema, S. & Schweizer, S. (2010). Emotion-regulation strategies across psychopathology: A meta-analytic review. *Clinical Psychology Review*, 30, 217–237.
- American Psychiatric Association. (2013). *Diagnostic and statistical manual of mental disorders: DSM-5* (5th ed.). Arlington, VA: American Psychiatric Publishing.
- Arndt, J., Schimel, J., Greenberg, J. & Pyszczynski, T. (2002). The intrinsic self and defensiveness: Evidence that activating the intrinsic self reduces self-handicapping and conformity. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 28, 671–683.
- Arndt, J. & Schimel, J. (2003). Will the real self-esteem please stand up? Toward an optimal understanding of the nature, functions, and sources of self-esteem. *Psychological Inquiry*, 14, 27–31.
- Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2006). *Multivariate Analysemethoden*. Berlin: Springer.
- Barnett, P. A. & Gotlib, I. H. (1988). Psychological functioning and depression: Distinguishing among antecedents, concomitants, and consequences. *Psychological Bulletin*, 104, 97–126.
- Baumeister, R. F., Campbell, J. D., Krueger, J. I. & Vohs, K. D. (2003). Does high self-esteem cause better performance, interpersonal success, happiness, or healthier lifestyles? *Psychological Science in the Public Interest*, 4, 1–44.
- Beck, A. T. (1983). Cognitive therapy of depression: New perspectives. In P. J. Clayton & J. E. Barrett (Hrsg.), *Treatment in depression: Controversies and new approaches* (S. 265–284). New York: Raven Press.
- Beck, A. T., Rush, A. J., Shaw, B. F. & Emery, G. (1986). *Kognitive Therapie der Depression*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Beckmann, J. & Heckhausen, H. (2010). Motivation durch Erwartung und Anreiz. In J. Heckhausen & H. Heckhausen (Hrsg.), *Motivation und Handeln* (4. Auflage, S. 105–143). Heidelberg: Springer.

- Bergstrom, R. L., Neighbors, C. & Lewis, M. (2004). Do men find "bony" woman attractive?: Consequences of misperceiving opposite sex perceptions of attractive body image. *Body Image, 1*, 183–191.
- Biehl, B., Dangel, S. & Reiser, A. (1986). Profile of Mood States. In Collegium Internale Psychiatricae Scalarum (Hrsg.), *Internationale Skalen für Psychiatrie*. Weinheim: Beltz.
- Boden, J. M., Fergusson, D. M. & Horwood, L. J. (2008). Does adolescent self-esteem predict later life outcomes? A test of the causal role of self-esteem. *Development and Psychopathology, 20*, 319–339.
- Boivin, M., Hymel, S. & Bukowski, W. M. (1995). The roles of social withdrawal, peer rejection, and victimization by peers in predicting loneliness and depressed mood in childhood. *Development and Psychopathology, 7*, 765–785.
- Böker, H. (2006). *Psychoanalyse und Psychiatrie*. Heidelberg: Springer.
- Bos, A. E. R., Huijding, J., Muris, P., Vogel, L. R. R. & Biesheuvel, J. (2010). Global, contingent and implicit self-esteem and psychopathological symptoms in adolescents. *Personality and Individual Differences, 48*, 311–316.
- Bradley, G. W. (1978). Self-serving biases in the attribution process: A re-examination of the fact or fiction question. *Journal of Personality and Social Psychology, 36*, 405–417.
- Brown, G. W. & Harris, T. (2001). *Social origins of depression. A study of psychiatric disorder in women*. London: Routledge.
- Brown, J. D. & Marshall, M. A. (2006). The three faces of self-esteem. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives* (S. 4–9). Oxford: Psychology Press.
- Buckingham, J. T., Weber, A. M. & Sypher, A. K. (2012). Self-esteem and self-perpetuating effects of threat on contingencies of self-worth. *Self and Identity, 11*, 360–385.
- Bühner, M. & Ziegler, M. (2009). *Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. München: Pearson Studium.
- Burwell, R. A. & Shirk, S. R. (2006). Self processes in adolescent depression: The role of self-worth contingencies. *Journal of Research on Adolescence, 16*, 479–490.
- Burwell, R. A. & Shirk, S. R. (2009). Contingent self-worth and gender differences in adolescent depression: A commentary. *Sex Roles, 61*, 769–777.
- Butler, A. C., Hokanson, J. E. & Flynn, H. A. (1994). A comparison of self-esteem lability and low trait self-esteem as vulnerability factors for depression. *Journal of Personality and Social Psychology, 66*, 166–177.
- Cambron, M. & Acitelli, L. (2010). Examining the link between friendship contingent self-esteem and the self-propagating cycle of depression. *Journal of Social and Clinical Psychology, 29*, 701–726.
- Cambron, M. J., Acitelli, L. K. & Pettit, J. W. (2009). Explaining gender differences in depression: An interpersonal contingent self-esteem perspective. *Sex Roles, 61*, 751–761.
- Cambron, M. J., Acitelli, L. K. & Steinberg, L. (2010). When friendship makes you blue: The role of friendship contingent self-esteem in predicting self-esteem and depressive symptoms. *Personality and Social Psychology Bulletin, 36*, 384–397.
- Chang, E. & Farrehi, A. (2001). Optimism/pessimism and information-processing styles: Can their influences be distinguished in predicting psychological adjustment? *Personality and Individual Differences, 31*, 555–562.

- Chen, L. (2011). *Contingent self-esteem in Chinese early and late adolescents*. Master thesis, University of Kansas.
- Clabaugh, A., Karpinski, A. & Griffin, K. (2008). Body weight contingency of self-worth. *Self and Identity, 7*, 337–359.
- Collani, G. von & Herzberg, P. Y. (2003). Eine revidierte Fassung der deutschsprachigen Skala zum Selbstwertgefühl von Rosenberg. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 24*, 3–7.
- Collins, D. R. & Stukas, A. A. (2008). Narcissism and self-presentation: The moderating effects of accountability and contingencies of self-worth. *Journal of Research in Personality, 42*, 1629–1634.
- Creemers, D. H., Scholte, R. H., Engels, R. C., Prinsein, M. J. & Wiers, R. W. (2012). Implicit and explicit self-esteem as concurrent predictors of suicidal ideation, depressive symptoms, and loneliness. *Journal of Behavior Therapy and Experimental Psychiatry, 43*, 638–646.
- Crocker, J. (2002a). Contingencies of self-worth: Implications for self-regulation and psychological vulnerability. *Self and Identity, 1*, 143–149.
- Crocker, J. (2002b). The costs of seeking self-esteem. *Journal of Social Issues, 58*, 597–615.
- Crocker, J., Brook, A. T., Niiya, Y. & Villacorta, M. (2006). The pursuit of self-esteem: Contingencies of self-worth and self-regulation. *Journal of Personality, 74*, 1749–1771.
- Crocker, J., Karpinski, A., Quinn, D. M. & Chase, S. K. (2003). When grades determine self-worth: Consequences of contingent self-worth for male and female engineering and psychology majors. *Journal of Personality and Social Psychology, 85*, 507–616.
- Crocker, J. & Knight, K. M. (2005). Contingencies of self-worth. *Current Directions in Psychological Science, 14*, 200–203.
- Crocker, J., Luhtanen, R. K., Cooper, M. L. & Bouvrette, A. (2003). Contingencies of self-worth in college students: Theory and measurement. *Personality Processes and Individual Differences, 85*, 894–908.
- Crocker, J. & Luhtanen, R. K. (2003). Level of self-esteem and contingencies of self-worth: Unique effects on academic, social, and financial problems in college students. *Personality and Social Psychology Bulletin, 29*, 701–712.
- Crocker, J. & Park, L. E. (2004). The costly pursuit of self-esteem. *Psychological Bulletin, 130*, 392–414.
- Crocker, J., Sommers, S. R. & Luhtanen, R. K. (2002). Hopes dashed and dreams fulfilled: Contingencies of self-worth and graduate school admissions. *Personality and Social Psychology Bulletin, 28*.
- Crocker, J. & Wolfe, C. T. (2001). Contingencies of self-worth. *Psychological Review, 108*, 593–623.
- Crocker, J. (2006a). Having and pursuing self-esteem: Costs and benefits. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives* (S. 274–280). Oxford: Psychology Press.
- Crocker, J. (2006b). What is optimal self-esteem? In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives* (S. 119–124). Oxford: Psychology Press.
- Davison, G. C., Neale, J. M. & Hautzinger, M. (2007). *Klinische Psychologie*. Weinheim: Beltz Verlag.

- Deci, E. L. & Ryan, R. M. (1995). Human autonomy: The basis for true self-esteem. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Efficacy, agency, and self-esteem* (S. 31–49). New York: Plenum Press.
- DiBartolo, P. M., Frost, R. O., Chang, P., LaSota, M. & Grills, A. E. (2004). Shedding light on the relationship between personal standards and psychopathology: The case for contingent self-worth. *Journal of Rational-Emotive & Cognitive-Behavior Therapy*, *22*, 241–254.
- Erdmann, G. & Janke, W. (2008). *Stressverarbeitungsfragebogen (SVF)* (4. überarb. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Fend, H. (2005). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Försterling, F. & Binser, M. J. (2002). Depression, school performance, and the veridicality of perceived grades and causal attributions. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *28*, 1441–1449.
- Franck, E., deRaedt, R. & Houwer, J. (2007). Implicit but not explicit self-esteem predicts future depressive symptomatology. *Behaviour Research and Therapy*, *45*, 2448–2455.
- Franck, E. & deRaedt, R. (2007). Self-esteem reconsidered: Unstable self-esteem outperforms level of self-esteem as vulnerability marker for depression. *Behaviour Research and Therapy*, *45*, 1531–1541.
- Franko, D. L., Striegel-Moore, R. H., Bean, J., Tamer, R., Kraemer, H. C., Dohm, F.-A. et al. (2005). Psychosocial and health consequences of adolescent depression in Black and White young adult women. *Health Psychology*, *24*, 586–593.
- Gayman, M. D., Lloyd, D. A. & Ueno, K. (2011). The history and timing of depression onset as predictors of young adult self-esteem. *Journal of Research on Adolescence*, *21*, 691–702.
- Goldstein, B. I. (2006). Why do women get depressed and men get drunk? An examination of attributional style and coping style in response to negative life events among Canadian young adults. *Sex Roles*, *54*, 27–37.
- Grawe, K. (2000). *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Greenier, K. D., Kernis, M. H., McNamara, C. W., Waschull, S. B., Berry, A. J., Herlocker, C. E. et al. (1999). Individual differences in reactivity to daily events: Examining the roles of stability and level of self-esteem. *Journal of Personality and Social Psychology*, *67*, 185–208.
- Greenier, K. D., Kernis, M. H. & Waschull, S. B. (1995). Not all high (or low) self-esteem people are the same: Theory and research on stability of self-esteem. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Efficacy, agency, and self-esteem*. New York: Plenum Press.
- Greenwald, A. G. & Banaji, M. R. (1995). Implicit social cognition: Attitudes, self-esteem, and stereotypes. *Psychological Review*, *102*, 4–27.
- Groen, G. & Petermann, F. (2011). *Depressive Kinder und Jugendliche* (Klinische Kinderpsychologie, Bd. 6, 2., überarbeitete Auflage). Göttingen: Hogrefe Verlag.
- Gullone, E., Ollendick, T. H. & King, N. J. (2006). The Role of attachment representation in the relationship between depressive symptomatology and social withdrawal in middle childhood. *Journal of Child and Family Studies*, *15*, 263–277.
- Harter, S. (2012). *The construction of the self: Developmental and sociocultural foundations*. New York: Guilford Publications.
- Hautzinger, M. (1991). Perspektiven für ein kognitiv-psychologisches Konzept der Depression. In C. Mundt (Hrsg.), *Depressionskonzepte heute, Psychopathologie oder Pathopsychologie?* (S. 236–248). Berlin: Springer-Verlag.
- Hautzinger, M. & Bailer, M. (1992). *Allgemeine Depressions-Skala*. Weinheim: Beltz Test Verlag.

- Hautzinger, M. (1998). *Depression* (Fortschritte der Psychotherapie, Bd. 4). Göttingen: Hogrefe.
- Hautzinger, M. (2003). *Kognitive Verhaltenstherapie bei Depressionen*. Weinheim: BeltzPVU.
- Hayes, A. F. (2013). *Introduction to mediation, moderation, and conditional process analysis. A regression-based approach*. New York: Guilford Publications.
- Heatherton, T. F. & Polivy, J. (1991). Development and validation of a scale for measuring state self-esteem. *Journal of Personality and Social Psychology*, *60*, 895–910.
- Hilt, L. & Nolen-Hoeksema, S. (2008). The emergence of gender differences in depression in adolescence. In S. Nolen-Hoeksema & L. M. Hilt (Hrsg.), *Handbook of depression in adolescents*. New York: Routledge.
- Hoffmann, J. P., Baldwin, S. A. & Cerbone, F. G. (2003). Onset of major depressive disorder among adolescents. *Journal of American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, *42*, 217–224.
- Hope, E. C., Chavous, T. M., Jagers, R. J. & Sellers, R. M. (2013). Connecting self-esteem and achievement: Diversity in academic identification and dis-identification patterns among black college students. *American Educational Research Journal*, *50*, 1122–1151.
- Horberg, E. J. & Chen, S. (2010). Significant others and contingencies of self-worth: Activation and consequences of relationship-specific contingencies of self-worth. *Journal of Personality and Social Psychology*, *98*, 77–91.
- Hyde, J. S., Mezulis, A. H. & Abramson, L. Y. (2008). The ABCs of depression: Integrating affective, biological, and cognitive models to explain the emergence of the gender difference in depression. *Psychological Review*, *115*, 291–313.
- Jacob, G. A. & Potreck-Rose, F. (2004). Der Selbstwert in der Verhaltenstherapie. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, *14*, 206–212.
- Jacobi, F., Wittchen, H.-U., Höltling, C., Höfler, M., Pfister, H., Müller, N. et al. (2004). Prevalence, co-morbidity and correlates of mental disorders in the general population: Results from the German Health Interview and Examination Survey (GHS). *Psychological Medicine*, *34*, 597–611.
- Jeney-Gammon, P., Daugherty, T. K., Finch, A. J., Belter, R. W. & Foster, K. Y. (1993). Children's coping styles and report of depressive symptoms following a natural disaster. *The Journal of Genetic Psychology*, *154*, 259–267.
- Johnson, M. (2011). Active and passive maladaptive behaviour patterns mediate the relationship between contingent self-esteem and health. *Personality and Individual Differences*, *51*, 178–182.
- Joiner, T. E. J., Alfano, M. S. & Metalsky, G. I. (1992). When depression breeds contempt: Reassurance seeking, self-esteem, and rejection of depressed college students by their roommates. *Journal of Abnormal Psychology*, *101*, 165–173.
- Joiner, T. E. J. (2000). Depression's vicious scree: Self-propagating and erosive processes in depression chronicity. *Clinical Psychology: Science and Practice*, *7*, 203–218.
- Jones, A. M. & Buckingham, J. T. (2005). Self-esteem as a moderator of the effect of social comparison on women's body image. *Journal of Social and Clinical Psychology*, *24*, 1164–1187.
- Kanning, U. P. (2000). *Selbstwertmanagement. Die Psychologie des selbstwertdienlichen Verhaltens*. Göttingen: Hogrefe.

- Kernis, M. H., Cornell, D. P., Sun, C.-R., Berry, A. & Harlow, T. (1993). There's more to self-esteem than whether it is high or low: The importance of stability of self-esteem. *Personality Processes and Individual Differences*, 65, 1190–1204.
- Kernis, M. H. (2003). Toward a conceptualization of optimal self-esteem. *Psychological Inquiry*, 14, 1–26.
- Kernis, M. H. (2005). Measuring self-esteem in context: The importance of stability of self-esteem in psychological functioning. *Journal of Personality and Social Psychology*, 73, 1569–1605.
- Kernis, M. H. & Goldman, B. M. (2006). Assessing stability of self-esteem and contingent self-esteem. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives*. Oxford: Psychology Press.
- Kernis, M. H., Grannemann, B. D. & Mathis, L. C. (1991). Stability of self-esteem as a moderator of the relation between level of self-esteem and depression. *Personality Processes and Individual Differences*, 61, 80–84.
- Kernis, M. H., Paradise, A. W., Whitaker, D. J., Wheatman, S. R. & Goldman, B. N. (2000). Master of one's psychological domain? Not likely if one's self-esteem is unstable. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, 1297–1305.
- Kernis, M. H., Whisenhunt, C. R., Waschull, S. B., Greenier, K. D., Berry, A. J., Herlocker, C. E. et al. (1998). Multiple facets of self-esteem and their relations to depressive symptoms. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 24, 657–668.
- Kessler, R., Berglund, P., Demler, O., Jin, R., Koretz, D., Merikangas, K. et al. (2003). The epidemiology of Major Depressive Disorder. Results from the National Comorbidity Survey Replication (NCS-R). *Journal of the American Medical Association*, 289, 3095–3105.
- Kessler, R. C., Birnbaum, H., Bromet, E., Hwang, I., Sampson, N. & Shahly, V. (2010). Age differences in major depression: Results from the National Comorbidity Survey Replication (NCS-R). *Psychological Medicine*, 40, 225.
- Kessler, R. C., Birnbaum, H. G., Shahly, V., Bromet, E., Hwang, I., McLaughlin, K. A. et al. (2010). Age differences in the prevalence and co-morbidity of DSM-IV major depressive episodes: Results from the WHO World Mental Health Survey Initiative. *Depression and Anxiety*, 27, 351–364.
- Knee, C. R., Canevello, A., Bush, A. L. & Cook, A. (2008). Relationship-contingent self-esteem and the ups and downs of romantic relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 95, 608–627.
- Krohne, H. W. (1996). *Angst und Angstbewältigung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kuhl, J. (1983). *Motivation, Konflikt und Handlungskontrolle*. Berlin: Springer.
- Kühner, C., Huffziger, S. & Nolen-Hoeksema, S. (2007). *Response Styles Questionnaire – Deutsche Version (RSQ-D)*. Göttingen: Hogrefe.
- Kuiper, N. A. & Olinger, L. J. (1986). Dysfunctional attitudes and a self-worth contingency model of depression. In P. Kendall (Hrsg.), *Advances in cognitive behavioral research and therapy* (Vol. 5, S. 115–142). New York: Academic Press.
- Kuiper, N. A. & Olinger, L. J. (1989). Stress and cognitive vulnerability for depression: A self-worth contingency model. In R. W. J. Neufeld (Hrsg.), *Advances in the investigation of psychological stress. Wiley series on health psychology/behavioral medicine* (S. 367–391). Oxford: John Wiley & Sons.

- Laux, L. & Weber, H. (1993). *Emotionsbewältigung und Selbstdarstellung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York: Springer.
- Lazarus, R. S. (1999). *Stress and emotion. A new synthesis*. New York: Springer.
- Lewinsohn, P. M. (1974). A behavioral approach to depression. In R. J. Friedman & M.M. Katz (Hrsg.), *The psychology of depression*. New York: Wiley.
- Lewinsohn, P. M., Roberts, R. E., Seeley, J. R., Rohde, P., Gotlib, I. H. & Hops, H. (1994). Adolescent psychopathology: II. Psychosocial risk factors for depression. *Journal of Abnormal Psychology, 103*, 302–315.
- Lewinsohn, P. M., Steinmetz, J. L., Larson, D. W. & Franklin, J. (1981). Depression-related cognitions: Antecedent or consequence? *Journal of Abnormal Psychology, 90*, 213–219.
- LimeSurvey Project Team/Schmitz, C. (2010). *LimeSurvey: An Open source survey tool/ LimeSurvey Project Hamburg, Germany*. URL <http://www.limesurvey.org>.
- Lopez, F. G., Thorne, B., Schoenecker, S., Siffert, K., Chaliman, R. & Castleberry, E. (2014). Externally contingent and unstable self-worth as predictors of depression in college women: A 3-month study. *Journal of College Counseling, 17*, 102–115.
- Lyubomirsky, S., Boehm, J. K., Kasri, F. & Zehm, K. (2011). The cognitive and hedonic costs of dwelling on achievement-related negative experiences: Implications for enduring happiness and unhappiness. *Emotion, 11*, 1152–1167.
- Lyubomirsky, S. & Nolen-Hoeksema, S. (1995). Effects of self-focused rumination on negative thinking and interpersonal problem solving. *Journal of Personality and Social Psychology, 69*, 176–190.
- Maricuțoiu, L. P., Macsinga, I., Rusu, S., Vîrgă, D. & Sava, F. A. (2012). Adaptation and validation of the contingencies of self-worth scale on a Romanian student sample. *Cognition, Brain, Behavior. An Interdisciplinary Journal, 16*, 121–138.
- Mentzos, S. (1995). *Depression und Manie. Psychodynamik und Therapie affektiver Störungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Metalsky, G. I. & Joiner, T. E. (1992). Vulnerability to depressive symptomatology: A prospective test of the diathesis-stress and causal mediation components of the hopelessness theory of depression. *Journal of Personality and Social Psychology, 63*, 667–675.
- Metalsky, G. I., Joiner, T. E., Hardin, T. S. & Abramson, L. Y. (1993). Depressive reactions to failure in a naturalistic setting: A test of the hopelessness and self-esteem theory of depression. *Journal of Abnormal Psychology, 102*, 101–109.
- Monroe, S. M. & Simons, A. D. (1991). Diathese-stress theories in the context of life stress research: Implications for the depressive disorders. *Psychological Bulletin, 110*, 406–425.
- Muller, D., Judd, C. M. & Yzerbyt, V. Y. (2005). When moderation is mediated and mediation is moderated. *Journal of Personality and Social Psychology, 89*, 852–863.
- Neighbors, C., Larimer, M. E., Markman Geisner, I. & Knee, C. R. (2004). Feeling controlled and drinking motives among college students: Contingent self-esteem as a mediator. *Self and Identity, 3*, 207–224.
- Niiya, Y., Brook, A. T. & Crocker, J. (2010). Contingent self-worth and self-handicapping: Do incremental theorists protect self-esteem? *Self and Identity, 9*, 276–297.
- Nolen-Hoeksema, S. (1991). Responses to depression and their effects on the duration of depressive episodes. *Journal of Abnormal Psychology, 100*, 569–582.

- Nolen-Hoeksema, S. & Dvis, C. G. (1999). "Thanks for sharing that": Ruminators and their social support networks. *Journal of Personality and Social Psychology*, *77*, 801–814.
- Nolen-Hoeksema, S., Wisco, B. E. & Lyubomirsky, S. (2008). Rethinking rumination. *Perspectives on Psychological Science*, *3*, 400–424.
- Nyenhuis, D. L., Yamamoto, C., Luchetta, T., Terrien, A. & Parmentier, A. (1999). Adult and geriatric normative data and validation of the Profile of Mood States. *Journal of Clinical Psychology*, *55*, 79–86.
- Oatley, K. & Bolton, W. (1985). A social-cognitive therapy of depression in reaction to life events. *Psychological Review*, *92*, 372–388.
- O'Brien, E. J., Bartoletti, M. & Leitzel, J. D. (2006). Self-esteem, psychopathology, and psychotherapy. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives* (S. 306–315). Oxford: Psychology Press.
- Oppenheimer, C. W., Technow, J. R., Hankin, B. L., Young, J. F. & Abela, J. R. Z. (2012). Rumination and excessive reassurance seeking: Investigation of the vulnerability model and specificity to depression. *International Journal of Cognitive Therapy*, *5*, 254–267.
- Ormel, J., Oldehinkel, A. J. & Vollebergh, W. (2004). Vulnerability before, during, and after a major depressive episode. *Archives of General Psychiatry*, *61*, 990–996.
- Orth, U., Robins, R. W. & Meier, L. L. (2009). Disentangling the effects of low self-esteem and stressful events on depression: Findings from three longitudinal studies. *Personality Processes and Individual Differences*, *97*, 307–321.
- Orth, U., Robins, R. W. & Roberts, B. W. (2008). Low self-esteem prospectively predicts depression in adolescence and young adulthood. *Personality Processes and Individual Differences*, *95*, 695–708.
- Orth, U. & Robins, R. W. (2013). Understanding the link between low self-esteem and depression. *Current Directions in Psychological Science*, *22*, 455–460.
- Park, L. & Crocker, J. (2005). Interpersonal consequences of seeking self-esteem. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *31*, 1587–1598.
- Park, L., Crocker, J. & Kiefer, A. K. (2007). Contingencies of self-worth, academic failure, and goal pursuit. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *33*, 1503–1517.
- Park, L. E., Crocker, J. & Vohs, K. D. (2006). Contingencies of self-worth and self-validation goals: Implications for close relationships. In K. D. Vohs and E. J. Finkel (Hrsg.), *Self and relationships: Connecting intrapersonal and interpersonal processes*. New York: Guilford Publications.
- Park, L. E. (2007). Appearance-based rejection sensitivity: Implications for mental and physical health, affect, and motivation. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *33*, 490–504.
- Park, L. E. & Maner, J. K. (2009). Does self-threat promote social connection? The role of self-esteem and contingencies of self-worth. *Journal of Personality and Social Psychology*, *96*, 203–217.
- Park, L. E., Sanchez, D. T. & Brynildsen, K. (2011). Maladaptive responses to relationship dissolution: The role of relationship contingent self-worth. *Journal of Applied Social Psychology*, *41*, 1749–1773.
- Patrick, H., Neighbors, C. & Knee, C. R. (2004). Appearance-related social comparison: The role of contingent self-esteem and self-perception of attractiveness. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *30*, 501–514.

- Pelkonen, M., Marttunen, M., Kaprio, J., Huurre, T. & Aro, H. (2008). Adolescent risk factors for episodic and persistent depression in adulthood. A 16-year prospective follow-up study of adolescents. *Journal of Affective Disorders*, *106*, 123–131.
- Perrez, M. & Reicherts, M. (1992). *Stress, coping and health. A situation-behavior approach. Theory, Methods, Applications*. Toronto: Hogrefe & Huber Publishers.
- Pinquart, M. & Duberstein, P. R. (2005). Optimism, pessimism, and depressive symptoms in spouses of lung cancer patients. *Psychology & Health*, *20*, 565–578.
- Poppe, P., Stiensmeier-Pelster, J. & Pelster, A. (2005). *Attributionsstilfragebogen für Erwachsene (ASF-E)*. Göttingen: Hogrefe.
- Preacher, K. J. & Hayes, A. F. (2008). Asymptotic and resampling strategies for assessing and comparing indirect effects in multiple mediator models. *Behavior Research Methods*, *40*, 879–891.
- Preacher, K. J., Rucker, D. D. & Hayes, A. F. (2007). Addressing moderated mediation hypothesis: Theory, methods, and prescriptions. *Multivariate Behavioral Research*, *42*, 185–227.
- Pyszczynski, T. & Greenberg, J. (1987). Self-regulatory perseveration and the depressive self-focusing style: A self-awareness theory of reactive depression. *Psychological Bulletin*, *102*, 122–138.
- Pyszczynski, T., Hamilton, J. C., Herring, F. H. & Greenberg, J. (1989). Depression, self-focused attention, and the negative memory bias. *Journal of Personality and Social Psychology*, *57*, 351–357.
- Pyszczynski, T., Holt, K. & Greenberg, J. (1987). Depression, self-focused attention, and expectancies for positive and negative future life events for self and others. *Journal of Personality and Social Psychology*, *52*, 994–1001.
- QuestBack GmbH (2004). Online-Befragungssoftware unipark. [Computer software]. URL <http://www.unipark.com>.
- Radloff, L. S. (1979). The CES-D Scale: A self-report depression scale for research in the general population. *Applied Psychological Measurement*, *1*, 385–401.
- Reinherz, H. Z., Giaconia, R. M., Hauf, A. M. C., Wasserman, M. S. & Silverman, A. B. (1999). Major depression in the transition to adulthood: Risks and impairments. *Journal of Abnormal Psychology*, *108*, 500–510.
- Rhodewalt, F. & Tragakis, M. W. (2003). Self-esteem and self-regulation: Toward optimal studies of self-esteem. *Psychological Inquiry*, *14*, 66–70.
- Rhodewalt, F. (2008). Self-handicapping: On the self-perpetuating nature of defensive behavior. *Social and Personality Psychology Compass*, *3*, 1255–1268.
- Richter, G. & Richter, J. (1995). *Komplexität von Depressivität*. Münster: Waxmann.
- Richter, G. (2000). Depression und Persönlichkeit – Konzepte und Ergebnisse. *Psychotherapie*, *5*, 54–69.
- Roberts, J. E. & Monroe, S. M. (1992). Vulnerable self-esteem and depressive symptoms: Prospective findings comparing three alternative conceptualizations. *Journal of Personality and Social Psychology*, *62*, 804–812.
- Roberts, J. E. & Monroe, S. M. (1994). A multidimensional model of self-esteem in depression. *Clinical Psychology Review*, *14*, 161–181.
- Roberts, J. E. (2006). Self-esteem from clinical perspective. In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives*. Oxford: Psychology Press.

- Sanchez, D. T. & Crocker, J. (2005). How investment in gender ideals affects well-being: The role of external contingencies. *Psychology of Women Quarterly, 29*, 63–77.
- Sanchez, D. T. & Kwang, T. (2007). When the relationship becomes her: Revisiting women's body concerns from a relationship contingency perspective. *Psychology of Women Quarterly, 31*, 401–414.
- Sargent, T., Crocker, J. & Luhtanen, R. K. (2006). Contingencies of self-worth and depressive symptoms in college students. *Journal of Social and Clinical Psychology, 25*, 628–646.
- Schemer, C. (2007). Wem Mediens Schönheiten schaden. *Zeitschrift für Medienpsychologie, 19*, 58–67.
- Schöne, C. (2013). Selbstwertkontingenz. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Lexikon der Psychologie* (16., vollst. überarb. Aufl, S. 1405). Bern: Huber.
- Schütz, A. (2005). *Je selbstsicherer, desto besser? Licht und Schatten positiver Selbstbewertung*. Weinheim: BeltzPVU.
- Schwinger, M., Otterpohl, N. & Gorges, J. (2014). *Structure of contingent self-esteem: A comparison of global, domain-specific and hierarchical factor models*. Manuskript eingereicht zur Publikation.
- Schwinger, M. (2008). *Selbstwertregulation im Lernprozess - Determinanten und Auswirkungen von Self-Handicapping*. Dissertation, Universität Gießen.
- Seemann, S. (2004). *Persönlichkeit, Coping und depressive Symptomatik im Jugendalter*. Dissertation, Universität Tübingen.
- Soenens, B. & Duriez, B. (2012). Does conservatism have a self-esteem enhancing function? An examination of associations with contingent self-worth and ill-being in late adults. *Personality and Individual Differences, 52*, 728–732.
- Steele, C. M. (1988). The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In L. Berkowitz (Hrsg.), *Advances in Experimental Social Psychology*. New York: Academic Press.
- Stiensmeier-Pelster, J. (1989). Attributional style and depressive mood reactions. *Journal of Personality, 57*, 581–599.
- Stiensmeier-Pelster, J., Braune-Krickau, M., Schürmann, M. & Duda, K. (2014). *Depressionsinventar für Kinder und Jugendliche (DIKJ)* (3. überarbeitete und neu normierte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Stiensmeier-Pelster, J. & Schürmann, M. (1991). Attributionsstil als Risikofaktor der depressiven Reaktion bei Kindern. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 23*, 318–329.
- Teasdale, J. D. (1988). Cognitive vulnerability to persistent depression. *Cognition & Emotion, 2*, 247–274.
- Teismann, T. (2012). *Kognitive Verhaltenstherapie depressiven Grübelns*. Berlin: Springer.
- Traue, H. C., Hrabal, V. & Kosarz, P. (2000). Alltagsbelastungsfragebogen (ABF): Zur internen Konsistenz, Validierung und Stressdiagnostik mit dem deutschsprachigen Daily Stress Inventory. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin, 21*, 15–38.
- Trivedi, R. B., Blumenthal, J. A., O'Connor, C., Adams, K., Hinderliter, A., Dupree, C. et al. (2009). Coping styles in heart failure patients with depressive symptoms. *Journal of Psychosomatic Research, 67*, 339–346.
- Vartanian, L. R. (2009). When the body defines the self: Self-concept clarity, internalization, and body image. *Journal of Social and Clinical Psychology, 28*, 94–126.

- Vonk, R. & Smit, H. (2012). Optimal self-esteem is contingent: Intrinsic versus extrinsic and upward versus downward contingencies. *European Journal of Personality, 26*, 182–193.
- Weiner, B. (1985). An attributional theory of achievement motivation and emotion. *Psychological Review, 92*, 548–573.
- Weiner, B. (2000). Intrapersonale und interpersonale Motivationstheorien aus einer attributionalen Perspektive. In F. Försterling, J. Stiensmeier-Pelster & L.-M. Silny (Hrsg.), *Kognitive und emotionale Aspekte der Motivation* (S. 13–28). Göttingen: Hogrefe.
- Wenzlaff, R. M. (2003). Mental control and depressive rumination. In C. Papageorgiou & A. Wells (Hrsg.), *Rumination. Nature, theory & treatment for negative thinking in depression*. Chichester: Wiley.
- WHO. (2010). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V(F). Klinisch-diagnostische Leitlinien* (7., überarb. Aufl.). Bern: Huber.
- WHO (2012). *Depressionen in Europa*. Zugriff am 13.07.2014. Verfügbar unter <http://www.euro.who.int/de/health-topics/noncommunicable-diseases/mental-health/news/news/2012/10/depression-in-europe>.
- Wimmer, T. (2010). *Positive und negative Metakognitionen über die Rumination und ihre differentiellen Effekte auf die kognitive Flexibilität bei dysphorisch/depressiven Frauen*. Dissertation, Universität Münster.
- Wood, J. V., Anthony, D. B. & Foddis, W. F. (2006). Should people with low self-esteem strive for high self-esteem? In M. H. Kernis (Hrsg.), *Self-esteem issues and answers: A source book of current perspectives* (S. 288–296). Oxford: Psychology Press.
- Zuckerman, M. (1979). Attribution of success and failure revisited, or: The motivational bias is alive and well in attribution theory. *Journal of Personality, 47*, 245–287.
- Zuckerman, M., Kieffer, S. C. & Knee, C. R. (1998). Consequences of self-handicapping: Effects on coping, academic performance, and adjustment. *Journal of Personality and Social Psychology, 74*, 1619–1628.
- Zuckerman, M. & Tsai, F.-F. (2005). Costs of self-handicapping. *Journal of Personality, 73*, 411–442.

Anhang A: Ergebnisse der exploratorischen Faktorenanalyse der Skalen zur Erfassung der Selbstwertkontingenzen (inklusive der vollständigen Itemformulierungen*)

Faktoren 1. Ordnung

	1	2	3	4	5	6
Wettbewerb						
Besser abzuschneiden als andere, gibt mir ein Gefühl von Selbstachtung.	.84					
Zu wissen, dass ich bei einer Aufgabe besser bin als andere, steigert mein Selbstwertgefühl.	.81					
Mein Selbstwert wird dadurch beeinflusst, wie gut ich bin, wenn ich mich mit anderen messe.	.81					
Mein Selbstwert wird davon beeinflusst, wie gut ich in Wettbewerbssituationen abschneide.	.76					
Ich fühle mich wertvoll, wenn ich Aufgaben oder Fertigkeiten besser ausführe als andere.	.82					
akademische Kompetenz						
Meine Meinung über mich selbst ist nicht daran gebunden, wie gut ich in der Uni bin.		.36				
Ich fühle mich schlecht, wenn meine akademischen Leistungen zu wünschen übrig lassen.		.54				
In der Uni gut zu sein, gibt mir ein Gefühl von Selbstachtung.		.53				
Ich fühle mich besser, wenn ich im akademischen Bereich erfolgreich bin.	.37	.71				
Mein Selbstwert wird von meinen akademischen Leistungen beeinflusst.	.38	.49				
Anerkennung						
Es ist mir egal, was andere Leute von mir denken.			.79			
Was andere von mir denken, hat keinen Einfluss darauf, was ich über mich selbst denke.			.77			
Mein Selbstwert ist abhängig von der Meinung, die andere über mich haben.			.71			
Ich kann mich selbst nicht respektieren, wenn andere Leute mich nicht respektieren.			.47			
Es ist mir egal, wenn andere Leute eine schlechte Meinung über mich haben.			.78			

Anmerkungen. Faktorladungen < .30 unterdrückt.

*Schwinger et al., Manuskript eingereicht zur Publikation

	1	2	3	4	5	6
Attraktivität						
Wenn ich glaube, dass ich gut aussehe, fühle ich mich gut.						.65
Mein Selbstwert ist unabhängig davon, wie ich das Aussehen meines Körpers empfinde.						.58
Mein Selbstwert sinkt, wenn ich glaube, dass ich nicht gut aussehe.						.77
Mein Selbstwert wird dadurch beeinflusst, wie attraktiv ich mein Gesicht finde.						.79
Mein Selbstwert hängt nicht davon ab, ob ich mich attraktiv fühle oder nicht.						.53
Tugend						
Mein Selbstwert hängt davon ab, ob ich meinen moralischen/ethischen Prinzipien folge oder nicht						.70
Meine Selbstachtung würde leiden, wenn ich etwas Unethisches tun würde.						.80
Ich könnte mich selbst nicht respektieren, wenn ich nicht nach moralischen Prinzipien leben würde.						.81
Etwas zu tun, von dem ich weiß, dass es falsch ist, lässt mich meine Selbstachtung verlieren.						.62
Wann immer ich meinen moralischen Prinzipien folge, schnellst meine Selbstachtung in die Höhe.						.58
Familie						
Mein Selbstwert wird nicht von der Qualität der Beziehungen zu meinen Familienmitgliedern beeinflusst.						.45
Wenn ich mich von meiner Familie nicht geliebt fühle, sinkt mein Selbstwertgefühl.						.66
Zu wissen, dass meine Familienmitglieder mich lieben, gibt mir ein gutes Gefühl.						.80
Wenn meine Familienmitglieder stolz auf mich sind, steigt mein Selbstwertgefühl.						.65
Es ist wichtig für meine Selbstachtung, dass ich eine Familie habe, die sich um mich sorgt.						.74

Anmerkungen. Faktorladungen < .30 unterdrückt.

Faktoren 2. Ordnung

		1	2
Externale Selbstwertkontingenzen			
Wettbewerb		.86	
akademische Kompetenz		.75	
Anerkennung		.44	
Attraktivität		.49	
Internale Selbstwertkontingenzen			
Tugend			.47
familiäre Unterstützung			.58

Anmerkungen. Faktorladungen < .30 unterdrückt.

Anhang B: Fragebogen zur Erfassung kontingenz-kongruenter *daily hassles*

	nicht aufge- treten	nicht belas- tend	sehr wenig belas- tend	ein wenig belas- tend	mäßig belas- tend	stark belast- end	sehr stark belas- tend	uner- träglich
hassles Wettbewerb								
Ich stand in Konkurrenz zu jemandem.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe in einem Gesellschaftsspiel verloren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe in einer wichtigen Wettbewerbssituation schlecht abgeschnitten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Mannschaft hat beim Sport gegen eine andere verloren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Obwohl ich mich angestrengt habe, war ich schlechter als meine Kommilitonen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
hassles Kompetenz								
Ich habe in einer Leistungsbeurteilung schlecht abgeschnitten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich musste öffentlich ein Referat/einen Vortrag halten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Jemand hat meine Kompetenz/Begabung für mein Studienfach infrage gestellt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Jemand musste mir den Stoff mehrfach erklären, weil ich es nicht verstanden habe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich hatte in einem meiner Studienfächer Schwierigkeiten bei der Bewältigung einer Aufgabe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
hassles Anerkennung								
Ich wurde kritisiert oder beschimpft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde respektlos behandelt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	nicht aufge- treten	nicht belas- tend	sehr wenig belas- tend	ein wenig belas- tend	mäßig belas- tend	stark belastend	sehr stark belas- tend	uner- träglich
Ich wurde von einer Diskussion über wichtige Entscheidungen ausgeschlossen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde aus einer Gruppe ausgegrenzt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich hatte Streit mit einem Kommilitonen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
hassles Attraktivität								
Ich war um mein Äußeres besorgt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es haben wenig Männer/Frauen mit mir geflirtet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Jemand hat mein Äußeres kritisiert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich ungerne im Spiegel betrachtet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich hatte sehr unreine Haut.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Anhang C: Skalen zur Erfassung kognitiver Symptome der depressiven Belastungsreaktion

Studie 2 (Skala „gedankliche Weiterbeschäftigung“)

	stimmt gar nicht	stimmt eher nicht	weder/ noch	stimmt eher	stimmt genau
In diesem Moment...					
... kreisen meine Gedanken um das Feedback.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... kann ich nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie andere mich beurteilen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... habe ich das Feedback abgehakt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Studie 3 (Skala „kognitive Defizite“)

	stimmt gar nicht	stimmt eher nicht	weder/ noch	stimmt eher	stimmt genau
In diesem Moment...					
... kann ich mich kaum entscheiden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... fällt es mir schwer, mich zu konzentrieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... bin ich durch andere Gedanken abgelenkt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... kann ich nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie andere mich beurteilen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... habe ich das Feedback abgehakt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Anhang D: Fragebogen zur Überprüfung der Attributionsmanipulation (adaptiert an den ASF-E; Poppe et al., 2005)

Du hast soeben ein Feedback erhalten.

Welche Hauptursache ziehst du zur Erklärung heran, dass deine Attraktivität so beurteilt wurde?

Bitte mache nun Angaben über die von dir genannte Hauptursache:

Die Hauptursache dafür, dass meine Attraktivität so beurteilt wurde,

- | | | | |
|---|--|---------------------------|---|
| 1 | liegt vollkommen in der beurteilenden Person begründet | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | liegt vollkommen in mir selbst begründet |
| 2 | wird in Zukunft nie wieder beeinflussen, wie ich beurteilt werde | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | wird auch in Zukunft immer wieder beeinflussen, wie ich beurteilt werde |
| 3 | beeinflusst nur, wie ich auf den ersten Eindruck beurteilt werde | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | beeinflusst auch viele andere Bereiche meines Lebens |
| 4 | hat etwas mit den Umständen zu tun | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | hat etwas mit mir zu tun |
| 5 | wird sich über die Zeit verändern | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | wird über die Zeit stabil bleiben |
| 6 | wirkt sich nur auf diese konkrete Beurteilung aus | 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 | wirkt sich auch auf viele andere Situationen, die mich betreffen, aus |

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die Dissertation eigenständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Die Stellen der Arbeit, die anderen Werken im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, sind durch Angaben und Quellen kenntlich gemacht. Dies gilt auch für Zeichnungen, Skizzen, bildliche Darstellungen und dergleichen. Weiterhin erkläre ich, dass die Dissertation noch nicht im Rahmen einer staatlichen oder anderen Prüfung eingereicht wurde.

Sarah Tandler